It. sing. 1411^r/1

Ex bibliotheca
Dr. Paul Zimmermann

124595

Dieses Exemplar

Sr. Wohlgeboren,

Herrn Stadtdirector

Ludwig Kubel,

Chef des Herzogl. Stadtgerichts und der Herzogl. Polizei, auch Chef des Magistrats und der Armen-Anstalten, und Mitgliede der Schul- und Waisenhauscommission zu Wolfenbüttel,

zum dankbar-schuldigen Tribut

ehrfurchtsvoll

vom

ungenannten Herausgeber.

Denkwürdige Erinnerungen

aus einer

vierjährigen Reise

durch

Süddeutschland, Holland und England

nach den

Freistaaten

des mittleren Südamerika

Bayerische Staatsbibliothek München

von

Friedrich Saacke.

Erster Theil.

Wolfenbüttel, 1844.

Verlag der Holle'schen Buch-, Kunst- und Musikalien-Handlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Wk/52/776

Vorrede.

In unsern Tagen, wo der Trieb zur Auswanderung sich stärker regt, als je, wo eine gewisse Unbehaglichkeit in den heimathlichen Zuständen den Blick so vieler betriebsamer Bürger nach fernen Zonen schweifen läßt, um dort ein neues Vaterland zu suchen, fordert das unter langer spanischer Gewaltherrschaft verdumpfte und verödete, nach blutigem Befreiungskampfe sich endlich von ihr losgerissene, Südamerika, unsre größte Aufmerksamkeit. In seinen weiten menschenleeren Savannen und Pampas gibt es noch unermeßliche Landstriche, die nur der flei-

ßigen Hände warten, um Tausenden von jenen Europa-Müden Unterkommen, ein Leben reicher Genüsse zu bieten. Wenn gleichwohl dieses schönen, von der Natur so reich begabten Landes nur selten gedacht wird bei uns, so liegt das an der geringen Bekanntschaft mit demselben, in dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten von daher, seit es das spanische Joch abgeschüttelt hat. — Das gegenwärtige Werk gibt einige nähere Kunde davon, und bedarf es zu seiner Empfehlung kaum noch anderer Gründe.

Der auf dem Titel genannte Verfasser hat die verschiedenen Freistaaten des mittlern Südamerika, als: Columbien — seit 1831 in Neugranada, Venezuela und Ecuador zerfallen —, Peru, Bolivia, Paraguay und La Plata besucht, mehre Jahre da sich aufgehalten und nach seiner Rückkehr in's deutsche Heimathland dem eigenen Drange und äußeren an ihn ergangenen Ermuthigungen dazu nicht widerstehen können, seine niedergeschriebenen Reiseerlebnisse der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Nicht nur diese, in ihren Verwickelungen

oft bis zum Romanhaften sich erhebenden, eigenen Erlebnisse, sondern mehr noch die darin berührten mannichfaltigen Gegenstände und Verhältnisse geben dem Ganzen ein gewiß hinlängliches Interesse, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen.

Dies Interesse wird aber noch um Vieles erhöht durch den intellectuell anspruchlosen Standpunkt des Erzählers, durch die, wohl eben daraus erklärliche Frische und Unbefangenheit seiner Auffassungen und Betrachtungen und durch die, das Gepräge der Wahrheit so unverkennbar an sich tragende Lebendigkeit und Naivetät seiner Schilderungen. Ganz ungesucht, einfach und anspruchlos werden dem Leser in flüchtigen, lebendigen Zügen eine Reihe von den verschiedensten Bildern vor den Augen vorübergeführt, die von der natürlichen Beschaffenheit, von den Sitten und den bürgerlichen Zuständen jener jungen Freistaaten ihm oft ein frischeres, anschaulicheres Bild gewähren dürfte, als manches andere, in einer streng wissenschaftlichen Tendenz über denselben Gegenstand geschriebene, Werk, es vermag. Wenn der Ver-

fasser, namentlich von den diesseits des Oceans berührten Städten und dem in diesen waltenden Leben, auch Manches erzählt, das schon längst bekannt ist, so dürfte dessen Auffrischung hier doch um so weniger überflüssig erscheinen, als die aus Europa mitgetheilten Notizen den amerikanischen Bildern zur Vergleichung dienen, diesen gleichsam Licht und Schatten geben. Zudem verleiht die individuelle Art und Weise der Auffassung und Darstellung mit den oft eben so freisinnigen, als pikanten Reflexionen diesen einen so eigenthümlichen Reiz, daß man in dieser Gestaltung auch das Bekannte gewiß nicht ungern wieder lesen wird.

Sollte nun auch dieses Buch, abgesehen von seinem unzweifelhaften Werthe für die Länder- und Völkerkunde, nicht weiter als eine wesentliche Bereicherung für die Wissenschaft angesehen werden können, so bietet doch sein Inhalt einen so reichen Wechsel von Reisebegebenheiten und Reisebeobachtungen und in seinen mannigfaltigen Schilderungen aus der tropischen Natur und seinem vielbewegten Leben in jenen fernen Zonen, so viel des Ansprechen-

den, daß dieses für sich allein wohl schon hinreichen dürfte, ihm eine freundliche Aufnahme in der Lesewelt zu verbürgen. Jedenfalls dürfte es derer Beachtung würdiger sein, als so manche seichte Producte deutscher Uebersetzungsfabriken, denen meistens jede Realität für den Verstand mangelt und deren beifällige Aufnahme bei einem großen Theile des lesenden Publikums, der das Fremde nun einmal unbedingt deutschen Geistesgaben vorzieht, dem vaterländischen Schriftsteller fast den Muth rauben muß, mit einem Werke hervorzutreten, worin sich, wie im vorliegenden, deutscher Sinn und deutsches Gemüth ausgesprochen findet.

Ohne weiter auf Einzelnheiten des Inhalts eingehen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, hervorzuheben, wie Bemerkungen und Urtheile des Verfassers über so Manches, was er auf seiner weiten Reise wahrgenommen, eben so gediegen sind, als sie nicht selten wegen ihrer Neuheit und Gedankenfülle überraschen müssen. So unter Anderm ist Das, was er über Gefangenen-Anstalten der alten und

neuen Welt äußert, in der That, von der Art, daß es nicht nur den Beifall jedes Menschenfreundes verdient, sondern auch wohl selbst einer ernsten Beachtung der Fachkundigen nicht unwerth sein möchte. Die von ihm in dieser Beziehung mitgetheilten Nachrichten sind um so beachtungswerther, als sein bürgerlicher Standpunkt und seine ganze Individualität wohl annehmen läßt, daß sie vorurtheilsfrei aufgefaßt und wahrheitgetreu sind; eine Eigenschaft, die vielen anderen Mittheilungen dieser Art abgeht, sei es, weil der Berichterstatter von diesem oder jenem Systeme zu sehr eingenommen ist, um unbefangen sehen und urtheilen zu können, oder auch, weil der auf solchen Besuch gemeiniglich vorbereitete Vorsteher eines Gefängnisses ihn eben nur Das sehen und wissen läßt, was die Anstalt in ein günstiges Licht zu stellen vermag, ihre schwachen Seiten aber ihm geflissentlich verbirgt.

Auch verdient noch hervorgehoben zu werden, daß man durch den Verfasser den bisher so räthselhaft erschienenen und in seinem Stre-

den wohl verkannten Dictator Francia in Paraguay, den er in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, von einer ganz andern Seite kennen lernt; und wenn das Bild, welches er von ihm entwirft, und das so ganz verschieden von Dem ist, wie er bisher geschildert worden, durch fernere wahrhafte Kunde, die jetzt, nachdem der merkwürdige Mann durch den Tod der Geschichte anheim gefallen ist, nicht ausbleiben wird, als treu und wahr sich erweisen sollte, so muß man dem Vefasser zugestehen, daß er zuerst ein geschichtliches Factum berichtigt und damit der Geschichte einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet hat. Seine Schilderung muß wohl um so unverdächtiger erscheinen, als seine Erlebnisse in Paraguay eher geeignet waren, ihn über dessen gewaltigen Dictator zu entrüsten, als sein Panegyriker zu werden.

Von der Unterstützung des Publikums und der Aufnahme, welche diesem Erstlingswerke widerfahren wird, hängt es ab, ob der Verfasser seine abenteuerliche Reise durch Groß-Chaco — ein Land, von welchem bis jetzt fast

noch nichts weiter bekannt, als daß es existirt und von Wilden bewohnt ist — ebenfalls bearbeiten und der Oeffentlichkeit zu übergeben sich bewogen finden kann.

S. Belri-Schmidt.

Denkwürdige Erinnerungen.

Erster Theil.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

I.

Introduction.

Mein Vater, ein Bergofficiant zu Zellerfeld, wünschte auch mich dem Bergbau zu widmen, schüttelte aber bedenklich den Kopf, wenn er den Knaben nicht selten Abends erhitzt und todtmüde von seinen einsamen Streifzügen aus den Bergen zurückkehren sah, und meinte, daß dieser für einen künftigen Bergmann Gottes freie Natur viel zu viel liebte. Mein Vater hatte Recht. Ich fühlte keine Neigung, im Orkus zu wohnen, um todten Mammon an's Tageslicht zu fördern. Die Oberwelt mit ihren lachenden Fluren, ihren Bergen und Thälern, der muntere Gesang ihrer befiederten Luftbewohner boten einen höhern Reiz, als alle goldenen Schätze, deren Werth der Knabe überdies noch nicht kannte. Zudem fühlte ich von früher Jugend einen unwiderstehlichen Reisetrieb in mir. Hatte ich auf meinen jugendlichen Feiertagswanderungen den Gipfel eines in weite Ferne blickenden Berges

mühvoll erklommen, o, wie pochte mein Herz, wie schwer trennte ich mich von ihm; namenlose Sehnsucht nach einem unbestimmten, unbegriffenen Etwas bemächtigte sich meiner. Ich wünschte mir Schwingen, um mit den luftigen Wolken ziehen zu können.

Als ich mich später nicht entschließen konnte, Bergmann zu werden, aber doch, was ich recht gut einsah, etwas erlernt haben mußte, um mein Fortkommen in der Welt zu finden, so ließ ich mich bei einem geschickten Maschinen- und Zimmerbaumeister in die Lehre geben. Mit natürlichen Anlagen und den nöthigen Schulkenntnissen, namentlich in der Mathematik, ausgestattet, hatte ich es nach Ablauf meiner drei Lehrjahre denn auch so weit gebracht, daß ich es getrost in der Welt versuchen durfte. Mein Lehrherr selbst ermunterte mich dazu, indem er glaubte, daß die Wanderung erst die rechte Ausbildung gebe und man dazu nicht früh genug gelangen könne. — Der so ungeduldig erwartete Augenblick, in welchem ich die Welt sehen sollte, war denn gekommen. Fröhlichen Muths trat ich meine erste Reise an.

An keinem Orte lange verweilend, durchflog ich die Schweiz und einen Theil von Deutschland und kehrte alsdann nur nach Zellerfeld wieder zurück, um

mir von den Aeltern die Mittel zu einer beabsichtigten Reise nach England geben zu lassen. Dieses Land des großartigsten Maschinenwesens wünschte ich zu sehen. Leider war mein Vater kurz zuvor bei der Hinabfahrt in einen neu gebauten Schacht verunglückt. Von seiner geringen Hinterlassenschaft mochte ich meiner trauernden Mutter nichts entziehen.

Den Zweck meiner Rückkehr verfehlt sehend und den noch nicht befriedigten Reisetrieb einstweilen unterdrückend, nahm ich in einer nahen Maschinenfabrik Arbeit. Von meinen Vorgesetzten geachtet, von den Kameraden geliebt, anstellig und, wie ich mir schmeicheln durfte, nicht ungeschickt, hätte ich mir eine Hütte bauen und ein für meine Sphäre ganz glückliches Leben führen können. Indessen meine Neigung zum Wanderleben ließ mich auf der engen heimathlichen Scholle keine Ruhe finden, kein Glück. Das Schicksal des ewig wandernden Juden schien meinen beschränkten Sinnen eben kein unglückliches. — Engländer, welche um diese Zeit deutsche Bergleute und Maschinenbauer für die Bergwerke von Columbien (Neu-Granada) suchten, die eine englische Gesellschaft — Goldschmid und Comp. — zur Ausbeutung gepachtet hatte, machten auch mir Anträge. Die von ihnen

gestellten Bedingungen schienen annehmlich; ich würde sie angenommen haben, selbst wenn sie minder vortheilhaft gewesen wären. Ich nahm ein fünfjähriges Engagement als Aufseher und Dirigent der Maschinenwerke zu Marmato, welcher Ort zwischen Santa Fé de Bogota und Popayan liegt.

Der Tag, an welchem der Contract schriftlich vollzogen wurde, erschien mir als der glücklichste meines Lebens. Den Gipfel meiner Wünsche hatte ich erreicht. Amerika sollte ich sehen, das Land der Inca's und Caziken, das Land der großen Naturwunder. O, wohl oft hatte ich von seinen Urwäldern und Goldbergen geträumt, von seiner überreichen Vegetation und dem immer blauen, heitern Himmel. Dorthin also!

II.

Antritt dieser Reise. — Meine Reisegenossen und eine kurze biographische Skizze von ihnen. — Die Reise geht über Göttingen, Kassel, Marburg, Friedberg nach Frankfurt.

So ging's denn heitern Sinnes und frohen Muthes der neuen Bestimmung entgegen. Am Donnerstage, den 30. September 1830, Morgens sieben Uhr, schlug die Stunde der Trennung von der lieben Heimath. Auf wie lange? Wer wußte es! Zwei Freunde, welche sich gleichzeitig mit mir hatten anwerben lassen, waren meine Reisegenossen. Beide zählte man zu den tüchtigsten Bergleuten. Der ältere von ihnen, Herr Heinrichs, stand in den mittlern Dreißigern, im kräftigsten Mannsalter. Noch nie hatte er seinen Geburtsort auf länger als einen Tag verlassen; außer des Harzes dicht bewaldeten Bergen hatte die übrige Welt für ihn weder Gestalt, noch Form; wie ihm jede Welterfahrung abging, so führte das auf der Reise zu manchem Quiproquo. Im übrigen war er, sieht

man von einer kleinen ihn beherrschenden Schwäche hinweg, ein verständiger Mann, selbst, in vieler Hinsicht, ein offener Kopf. Seine Schwäche aber bestand im festen Glauben an Bergmännchen und Kobolde; ihm selbst, behauptete er, seien sie nicht selten im tiefen Schacht begegnet. Für ihn existirte Rübezahl noch in der vollen Glorie vergangener Zeiten. Wer das naive Bergvölkchen kennt, seine Sitten und Gewohnheiten, die Einfachheit seines Lebens, der wird sich in der That hierüber nicht wundern. Der Harzer saugt den Kinderglauben an die überirdische Geisterwelt mit der Muttermilch ein; genährt und unterhalten wird dieser durch die übermächtige Natur um ihn. Er sieht und liebt in den gigantischen Gebilden der, Stürmen und Zeiten trotzenden, himmelhohen Felsen seine Märchen, die bezauberten Prinzessinnen und Helden. Und die Grauen erregenden Abgründe, die endlosen, wundervoll geschmückten Höhlen, können sie von andern als von überirdischen Wesen bewohnt sein? Der auf Felsen abgedrückte Pferdehuf neben den jähen Gründen, die dort hinterlassenen Menschenspuren, woher rühren sie? Des simplen Naturkindes Evangelium, die Sage, giebt Antwort. Es dürfte noch geraume Zeit verfließen, ehe die Aufklärung den

neckenden Kobold und den Rübezahl von hier vertreibt. Und der Alterthumsfreund, soll er es wünschen?

Herr Heinrichs glaubte auch an Traumerscheinungen, und dieser Glaube übte keinen geringen Einfluß auf sein späteres Leben. Aufgeweckten und fröhlichen Temperaments, gutmüthig und ehrlich, fühlte man sich übrigens in seiner Gesellschaft recht behaglich. — Sein einziger Reisezweck war, Reichthümer zu sammeln. Die von den Engländern eröffnete Aussicht, diese recht bald zu erlangen, erleichterte ihm den schweren Abschied von seiner Frau und seinen zwei Kindern, die er sehr liebte. Er unterhielt sich während der Reise gern von seinen künftigen Moguls-Schätzen, an deren einstigem Besitz er keinen Augenblick zweifelte. Kommen wir zu meinem zweiten Reisegefährten.

Dieser hatte eben sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt. Früh erfahrnes Unglück gab seinem ganzen Wesen ein so ernstes Gepräge, daß dieses mit seinen jugendlichen Zügen oft auf das Wunderlichste contrastirte. Ein schöner, blonder Junge, groß und schlank, wie eine heimische Tanne, jedes Glied proportionirt, besaß er zugleich eine ungewöhnliche Muskelkraft, die

ihn — in Parenthese bemerkt — bei Tanzgelagen und andern jugendlichen Versammlungen der Schrecken aller Zänker und Streitsüchtigen werden ließ. Gutmüthig, wie alle kräftigen Naturen, und dienstgefällig, wo er es nur sein konnte, wurde er allgemein geliebt. Viele hatten es versucht, als seine wegen der Auswanderung angeknüpften Unterhandlungen bekannt geworden waren, ihn davon abzubringen. Doch vergebens. Er hatte einen Zweck vor Augen, wenn auch einen andern, wie Heinrichs.

Wilhelm Knapp — so hieß er — war unehelicher Geburt und kannte seinen Vater nicht. Seine Mutter, einziges Kind eines unbemittelten Bergbeamten, hatte, nachdem sie der Verführung erlegen, ihren unglücklichen Zustand bis zum letzten Augenblicke zu verbergen gewußt, und da sie unmittelbar nach der Entbindung den Geist aufgab, ohne ihren Verführer genannt zu haben, so schwebte man dieserhalb im Dunkeln. Keiner erinnerte sich, sie, die bis dahin Reine und Fleckenlose, je mit irgend einem Manne im vertrauten Umgange bemerkt zu haben. Zuletzt fiel man auf einen gewissen Frankh, einen jungen Sachsen, welcher längere Zeit an diesem Orte verweilt hatte, um das Bergwesen praktisch zu studiren,

und bisweilen in's Haus des alten Knapp gekommen war. Da nach eingezogenen Erkundigungen sich aber ergab, daß dieser Deutschland verlassen habe und sein bisheriger Vormund — Aeltern hatte er nicht mehr — dessen zeitigen Aufenthalt nicht anzugeben wußte, überdieß auch gegen ihn nichts weiter vorlag, als eine vage Vermuthung, so ließ Wilhelms Großvater die Sache auf sich beruhen. Er behielt das Kind bei sich und gab ihm eine, seinen beschränkten Verhältnissen nach, vortreffliche Erziehung.

Wilhelm gedieh. Er ward der Liebling des ganzen Städtchens. Der Großvater nannte ihn den Stolz seines Alters. Doch an seinem eigenen Herzen nagte ein Wurm, seine Geburt. Er hatte sich, nachdem er seiner Neigung zum Studiren wegen Mangel der dazu erforderlichen Mittel nicht hatte folgen können, dem Bergfache gewidmet. — Jetzt betrauerte er seit ungefähr sechs Monaten den Tod des geliebten Großvaters, und sich allein und verlassen fühlend in der weiten Schöpfung, floh er die Stätte seiner Geburt, nicht um Reichthümer zu sammeln, sondern er floh nach den fernen Zonen, um eine unglückliche Liebe zu vergessen.

Ja, Wilhelm liebte. Als Knabe im Hause eines

reichen Bergbeamten gern gelitten, ward er der unzertrennliche Spielgefährte von dessen Tochter, der kleinen Elise. Die gegenseitige Neigung der beiden hübschen Kinder wuchs mit den Jahren. Als Elise zur schmucken Jungfrau, Wilhelm zum kräftigen, stolzen Jünglinge herangewachsen waren, da merkten die Aeltern, daß in dem jungen Paare Wünsche lebten, die ihren anderweiten Absichten entgegen waren. Sie hielten es an der Zeit, das junge Volk, wie sie sich ausdrückten, „auseinander zu thun", und wähnten, ein ernstes Wort genüge. Beiden ward der Umgang mit einander streng untersagt. Gegen die Freunde Wilhelms aber, welche sich für ihn verwenden wollten, äußerte der alte Beamte, daß, wenn er sich auch entschließen könnte, die längst verabredete Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne eines Jugendfreundes aufzugeben, er doch nie einen Menschen ohne Namen und ohne Vermögen zum Schwiegersohn nehmen würde. — Wilhelm und Elise sahen und sprachen sich jetzt insgeheim, da sie es offen nicht mehr durften. Beide erkannten nun erst die Kraft und Allgewalt ihrer Liebe. Einer glücklichen Zukunft gläubig vertrauend, schwuren sie sich ewige Treue. Leider, ist in der sublunarischen Welt keine Freude von

ewiger Dauer! Eine Freundin, welche den Zusammenkünften der Liebenden mit beizuwohnen pflegte und durch deren Hände der Briefwechsel ging, ließ unvorsichtiger Weise einen Liebesbrief Wilhelms in die Hände der Aeltern gerathen. Die Folge war, daß die arme Liebende hinter Schloß und Riegel gesperrt und unter Aufsicht einer hartherzigen Tante gestellt wurde, die mit jungen Leuten um so grimmiger war, weil diese alle heiratheten, während sie selbst ungeduldig nun schon seit sechsundfunfzig Jahren vergebens eines Bewerbers um ihre jungfräuliche Hand harrete. Zu gleicher Zeit suchten die Aeltern die Verheirathung zu beschleunigen; man schrieb an den alten Freund, und nicht lange darauf erschien Herr Julius aus Braunschweig, ein junger, hübscher Großstädter, dessen anspruchloses Wesen und geglättete Manieren sehr für ihn einnahmen. Wilhelm gab alle Hoffnung auf. Er floh. —

Das freundliche Wetter, welches unsere erste Tagfahrt begünstigte, übte nur geringen Einfluß auf unsre in Wehmuth aufgelös'te Stimmung, in welcher wir vielleicht auf immer die Heimathsberge verließen. Aus der kleinen, wenige Stunden entfernten Stadt Osterode, am Fuße des Harzes, ward

den Freunden und Verwandten der letzte Abschiedsgruß zugesandt. Mein älterer Genosse, des Fahrens nicht gewohnt, lief bis Göttingen meistens neben dem Wagen her. Obschon uns mit einem Wagenpferde ein kleiner Unfall begegnete, so erreichten wir doch noch an demselben Tage die weltberühmte Musenstadt, in welcher man sich indessen für den Augenblick wohl mehr mit der Politik, als mit den Musen zu beschäftigen schien.

Erst am andern Tage, bei Fortsetzung unsrer Reise, schien Herr Heinrichs der Trennung von den Seinigen recht inne zu werden. Er vermißte zum ersten Mal den freundlichen Morgengruß seiner Anna, seines geliebten Weibes; seine Kinder entbehrten zum ersten Mal den gewohnten Segen des Vaters. — Erst allmälig fand er sich. Die im Fluge wechselnden Gegenstände erweckten seine Neugierde und boten ihm eine heilsame Zerstreuung. Ihm war Alles fremd, was er sah. Auch Wilhelm schien alle Kräfte aufbieten zu müssen, um den, mit der Entfernung von dem Orte seines angebeteten Gegenstandes wachsenden, Trübsinn zu bekämpfen. Ich, der Fröhlichste, suchte meine wortkargen Gefährten durch Gesang und durch kurzweilige Erzählungen zu erheitern. Doch

erst als wir Kassel vor uns liegen sahen, entwölkte sich ihre Stirn. Heinrichs gerieth außer sich vor Erstaunen über die Höhe der Thürme und über die großen, schönen Häuser; er glaubte in eine Weltstadt zu treten. Meinem jüngern Freunde, der schon in Braunschweig gewesen war, erschien der Anblick einer großen Stadt nicht so fremd. Um dem ehrlichen Heinrichs einen Vorgeschmack von dem Genusse seiner künftigen Reichthümer zu geben, ward für die Nacht das erste Hôtel genommen. Dann durchlief ich mit meinen Gefährten die Stadt, welche mir aus meinen frühern Wanderungen bereits bekannt geworden war. Von dem Schloß- und Paradeplatze und dem großartigen Königsplatze konnte Heinrichs sich kaum wieder trennen; die herrliche Bellevuestraße und den Friedrichsplatz mit der Marmorstatüe des Landgrafen Friedrich II. verließen wir erst bei einbrechender Dunkelheit.

Ich weiß nicht, ob die pfiffigen Marqueure uns für Das erkannt hatten, was wir waren, für drei linkische, unbedeutende Kleinstädter, und es auf Spott oder tüchtige Trinkgelder abgesehen war, oder ob sie uns in der That für große, incognito reisende Herren hielten, wie sie zu thun sich den Anschein gaben?

Wie gesagt, ich weiß es nicht. Der Miethskutscher, welcher uns bis Frankfurt bringen sollte, hatte sich den Spaß gemacht, eine geheimnißvolle Miene anzunehmen, als das Dienstpersonal ihn über uns befragte. — Man hatte uns vier pompöse Zimmer angewiesen. Eins wäre hinreichend gewesen. Mit tiefen Bücklingen empfingen uns die Marqueure, als wir Abends in's Hôtel zurückkehrten. Sie warfen sich indessen ein bedeutungsvolles, vielsagendes Lächeln zu, als Heinrichs, bei dem sich, wie bei uns, der Appetit eingestellt hatte, drei Nordhäuser Kümmel nebst Butterbrot und Harzkäse forderte und auf das „wie Ew. Excellenz befehlen!“ sie verdrießlich zurecht wies mit den Worten: „ich heiße Heinrichs und nicht Eier-Excellenz.“ — Ich trank hier zum ersten Mal im Leben Champagner; wenigstens galt er dafür.

Die lithographirte Rechnung am andern Morgen, auf milchweißem Papier, mit niedlichen Vignetten verziert, sah sich recht hübsch an, doch kam sie ein bischen theuer. Mir war die Lust vergangen, auf künftigen Reichthum jetzt schon hoch zu leben. Ueberhaupt schienen mir die von Marqueuren ertheilten Wirthshaus-Excellenzen nicht die wohlfeilsten. Wir begnügten uns bis Frankfurt mit gewöhnlichen bür-

gerlichen Gasthöfen, deren sich auf der Straße über Wabern, Halsdorf, Marburg, Gießen, Butzbach und Friedberg recht gute darboten, und kamen nach dreitägiger Fahrt, ohne daß uns etwas Besonderes aufgestoßen wäre, dort glücklich an. Wir nahmen unser Logis in dem, wegen seiner Billigkeit und guten Aufwartung allen Reisenden zu empfehlenden, „Pariser Hof", wo ein Associé der Prinzipal-Gesellschaft auf unsre Ankunft bereits wartete.

III.

Der kurze Aufenthalt in Frankfurt. — Ich höre zum ersten Mal eine Oper. — Das Abenteuer und die angenehme Bekanntschaft. — Die Fahrt nach Mainz mit dem Marktschiff. — Ankunft und kurzer Aufenthalt dort. — Die Gastfreundschaft des Herrn Br. — Die Reise über Mainz nach Koblenz. —

Die wenigen Tage, welche wir in Frankfurt zubrachten, weihten wir den Sehenswürdigkeiten, an welchen die ehrwürdige Stadt nicht arm ist. In den Anblick der mächtigen Ochsenhörner verloren, die uns an verschiedenen Straßenecken in die Augen fielen, und deren Zweck wir vergebens zu errathen suchten, wollte sie uns ein kleiner, spaßhafter Herr, als „von Polizei wegen" ausgehängte „symbolica" für gewisse Ehemänner, demonstriren; ein Anderer versicherte dagegen, und wohl mit mehr Wahrheit, daß es die von den Bürgern noch hochgeachteten Ueberbleibsel der von den deutschen Kaisern bei ihren Krönungen Preis gegebenen Ochsen wären und, wie

Jeder sähe, zur größten Zierde der Stadt dienten. — Die vierhundert Schritt lange Mainbrücke, welche mit dem gedrängten Menschengewoge einen recht lebendigen Anblick gewährte, schien meinen beiden Freunden das Höchste menschlicher Werke zu sein. Wie würden sie erst erstaunt haben, wenn ich sie mit einem Zauberschlage nach Dresden auf die siebenhundert Ellen lange Elbbrücke hätte versetzen können? — In der Bartholomäuskirche, in welche wir bald nachher traten, fühlten wir uns von der Heiligkeit und Majestät und von der Pracht, in welcher Er hier wohnte, tief ergriffen; wir knieten und beteten inbrünstig zu Ihm, den wir hier näher, unmittelbarer ahneten, um das Gedeihen unsrer Reise. Wer nicht an sich selbst die Erfahrung gemacht hat, sollte es kaum glauben, wie sehr der äußere Glanz und Reichthum einer Kirche das menschliche Gefühl imponirt. Selbst in der großartigsten Natur, die man allerdings anstaunt und bewundert, fühlt sich der Mensch, auch der weniger sinnliche, doch nie so mächtig zu Gott selbst erhoben, wie in einem weiten, reich verzierten, von Menschenhänden aufgeführten Dom.

Die Sehenswürdigkeiten Frankfurts sind oft und besser beschrieben, wie ich es vermag; erwähne ich

deßhalb auch nur beiläufig, daß wir neugierig zum Römer aufblickten; wißbegierig die Fenster des berühmten Thurn- und Taxis'schen Palastes zählten; tiefgerührt das Waisenhospital besahen und, ungelehrt, wie wir waren, in dem Kaisersaal eben nur einen geräumigen Saal fanden, mit welchem, wie mein prosaischer Freund Heinrichs bemerkte, ein tüchtiger Wirth sein Glück machen würde, wenn er ihn der fröhlichen Jugend zum Tanz öffnete.

Gegen Abend, von einem unwiderstehlichen Menschenstrom, in den wir gerathen waren, fortgerissen, gelangten wir, ohne es zu wissen, zu wollen, vor das in seinem Aeußern eben nicht ansprechende Theater. Nachdem ich meinem ältern Gefährten den Zweck dieses Hauses erklärt hatte, entschlossen wir uns, hineinzugehen. Masaniello, oder die Stumme von Portici, sollte zufällig gegeben werden, eine damals bekanntlich noch neue, mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommene Oper. Der famose Fischer Tommoso Aniello, der gefeierte Freiheitsheld von zwei Tagen, entsprach dem Zeitgeist. Doch ein wundersam Ding, der Zeitgeist! Wer definirt, wer begreift ihn? Er macht kühne Soldaten zu Kaisern, Kaiser zu Bettlern, mittelmäßige Reimschmiede zu Halbgöttern. Menschen vermögen das

nicht. — Das Gedränge in der Nähe des Theaters war ungeheuer. Zu blöde, um auf faustgerechte Weise vorzudringen, verzweifelten wir schon, den „Masaniello“ zu sehen, und waren eben im Begriff, uns aus dem Gewühle wieder heraus zu drängen, als uns ein wohlgekleideter Herr Theaterbillete, freilich zu einem sechsfachen Preise, anbot und durch eine andere Thür in's Haus zu geleiten versprach. Mit dessen Hülfe erhielten wir denn auch noch wirklich einen recht hübschen Platz.

Die Ueberraschung meines ältern Gefährten, dieses reinen Naturmenschen, zu schildern, als er, aus dem Halbdunkel tretend, den glanzvollen, hellerleuchteten Saal plötzlich vor sich sah, einen compacten Menschenknäuel, umzogen mit langen Reihen glänzend geschmückter Damen; dann die reichen Decorationen und geschminkten Gesichter, die er alle für Wahrheit hielt; ich meine, wie er, erstaunt, mit offenem Munde die ihm wildfremde Welt angaffte, sich bald in einem der bezauberten Schlösser seiner Feenmärchen dünkte, bald wieder, sich betastend, zu träumen glaubte, das zu schildern, dazu dürfte eine gewandtere Feder erforderlich sein, wie die meinige. Doch als bald nach unserm Eintritt das Orchester begann, sämmtliche

Instrumente mit Einem einfielen, da verschwand alles Uebrige in ein Nichts. — Auch ich hatte, wenn auch schon Vaudevilles und Operetten genug, doch niemals eine große Oper gesehen, noch nie eine solche Musik, nie solche Sänger gehört, und gerieth nicht weniger in Extase, wie meine beiden Freunde. — Von dem Texte verstand ich nicht viel, dennoch aber fühlte ich die ganze Handlung, ich möchte sagen jedes Wort, genau und distinct in der Musik, in den herrlichsten Melodien. Ob die Stumme von Portici irgend wo besser gegeben werden konnte oder überhaupt besser gegeben werden kann, wie an diesem Abend in Frankfurt, weiß ich nicht zu beurtheilen, genug, mich, wie meine beiden Freunde, versetzte das Spiel, die Musik, Decorationen und Alles, was wir sahen und hörten, in einen Sinnentaumel, der noch fortdauerte, als wir schon lange im Pariser Hof mit der übrigen Gesellschaft bei Tafel saßen. — Heinrichs wurde hier in seiner Unschuld die Zielscheibe der fallenden Tischwitze, als sein Nachbar, ein feister, schon etwas bejahrter Herr, sich bei ihm erkundigte, wie die Stumme gesungen habe, und er unter lautem Lachen der Uebrigen „sehr gut“ antwortete. Ein anderer Witz, den derselbe Herr, welcher sich gern auf Kosten Anderer lustig zu

machen schien, sich mit einem ihm gegenüber sitzenden, in ein Schweinefricassée tapfer einhauenden, jungen Manne mosaischen Glaubens mit der Frage erlaubte, ob es zur Zeit des Judenreichs in Palästina viele Schweine gegeben habe, brachte die Lacher nicht auf seine Seite, indem der Befragte rasch antwortete: „Ei bewahre! nicht eins, weil der Herr nicht da war!“

Am folgenden Morgen machten wir Ausflüge in die reizende Umgegend, tranken Bier in Bockenheim, frühstückten in Bornheim und hatten, gegen Mittag nach der Stadt zurückkehrend, einen leichten Faustkampf mit sechs bis acht losen Gesellen zu bestehen, die in der Nähe des Thors einen alten Mann auf die frechste Weise mißhandelten; zwei hielten ihn, während die anderen nach dem Takte des Fischerliedes, welches sie aus voller Kehle brüllten, mit dicken Stöcken auf ihn losschlugen. Keiner von den Leuten, die, von der Neugierde herbeigezogen, gleichsam einen Kreis um diese Schauderscene bildeten, getraute sich einzuschreiten. Vielleicht auch hatten sie selbst ihren Spaß daran. Ein junges, liebreiches Mädchen, die Tochter des Gemißhandelten, lag, außer sich vor Angst und Schrecken, auf beiden Knien und flehte

händeringend um Barmherzigkeit. Wilhelm hatte auf diese empörende, über alle Maßen freche Brutalität, die, in der That! nur im Jahre Achtzehnhundert und Dreißig fast unter den Augen einer ansehnlichen Thorwache ungestraft geschehen konnte, kaum den Blick geworfen, als er, entrüstet über den Muthwillen der rohen Burschen, auch schon in ihrer Mitte stand, ihnen ein donnerndes Halt zurufend. In dem Augenblicke aber, der Laut war noch nicht verhallt, schwang ein riesig stämmiger Bursche seinen mächtigen Prügel über dem unberufenen Friedensstifter. Wilhelm, dem auf ihn geführten Schlage geschickt ausweichend, schmetterte seinen Antagonisten, ehe dieser noch Zeit hatte den Angriff zu erneuern, mit einem einzigen Faustschlage zu Boden. Zwei Andere, die ihrem Kameraden zu Hülfe kamen, hob er, mit jeder Hand Einen, hoch in die Luft, und schleuderte sie eine Strecke fort in einen halb mit Wasser angefüllten Seitengraben. Der übrige Rest dieser Muthwilligen, mit welchen Heinrichs und ich unterdessen zu schaffen hatten, wollte, als sie ihren Riesen besiegt im Staube liegen sahen, das Weite suchen. Doch jetzt fielen die bisher müßigen Zuschauer in wilder Furie über sie her. Offenbar würden wir uns desselben Schicksals zu

erfreuen gehabt haben, wären wir die Besiegten gewesen. Es geht so. Was aus Jenen noch geworden ist, weiß ich nicht. Wir entfernten uns mit dem gemißhandelten Manne und dessen Tochter.

Dieser, nämlich Herr F., war ein achtbarer, nicht unbemittelter Krämer Frankfurts. Wir geleiteten ihn nach seiner Wohnung. In dem dankbaren Thränenblicke der, um die Gesundheit ihres Vaters ängstlich besorgten, Tochter fanden wir den süßesten Lohn für die nicht ohne Gefahr unternommene Rettung. Die Buben hatten diesen alten Mann aus keinem andern Grunde so gemißhandelt, als weil er ihnen die groben Scherze verwies, die sie sich gegen seine Tochter erlaubten. — Nachdem wir die Wohnung erreicht hatten und uns darauf entfernen wollten, wurden wir von Vater und Tochter dringend genöthigt, bei ihnen ein Mittagsbrot einzunehmen. Es nicht ablehnend, fanden wir später auch keine Ursache es zu bereuen, indem wir im Kreise dieser stillen Familie einen recht heitern Tag verlebten. —

Madame F. erschrak nicht wenig, als sie ihren Mann mit blutrünstigem Gesichte vor sich sah und von dem Zufall hörte, der ihm auf dieser unseligen Morgenpromenade begegnet war. Uns dankte sie

herzlich, als „Lottchen“ nach der Erzählung des Begegnisses mit beredtem Munde und noch mit beredteren Blicken auf Wilhelm — dem unstreitig der größte Antheil an dem Danke gebührte — laut erklärte, wie sie nur uns allein die Rettung aus einer augenscheinlichen Todesgefahr verdankten. — Madame F. war eine kleine, zartgebaute, ein wenig zur Korpulenz geneigte, äußerst bewegliche Funfzigerin, welcher man indessen diese Jahre nicht anzusehen vermochte. Sie schien mir zu den sogenannten „hellen“ Frauen zu gehören, die sich nicht leicht von Einem ein „Wippchen“ vormachen lassen, es in der Regel aber auch vergessen, das ihnen am Sylvesterabend auf kurze Zeit anvertraute Pantoffelregiment wieder abzugeben. Wenn Madame F., wie ein Blick umher nicht bezweifeln ließ, ungeachtet ihr Gemahl sich auf die bekannte Bibelstelle des 1. B. Mos. 3. 16., sehr viel zu Gute that, dennoch das Hausregiment führte, so muß man gestehen, daß sie sich der usurpirten Herrschaft würdig zeigte, und würdiger, wie mancher andere Herrscher, welcher keinen legalern Titel für sich aufzubieten vermag. Das ganze Hauswesen zeigte von strenger Ordnungsliebe; der wackern Hausfrau allwaltende Thätigkeit war nirgends zu verkennen.

„Ja," flüsterte mir der Alte in gemüthlicher Behaglichkeit zu, indem er die kleine, fette Hand erhob und den Zeigefinger bedächtig an die kugelichte, mit glänzenden Rubinen verzierte Nase legte, welche sich unter der niedrig zusammengedrückten Stirn inmitten eines feisten, eben nicht unangenehmen Vollmondgesichts fast zu verlieren schien, „ja, Freund, mein Weib ist eine seltene Perle von einer Frau! Mir schmeckt kein Essen, wenn sie es nicht zubereitet; ich kann nicht schlafen, wenn sie das Bette nicht gemacht, selbst meine Wäsche scheint mir unsauber, wenn sie diese nicht geglättet und gefaltet hat. Sie weiß das auch; mehr denn hundert Mal hat sie es schon selbst gesagt. Und können Sie es glauben, junger Freund" — fuhr er in gerührtem Tone fort — „daß es selbst meinem lieben Vieh, den Schweinen und Ziegen, nicht gedeiht, wenn diese von Anderen, vielleicht von Lottchen, abgewartet werden und nicht von ihrer Mutter?"

So schwatzte der gutmüthige Mann, im weichgepolsterten Lehnstuhle sich wiegend und auf einen Augenblick die Schmerzen vergessend, die ihm die mit Brantewein gewaschenen Wunden verursachten, noch eine Weile fort, Frau, Kind, Magd und Vieh bunt

durch einander mengend, so daß es oft schwer hielt, zu unterscheiden, wem eigentlich die Rede galt, bis Madame F. nach den beendigten Hausgeschäften sich unsrer bemächtigte und, von ihr in Lottchens Begleitung vom Keller bis zum Boden durch's Haus geführt, uns mit weiblichem Stolze reiche Wintervorräthe an Kartoffeln und Rüben und die reichlich versorgte Speisekammer zeigte, dann das in der Küche aufgestellte hellglänzende Kupfer- und Zinngeschirr und in den Ställen die bei ihrem Anblicke vor Freuden grunzenden Mastschweine bewundern ließ; zuletzt und zum Beschluß aber mit einer gewissen Erhabenheit den „reinlich geglätteten Schrein" erschloß, welcher die Früchte ihres vieljährigen Fleißes barg:

„Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein."

„Das ist Lottchens Aussteuer," sagte das wohlgefällige Mütterchen. Und Lottchen schielte verstohlen nach Wilhelm. Wilhelm lächelte.

Am Abend hatten sich noch drei oder vier Nachbarn zum Punsch eingefunden, den Madame F. ganz vortrefflich zu bereiten wußte. Wir alle wurden beim Glase bald ausgelassen lustig. Wilhelm machte keine Ausnahme. Ein Mal verschwand er und auch Lottchen. Die Gesellschaft merkte es nicht, auch nicht die

Mutter, welche ab und zu ging. Sollte er sich mit ihr von der „Weinenden" in der Heimath unterhalten haben? Als Beide zurückkamen, Lottchen ungefähr fünf Minuten später, schienen sie etwas verlegen, fast so, als wären sie sich einer Sünde bewußt. — Wilhelm ist kein Romanheld. Er lebte, und hatte Fleisch und Blut. Und Lottchen war eine der niedlichsten Frankfurterinnen, die ich nur gesehen habe, und besaß ein dankbares Herz. Doch genug davon. Wilhelm wird mir diese kleine Episode verzeihen, wenn er sie lies't, und er wird sie lesen und, gewiß! auch in seinem jetzigen Stande sich jenen schönen Abend mit Vergnügen in's Gedächtniß zurückrufen.

Der Nachtwächter rief die eilfte Stunde ab, als wir von unsern neuen Freunden mit einer herzlichen Umarmung Abschied nahmen. Herr F. gab uns einen Brief an seinen Sohn mit, welcher in London bei Thomas Harries and Son 52 Great Rousselstreet als Mechanikus arbeitete.

Auf dem Marktschiffe, mit welchem wir am folgenden Tage nach Mainz hinabfuhren, fanden wir ein wundersames, buntreges Leben. Ich bin gern geständig, daß meine beiden Gefährten es nicht allein waren, die das Fahrzeug mit einer gewissen Aengst-

lichkeit bestiegen hatten. Auch ich fuhr zum ersten Male auf einem größern Schiffe. Indessen, da wir die Ufer nicht aus den Augen verloren und man sich an die schaukelnde Bewegung und an das Fremdartige der nächsten Umgebung bald gewöhnt, so verlor sich das beängstigende Gefühl, welches sich meiner bemächtigt hatte, schon nach der ersten halben Stunde. Ich machte am Bord die Bekanntschaft eines Mainzer Kaufmanns, welcher durch seine Geselligkeit und heitere Schwänke die ganze Gesellschaft in die fröhlichste Laune versetzte. Auf unserm Fahrzeuge, dessen enger Raum den Anblick eines kleinen Jahrmarkts bot, befanden sich an sechzig Personen von beiden Geschlechtern, die mein neuer Bekannter, Herr Br., fast alle mit Vor- und Zunamen nannte, und mit denen er muntern Scherz trieb. Aber auch mein älterer Reisegenosse, welcher einen, an den Folgen zu viel genossener Spirituosa schrecklich laborirenden, Passagier, für seekrank hielt und seine Furcht vor dieser Krankheit äußerte, blieb von ihm nicht verschont, indem er diesem versicherte, daß man sich auf dem Mainstrom gegen die fatale Krankheit dadurch leicht verwahren könne, wenn man auf dem linken Beine eine Zeitlang umherhüpfe, während das rechte möglichst

hoch angezogen würde. Da ein nebenstehender Schiffer, auf den Scherz eingehend, es mit ernster Miene bestätigte, so ließ mein leichtgläubiger Freund sich bethören, zur Belustigung der ganzen Passagierschaft auf einem Beine umherzuspringen.

Nachmittags gegen vier Uhr erreichten wir die berühmte Bundesfestung.

Herr Br. hatte die Güte, uns nach den „drei Karpfen", einem vortrefflichen Gasthause, zu bringen und dem Wirthe als Freunde auf's Angelegentlichste zu empfehlen. Er verließ uns mit dem Versprechen, bald wiederzukehren, um uns den Abend noch mit den namhaftesten Kaffeehäusern bekannt zu machen.

Die Festung Mainz mit ihren schönen, alterthümlichen Gebäuden, den herrlichsten Marktplätzen und mitunter recht hübschen, im täglichen Verkehr sehr belebten Straßen, gewährt einen imposanten Anblick. Ihre Entstehung verdankt sie, wie Herr Br. mich belehrte, der, beiläufig bemerkt, in der alten Geschichte nicht unbewandert zu sein schien, dem Römerhelden Drusus, der sie im Jahre 13 v. Chr. zum Schutze gegen die Angriffe der Katten angelegt und „Moguntiacum" oder „Muguntiacum" — von „mugire," wegen des Gebrülls, das der hier in den

Rhein mündende Main verursacht*) — genannt haben soll. Achthundert Jahre später, nämlich unter Carl dem Großen, zählte sie schon eine bedeutende und gewerbreiche Einwohnerschaft und galt für eine der wichtigsten Handelsstädte Europa's. — Sie bildete, der Geschichte nach, unter dem heiligen Crescens, einem Schüler des Apostels Paulus im Jahre 80 n. Chr., das erste Bisthum und unter dem heiligen Bonifacius, im Jahre 745, das erste Erzbisthum in Deutschland.

Herr Br., den ich mir auf der ganzen Reise zum Cicerone gewünscht hätte, verschaffte uns den Zugang zu den inneren Festungswerken, welche aus zehn ganzen und drei halben Bastionen bestehen. Obgleich kein tiefer Sachkenner, so stimme ich meinem kenntnißreichen Begleiter doch in der Behauptung vollkommen

*) Für Alterthumsforscher dürfte noch zu bemerken sein, daß der Ursprung der Stadt weit älter sein soll und der Name nach einigen Gelehrten von „Magog“, dem Sohne Japhets, nach andern von „Maguntius“, einem mit Aeneas geflüchteten Trojaner, und wieder andern von drei in der Nähe zusammenkommenden Flüssen, zu ihrer Zeit **Mon**, **Gon** und **Cia** genannt, verschieden abgeleitet wird.

bei, daß an Mainz Bollwerken, sofern sie von einer Besatzung vertheidigt wird, welcher deutsche Soldatenehre nicht als loses Spielwerk gilt, erst mancher Franzosenschädel zerschellen dürfe, ehe es der „großen“ Nation je wieder, wie in den Neunziger Jahren, gelänge, von hier aus in das Herz von Deutschland vorzudringen. — Wenn Herr Br. indessen, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, auch noch versicherte, daß die Mainzer im Allgemeinen sich der französischen Occupation eben nicht mit Mißvergnügen zurückerinnerten, so messe ich dem weniger Glauben bei. Es streitet zu sehr gegen den bekannten Patriotismus der Rheinländer.

Nach einem herzlichen Abschiede von Herrn Br. und dessen liebenswürdiger Gattin, deren Gefälligkeit und Gastfreundschaft wir so manche genußreiche Stunde zu verdanken hatten, fuhren wir, nach einem dreitägigen Aufenthalte in dieser schon durch ihr graues Alterthum ehrwürdigen Stadt, mit einem Dampfschiffe nach Cöln.

Da der Bau aller Art Maschinen in mein Fach schlug, so nahm, wie sich leicht erachten läßt, das äußerst solide construirte Dampfboot, mit welchem wir über Koblenz den Vater Rhein hinabfuhren, meine

ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Mittelst einiger Flaschen Rum, mit welchen ich mich versehen hatte, gelangte ich leicht zu der Bekanntschaft des Maschinenmeisters, des braven Herrn Becker. In Besichtigung und Berechnung des mir noch ziemlich neuen Maschinenwerks und in belehrender Unterhaltung mit jenem und einigen Passagieren, welche während der klaren, hellen Octobernacht sich, da sie wegen des ungewohnten Geräusches der mächtig arbeitenden Räder nicht schlafen konnten, zu uns auf's Verdeck gesellt hatten, entrann die Zeit in so raschem Fluge, daß ich mich von Koblenz noch weit entfernt wähnte, als wir schon dort waren.

Es war des Morgens sechs Uhr, als das Boot anlegte.

Wie ein unter den Passagieren befindlicher Schullehrer, mit dem wunderlichen Namen „Bockshorn", nachweisen wollte, sei diese, gegenwärtig von einem respectablen Gürtel von Forts gedeckte und für Deutschlands Sicherheit so höchst wichtige Festung, von den Römern „Confluentia" genannt worden, wegen des hier Statt findenden Zusammenflusses der Mosel mit dem Rhein.

IV.

Koblenz. — Die steinerne Moselbrücke. — Stimmung der Einwohnerschaft im October 1830. — Das trübe Wetter während der Fahrt bis Köln. — Die Stadt und das dortige Gefängniß. — Der Dom. — Eine alte Sage vom Pfaffenthore in Köln. — Unsre Abreise nach Nymwegen. — Ankunft. — Ein nächtliches Quiproquo. —

Der Aufenthalt war von kurzer Dauer. Wir hatten nur eben Zeit genug, die schöne Clemens- oder Neustadt zu durchstreifen und die steinerne, 536 Schritt lange Moselbrücke, unter deren colossalen Bögen Schiffe mit aufrechten Masten durchfahren, in Augenschein zu nehmen. Diese Brücke gehört unstreitig zu den großartigsten Monumenten Deutschlands. Dem englischen Nationalstolze würde sie freilich nicht entsprechen; doch der Deutsche ist in dieser Hinsicht bescheidener. Nicht weniger merkwürdig wie jene ist die auf das rechte Rheinufer führende, 485 Schritt lange, auf sechsunddreißig Schiffen ruhende Schiffsbrücke. —

Die eben eingelaufenen Nachrichten über die neuerdings erfochtenen Vortheile der, in offenem Aufstande begriffenen, Belgier, verursachten unter den auf der Straße in Gruppen umherstehenden Bürgern die lebhafteste Bewegung. Die Hartnäckigkeit, mit welcher die Niederländer bisher alle Bemühungen der deutschen Bundesstaaten in Betreff einer freien Schifffahrt scheitern gemacht, und unter einem Vorwande*), welcher der ganzen europäischen Diplomatie Hohn sprach, aus purem Krämersinn, hatte gegen Holland schon längst den tiefsten Groll erweckt. Man durfte sich daher nicht wundern, daß alle Rhein-, Main- und Moselstädte, überhaupt ganz Süddeutschland mit

*) Im Pariser Frieden und auf dem Wiener Congresse, wo die Verhandlungen in französischer Sprache niedergeschrieben wurden, weil der große Sprachmeister Napoleon sie alle Völker gelehrt, sprach man die Schifffahrt auf dem Rhein frei „bis in das Meer", wozu man sich des Ausdrucks: jusqu'à la mer bediente, was freilich auch eben so gut „bis an das Meer" heißen kann. Die niederländische Regierung benutzte später den Doppelsinn des französischen Ausdrucks, um zu Deutschlands Nachtheil jenen heilsamen, auf dem Congresse zu Wien bestätigten, Friedensartikel, einseitig zu vernichten.

den Belgiern sympathisirten. Man hoffte, vielleicht nicht ohne Grund, daß jene Regierung in ihrer Bedrängniß und nach den gemachten bittern Erfahrungen sich wohl etwas fügsamer gegen den freundnachbarlichen deutschen Bund beweisen, daß der Kampf der Belgier jusqu'à la mort leicht zu einer freien Rheinschifffahrt jusqu'à la mer, und zwar im Sinne der Wiener Congreß-Acte, führen dürfte.

Erstaunend viel Militair stand hier.

Unfreundlich hatte während unserer Weiterfahrt ein mißgünstiger Himmel seinen grau gewobenen Nebelschleier über des Rheins reizende Ufer geworfen. Der Anblick war trübe. Von der entzückenden Landschaft, den freundlichen Dörfern, Schlössern und Weilern, den von fröhlichen Winzern belebten Weinbergen und hochhorstenden, umher zerstreuten Burgruinen zeigten sich nur farblose Hügel und unförmliche, dunkelgraue Massen. — Da ich diese Fahrt zum ersten Male machte, so war mir dies Nebelwetter, wodurch ich den Anblick der so allgemein bewunderten Scenerie verlor, äußerst unangenehm. Indessen, da es auf unserm Dampfboote selbst an Abwechselung nicht fehlte und die Fahrt auf das Beste von Statten ging, so fühlte ich mich deßhalb doch keineswegs so unglücklich, wie

ein anderer Passagier, der unter dem Anruf aller Götter und Göttinnen, die nur je im Olymp gesessen, mit leeren Blättern in der einen und dem Operngucker in der andern Hand, wie wahnsinnig auf dem Verdeck umhersprang, um von des Himmels „bitter trübem Gesichte“ einen, wenn auch nur einen, „romantisch freundlichen Blick“ zu erhaschen. Er schien ein interessanter junger Mann; sein famoser, schwarz gewichster Schnurr- und Knebelbart — das Haupthaar spielte in's Hellrothe — gab ihm in der That ein martiales Ansehen. — Sein Anzug war comme il faut! nur etwas angegriffen, wahrscheinlich von der Reise. Anfangs hielt ich ihn für einen Schneidergesellen; dann aber, wie ich ihn in Verzweiflung sah wegen des nicht „verschwinden wollenden Nebels“, für einen Landschaftsmaler, zuletzt aber, als ich ihn ganz abscheulich fluchen hörte, für einen Officier. Der Bart hatte mich betrogen; er war, wie mir Herr Becker sagte, ein Kölner Reisediener, welcher diesen Weg schon mehr denn funfzig Mal zurückgelegt hatte.

Um acht Uhr Abends erreichten wir Köln.

Auf den norddeutschen Protestanten machen die unverhältnißmäßig vielen Kirchen, Klöster und Kapellen

und die zahlreichen Priester in den verschiedensten Ordenstrachten, welchen er hier auf Tritt und Schritt begegnet, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Es ist bekannt, daß Köln unmittelbar vor der französischen Occupation noch über zweihundert Kirchen, Klöster und Stifter zählte. Gegenwärtig trifft man nur noch dreiunddreißig Kirchen, fünf Klöster und acht Kapellen, welche dem lieben Gott gewidmet sind; die andern dieser Art Gebäude sind theils abgebrochen zu Gewinnung freier Räume, theils aber auch Privaten zu Fabrikanlagen, oder öffentlichen Behörden zu weltlichen Staatszwecken käuflich überlassen.

Wir hatten einen Lohndiener zum Führer angenommen. Dieser erwirkte uns durch Vermittlung eines nahen Verwandten, welcher zu dem Dienstpersonale des dortigen Zucht- und Werkhauses gehörte, die Erlaubniß, das Innere dieser berühmten Strafanstalt besehen zu dürfen. Bis dahin hatte ich noch nie ein Gefängniß oder einen Gefangenen in seiner Zelle gesehen, ich dachte mir diese Unglücklichen zerknirscht, mit Gott und der Menschheit zerfallen. Mit Grauen betrat ich das düstere Gebäude. Ein unerklärbarer Schrecken, eine die Brust zusammenschnürende

Angst und Scheu, kurz ein Gefühl, für welches ich vergebens einen bekannten Namen suche, bemächtigte sich meiner bei dem ersten Anblick und Rasseln der mächtigen Bunde Schlüssel, der knarrenden und dröhnenden Bolten, Riegel und Schlösser und dem Gedanken: jeder dieser Schlüssel, jeder dieser massiven Bolten verwahrt ein menschlich fühlendes, nach Luft, Freiheit, vielleicht nach Frau und Kind sich mächtig sehnendes Wesen, wie Du. Und wie oft erblickt der Mensch nur bedauernswürdige Opfer, wo der Richter Verbrecher sieht! — Indessen fand ich die Bewohner der eben nicht reinlichen Arbeitszimmer, in welchen sie des Nachts auch schliefen, im Allgemeinen nicht so unglücklich und unzufrieden, wie ich sie vorher dachte. Sie gingen warm, doch nicht uniform, gekleidet und schienen gut genährt. Jeder bekommt täglich neben einer ausreichenden Portion Gemüse, anderthalb Pfund Brot und wöchentlich, wie man mir sagte, zwei Mal Fleisch. Die Arbeiten, mit welchen sie beschäftigt werden, bestehen vornehmlichst in Weben und Spinnen; was sie dabei über ein gewisses ihnen aufgegebenes, mäßiges Pensum verdienen, wird ihnen vergütet. Diesen sogenannten Ueberverdienst mag er nach Belieben bis zu seiner einstigen

Freilassung aufsparen, oder auch, was dann am häufigsten eintreten soll, während der Strafzeit für bessere Lebensmittel und Spirituosa verwenden. In Folge dessen, und da der Ueberverdienst erklecklich ist, sollen in diesen traurigen Sälen wahrhafte Orgien gehalten werden, was natürlich nicht zu der Gefängnißordnung, sondern nur zu den Mißbräuchen gehört. Aber schlimm, wo dergleichen möglich sind. — Die Disciplinarstrafen bestehen lediglich in der Peitsche, die, je nach dem Vergehen, verschieden applicirt wird.

Es sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit einen Erfahrungssatz niederzuschreiben. Ich habe, wie man später sehen wird, in der alten und neuen Welt viele Gefängnisse theils aus Neugierde, theils und hauptsächlich der Belehrung halber besucht und mich von ihren Eigenthümlichkeiten und Erfolgen unterrichten lassen. Ich habe Nirgends gefunden, daß die Peitsche in den Gefängnissen reellen Nutzen geschafft hätte, der Nachtheile aber genug, der der Einwirkung auf die Gesundheit zu geschweigen. Die Peitsche bessert nicht, in der Regel empört sie nur. Hat der Gefangene den moralischen Schmerz der ersten Schläge ein Mal überwunden, dann hören sie auf, für ihn eine Strafe zu sein; denn nichts leichter

überwindet er, als den bloßen physischen Schmerz; er lernt sogar, seinen Stolz darin zu setzen, sich gleichgültig dagegen zu stellen und sich dessen gegen seine Kameraden zu rühmen. Dieser Sträflings-Heroismus wird von diesen dann bewundert und mit Hochmuth nachzuahmen gesucht. Besitzt der Gefangene, wenn er die Anstalt betritt, noch Ehrgefühl oder auch nur einen Funken des bessern Bewußtseins, welcher möglicher Weise, durch zweckmäßige, humane Behandlung angefacht, ihn leicht zur Besserung hätte führen, zu einem nützlichen Gliede der bürgerlichen Gesellschaft wieder umwandeln können, so erlischt dieser mit dem ersten Peitschenhiebe, und mit dem ersten Peitschenhiebe ist sein moralisches Ich gemordet. Man widerspreche es, man führe nur ein einziges namhaft zu machendes Beispiel für das Gegentheil an, und ich will öffentlich meine, obschon geprüfte, Erfahrung als irrig aufgeben. Wenn die den Gefängnissen unmittelbar vorstehenden Unterbeamten die Peitsche lieben und sie ungern aufgeben, so liegt das in der Natur der Sache; sie betrachten solche als ihren Scepter, und einen Scepter giebt man nicht gern auf. Wenn sie aber vorgeben, ohne die Peitsche nicht Ruhe, noch Ordnung in den Gefängnissen erhalten zu können, so

ist das eben nur ein Vorgeben. Die besten Gefängnisse zeugen vom Gegentheil. Kein Gefängniß, und das darf dreist behauptet werden, genügt und entspricht der Anforderung der Zeit, der Humanität und den höheren Zwecken, in welchen die Peitsche mehr oder weniger angewendet wird. — Doch komme ich auf Köln's Gefängniß von 1830 zurück.

Mehre Gefangene, mit welchen ich mich unterhielt, während der uns umherführende Unterbeamte sich am andern Ende des Saals mit einem neuen Ankömmling beschäftigte, versicherten, daß sie human und menschenfreundlich behandelt, sich im Allgemeinen mit dem Aufseher und den Wärtern recht gut ständen. Als wir an einem Gefängnisse vorbei kamen, in welchem ein Chor das bekannte Räuberlied „Ein freies Leben führen wir" sang, rief unser Begleiter gutmüthig hinein: „Bewahre, Kinderchen, singt doch nicht so laut, daß die Leute auf dem Neumarkt stehen bleiben!" „Soll nicht wieder geschehen, Väterchen!" lachten die Gefangenen und sangen leiser. — Auf der Straße begegneten wir einer langen Reihe Kettensträflinge (galeriers) in ihrer halb gelben und halb schwarzen Strafkleidung, unter Beaufsichtigung eines Militair-Commando. Sie forderten, was allerdings

wohl nur ein Mißbrauch sein dürfte, von den Vorübergehenden Almosen. Der Reisende, welcher auf diese Weise angesprochen wird und weniger gut unterrichtet ist, sollte in der That mit jenem Franzosen glauben, daß der Strafgefangene in Deutschland auch gegenwärtig noch, wie einst zur Zeit des goldenen Mittelalters, darauf angewiesen sei, seine elenden Subsistenzmittel von der Mildthätigkeit barmherziger Seelen zu erbetteln.

Nachdem Monsieur Louis, unser Cicerone, uns weidlich umhergeführt und unter andern Sehenswürdigkeiten, wie das ehemalige Jesuitencollegium, das pompöse Rathhaus, die alterthümliche Gereons- und Petrikirche mit noch theils römischem Mauerwerk, auch die Schiffsbrücke gezeigt hatte, welche, auf neununddreißig Schiffen ruhend, die Stadt mit dem gegenüber liegenden, befestigten Deutz verbindet, so blieb uns nur noch das wichtigste, das großartigste Denkmal deutscher Baukunst zu sehen übrig, der Dom. Wir sparten ihn für zuletzt, weil, wie Monsieur Louis sehr richtig bemerkte, wenn man den Dom gesehen habe, in ganz Köln nichts mehr zu bewundern bliebe. Um eine Ecke biegend, lag dieser in seiner Ausdehnung von vierhundert Fuß vor unsern staunenden Blicken. Das Aeußere

des Doms würde einen noch weit imposantern Anblick gewähren, wenn er freier läge. Wir fanden einen gefälligen Priester, welcher uns gegen eine kleine Vergütung im Innern umherführte.

Ich darf hoffen, der gütige Leser wird es mir schon zu Gute halten, wenn ich meine ungelenke Feder nicht bis an die ausführliche Beschreibung aller Herrlichkeiten setze, die ich hier gesehen habe, und mich nur auf einige wenige, aus meinem Tagebuche gezogene Notizen beschränke.

Der Bau des heute noch nicht vollendeten Doms begann im Jahre 1248 unter Kurfürst Conrad, aus dem Grafengeschlecht Hochstädt, den heil. drei Königen zu Ehren, welche hundert Jahre früher von Reinald II. von Mailand hierher gebracht sein sollen. Conrad hatte diesen einen Tempel gelübd während seiner harten Kriegsgefangenschaft beim Grafen Wilhelm von Jülich. Die Nachfolger im Kurfürstenthum setzten den Bau fort bis zum Jahre 1506. Von der Zeit an blieb der Bau ziemlich in dem Zustande, wie er sich heute noch zeigt, „wegen Mangel an Fonds und frommem Sinn," wie Kurfürst Philipp II. (1508—1515) bitter seufzte, unvollendet liegen. Die beiden, in ihrer einfachen Structur wundervoll ansprechenden

Thürme, welche nach dem ursprünglichen Plane fünfhundert Fuß hoch werden sollten, „um weithin in die frommgläubige Gemeinde zu leuchten und den Trost des Kreuzes*) zu spenden," erreichten nur die Höhe von 250 und 221 Fuß. Einen mächtigen Eindruck macht der zweihundert Fuß hohe, von hundert Säulen getragene Chor auf den Beschauer; die Großartigkeit desselben setzt ihn in Erstaunen, wie das hier herrschende Halbdunkel, die rings umher waltende Hoheit, sein Gemüth in feierliche, überirdisch erhabene Stimmung versetzt.

Im Dome von Köln, an diesen hohen, fast unabsehbaren, Fenstern, lernt man die Glasmalerei in ihrem schönsten Effecte bewundern. Zu bedauern ist's, daß die Fenster unvollendet geblieben sind. — Köln besitzt bekanntlich nach Erfurt die größte Glocke Deutschlands. In der That, ihr ungeheurer Umfang macht sie des Orts, wo sie sich befindet, würdig; ihr Gewicht soll sich auf zweihundertfünfundzwanzig Centner belaufen. — Die sogenannte goldene Kam-

*) Nach der Bestimmung des Stifters, des Kurfürsten Conrad, sollten auf die Spitzen der beiden Thürme massiv goldene Kreuze gesetzt werden. Kurfürst Philipp II. hätte später gern mit nur vergoldeten fürlieb genommen.

mer, in welcher sich unter andern Kunstschätzen auch die zwölf silbernen Apostel befinden sollen, die der haushälterische Kurfürst Wilhelm (1351) dem Dom verehrt hat, bekamen wir zu meinem größten Bedauern, weil uns die Zeit dazu gebrach, nicht zu sehen. Mein Freund Becker hatte bereits einen Boten ausgeschickt, der uns über Hals und Kopf mit der Nachricht fortschreckte, daß wir keinen Augenblick zu verlieren hätten, wenn wir noch mitfahren wollten. —

Ehe ich Köln verlasse, halte ich es für meine Pflicht, Monsieur Louis — sofern er noch am Leben sein sollte — allen Reisenden, die dort eines Führers bedürfen, freundlichst zu empfehlen. Mit Kölns Sehenswürdigkeiten vertraut, ist er gefällig und unverdrossen. Seine Wohnung, dicht am Pfaffenthor, gehört selbst zu den Merkwürdigkeiten der Stadt wegen einer sich daran knüpfenden Sage. Nämlich:

Im Jahre 1260 n. Chr. wohnten in der Stadt zwei Canonici, welche beide die fromme und wunderschöne Tochter des Herrn Bürgermeisters von Köln, des wackern und biedern Hermann von Gryn, liebten. Nach manchen vergeblichen Versuchen wähnten die unholden Priester, die tugendhafte Wulfhilde — so hieß die schöne Maid — leichter besiegen, ihren

unkeuschen Begierden willfährig machen zu können, wenn der Vater ihr nicht mehr zur Seite wäre. Und sie haßten diesen, ob seines Lebens und frommen Wandels. Da baten sie ihn einstmals hinterlistigerweise zu Gaste. Sie hatten aber einen Löwen im Hause, dem sie seit mehren Tagen keine Atzung reichten, und in welchen sie den Satan bannten. Wie nun Herr Hermann von Gryn bei ihnen zu Gaste erschien, da ließen sie den wüthigen Löwen auf ihn los, während sie selbst sich eilig aus dem Staube machten. Der wackere Bürgermeister aber, als er das Ungethüm mit aufgesperrtem Rachen und ganz feurigen Augen auf sich zukommen sah, rief im stillen Gebet seinen heiligen Schutzpatron an, wickelte dann sein mit rother Seide gefüttertes Wamms von schwarzem Sammet um die linke Hand, fuhr mit dieser der besessenen Bestie in den offnen Rachen und versetzte ihr mit dem Dolche, den er in der Hand hielt, einen Genickfang, daß sie auf der Stelle todt niederstürzte, der Satan aber unter lautem Hohngelächter ab- und zum Fenster hinausfuhr, einen Schwefelgestank hinterlassend, den man durch ganz Köln roch. Die Bürger aber, die ihren guten Bürgermeister lieb hatten, stürmten, als die Geschichte kund ward, das Haus der

beiden Pfaffen, ergriffen und hingen sie an einem Querbalken auf dicht am Stadtthor. Dieses Thor nun heißt seitdem Pfaffenthor.

Unter den neu hinzugekommenen Passagieren bemerkte man verschiedene belgische Emigranten. Nach ihren Erzählungen spielte der entzügelte Pöbel in Brüssel den Herrn und haus'te furchtbar. Kein Bürger, wenn er unglücklicher Weise im Rufe stände, Vermögen zu besitzen, sei dort seines Lebens mehr sicher. Unter dem leeren Vorwande, oranisch gesinnt zu sein, werde er gemißhandelt und geplündert und dürfe sich gratuliren, wenn er mit dem Leben davonkäme. Daß die Erzähler mit grellen Farben auftrugen, sich in Uebertreibungen gefallen mochten, lag auf der Hand; überdies schienen es meistens Leute, welche sich schon beim Anziehen der ersten Sturmglocke auf und davon gemacht hatten, mithin selbst wohl wenig gesehen haben konnten. Indessen, wenn auch nur der zwanzigste Theil von Dem, was sie erzählten, wahr ist, so wäre schon das des Gräßlichen genug. Jedoch was will man? Belgien hat eine Revolution, und die ist ohne bürgerliche Unordnung, ohne Blutvergießen eben so wenig gedenkbar, wie ein Barbier ohne Messer und Seife. Wie glücklich sind

wir Deutschen! Unser Phlegma, die angeborne Liebe zur Ruhe und Gesetzlichkeit, die unerschütterliche Treue zu dem angestammten Fürsten, die hohe und tiefe Ehrfurcht vor dem unerlöschlichen Glorienschein des „Von Gottes Gnaden", d. h. der göttlichen Majestät, duldet keine Revolution, bringt höchstens nur eine krankhafte Mißgeburt zur Welt, wie sie neuerdings sich hier und dort wohl gezeigt haben, aber auch eben so bald wieder verschwanden. Man giebt dem unartigen, im Grunde aber ganz gutmüthigen Kinde einige Bonbons mit hübschen Devisen, lullt es sanft in Schlaf, und das gute Kind will nicht mehr. Sic gloria mundi!

Das mildeste Herbstwetter und ein klarer Himmel begünstigte unsere heutige Fahrt, eine wahre Lustpartie. Am Bord herrschte ein lustiges, rühriges Leben. Nur die Emigranten nahmen an den Aeußerungen unserer Fröhlichkeit nicht Theil, düstern Blicks schlichen sie auf dem Verdeck umher, oder saßen irgendwo im Winkel und träumten. Einen heitern Genuß gewährten die mannigfaltigen Landschaften und Scenerien, die den schwelgenden Blicken im anmuthigsten Wechsel, bald langsamer, bald rascher, vorüberflogen. Jeder Augenblick bot etwas Neues; man

sah sich nicht müde. — Bei Düsseldorf, dessen schlanke Thürme und hohe Giebel wir schon in weiter Ferne vor uns hatten auftauchen sehen, wurde beigelegt, um Passagiere und Güter zu wechseln. Um das Innere und die Sehenswürdigkeiten dieser, im äußern Prospecte sehr hübschen, Stadt in Augenschein nehmen zu können, war der Aufenthalt zu kurz. Dieses sollte mich freilich nicht hindern, über Düsseldorf ein Langes und Breites zu schreiben, wenn mir nicht, propitii an irati Dii! die unversiegbare Quelle Jener, deren einziger Reisezweck das Schreiben ist — die Reisebibliothek fehlte. Nach diesem offenen, wenn auch, ich fühle es, etwas einfältigen Geständniß wird der gütige Leser mir schon verzeihen, wenn ich ihm nur gesunde Hausmannskost vorsetze ohne fremde Kunst und Zuthat.

Ohne den geringsten Unfall liefen wir in die Waal ein und ankerten gegen sieben Uhr Abends vor Nymwegen. — Herr Becker diente uns in diese holländischen Grenzfestung als Pilot und steuerte uns nach einem Gasthofe, welcher, wenn auch nicht der glanzvollste, doch sicher einer der frequentesten in der Stadt sein mochte. Die Wirthin, eine recht niedliche junge Wittwe, deren koketten Schelmblicken man es bald absah, daß sie das Trauergewand nur noch

trug, weil sie wußte, daß es wunderhübsch stand und ihr weicher, fast durchsichtiger Teint dadurch nicht verlor, empfing uns mit der freundlichsten Zuvorkommenheit. Obschon die deutsche Sprache hier aufhört und die holländische im rheinländischen Jargon beginnt, so war unsere Wirthin der erstern doch ziemlich mächtig, wo es aber mit der Unterhaltung nicht recht fort wollte, da half Freund Becker, des Hauses Stammgast, aus. — Beim Eintritt in die niedrige enge Gaststube, in welcher ungefähr dreißig Personen hinter langen Tafeln gleichsam eingepferchst saßen, quoll uns eine furchtbare Dampfwolke der verschiedenartigsten holländischen Kneller entgegen. Der Vacarm und die mit Dünsten aller Art geschwängerte Atmosphäre wirkte im ersten Augenblicke zwar äußerst peinlich auf mein sonst nicht schwaches Nervensystem, doch später, nachdem ich erst selbst ein Paar Gläser Grogg geleert und einige Züge aus der mir gereichten irdenen Pfeife gethan hatte, fühlte ich mich inmitten dieses Gewirres und bunten und kräftigen Lebens ganz behaglich.

Die Gesellschaft bestand meistens aus Matrosen und Fischern. Einem Mäßigkeitsvereine schienen sie nicht anzugehören. — In ersterer that sich insbesondere ein holländischer Matrose hervor, welcher mit

Faustschlägen, daß Gläser und Flaschen klirrten, es klar bewies, daß Belgiens Aufstand eine gesetzlose, höchst freche Handlung, ein dem guten Könige gespielter Affront sei, den jeder gutgesinnte Holländer mit seinem letzten Blutstropfen rächen müsse; zuletzt forderte er alle anwesenden jungen Männer auf, mit ihm sogleich die Waffen zu ergreifen; er schlug vor, ein Freicorps zu organisiren und ihn oder jeden Andern zum Commandeur zu wählen; mehr Officiere, meinte er, bedürften sie nicht. Jubelnd stimmte man ein, und stieß er um so weniger auf Widerspruch, als Keiner Lust haben mochte, mit seiner sehnigen Faust nähere Bekanntschaft zu machen. — Weniger geräuschvoll unterhielt in meiner unmittelbaren Nähe ein alter Steuermann seine aufmerksamen Zuhörer. Nachlässig auf den Ellenbogen gestützt, den Kopf beweglos zwischen beide Hände gedrückt, hielt er einen kurzen, vom langen Gebrauch geschwärzten Thonstummel im zahnlosen Munde, aus welchem er dicke Wolken blies; sein mageres, tiefgefurchtes Gesicht, das spärliche Kopfhaar und ein langer, grauer Bart, der struppig an dem vorgestreckten Kinne herabhing und dessen starre Spitze in den Tisch, auf welchem er ruhte, hineingewachsen zu sein schien, bekundete ein hübsches Alter.

Er erzählte von furchtbaren Seestürmen und Schiffbrüchen, die er schon viele Tage vorher wahrgenommen; von Gespensterschiffen, denen er selbst begegnet, und von Schiffsspuk und Gespenstern, welche er mit leibhaften Augen gesehen habe. Unter den Zuhörern, größten Theils ältere Personen, die ihm ein aufmerksames Ohr liehen, war vielleicht nicht Einer, der den Erzählungen des alten Meerwolfs nicht vollen Glauben beigemessen hätte. Auch wollte Herr Becker, welcher meinen beiden Gefährten und mir das Holländische verdollmetschte, versichern, daß Jener, sein vieljähriger Freund, an diese, so oft schon und fast immer mit denselben Worten, erzählten Dinge fest glaube. Mein älterer Reisegenosse war einer von den Gläubigen, indem er dafür hielt, daß die Meere eben so gut ihre Gespenster haben könnten, wie das Harzgebirge seine Kobolde und Gnomen.

Nachdem wir in der Wirthsstube uns erholt und die Zeit auf's Beste hingebracht hatten, begaben wir uns in ein anderes Zimmer, in welchem ein frugales Abendessen unserer wartete. Der politisirende Matrose oder Commandeur in spe, der Deutsch sprach, auch gar nicht ungebildet schien, nahm Theil daran. Während wir bei Tische bekannter mit einander wur-

den und in ihm einen ganz wackern, nur etwas überspannten Jüngling kennen lernten, suchte er auch Wilhelm und mich für sein in Gedanken bereits organisirtes Freicorps anzuwerben. Doch ließ er davon ab, als er hörte, daß wir in diesem Augenblick nicht mehr uns selbst, sondern einer englischen Gesellschaft angehörten.

Indem wir Uebrigen es vorzogen, die Nacht am Lande in einem guten Bette zuzubringen, so verließ uns Herr Becker gegen Mitternacht, um sich auf's Schiff zurückzubegeben, während meinen beiden Gefährten und mir ein großes, altväterisches Himmelsbette mit faltenreichen, wollenen Gardinen zum gemeinschaftlichen Gebrauche angewiesen wurde. Nun weiß ich nicht, ob es die Ungewohnheit war, mit Andern beisammen zu schlafen, oder ob die vielleicht zu viel zu mir genommenen Liqueure Schuld daran waren, ich fühlte mich aufgeregt, und obschon todtmüde, konnte ich doch nicht einschlafen. Da ich diesen Zustand nicht länger zu ertragen vermochte, stand ich wieder auf, schlüpfte in die Pantoffeln, wickelte mich in meinen Mantel und suchte das Speisezimmer auf, um auf dem dort befindlichen und am Abend von mir bemerkten Sopha die Paar Stunden bis zum

Morgen zu verschlafen. Ich fand beim kärglichen Mondenschein nun zwar das Zimmer, indessen verschlossen, und wie in der Wirthsstube die Luft zu verpestet war, um es auf dem weichen Armstuhle, der hinter dem riesigen Ofen stand, länger erträglich zu finden, hielt ich es für gerathen, zu meinen Kameraden zurückzukehren. Nach halbstündigem Umhertappen und ziemlich durchkältet, glaubte ich endlich das mächtige Bette vor mir zu sehen, schob leise, um die Schläfer nicht aufzuwecken, die Gardinen von einander und huschte hinein. Doch man denke sich meine Bestürzung, als zwei zarte Händchen, die weder Wilhelm, noch Heinrichs angehören konnten, mir das bereits eingenommene, warme Plätzchen streitig zu machen suchten. Ausdrücke, wie: „Wer sind Sie?“ „Was wollen Sie?“ „Um Gottes willen, gehen Sie!“ und dergleichen bald im holländischen, bald im deutschen, volubtiblen Zungenschlage ausgestoßen, ließen bald erkennen, daß ich irre gegangen, und die sanft melodische Stimme der abwechselnd Zürnenden und Flehenden, daß ich in's Bette — der artigen Wirthin gerathen war. Die unvorsichtige Frau hatte vergessen, den innern Riegel vorzuschieben, wie sie behauptete, in ihrem Leben zum ersten Mal. Das Zimmer befand sich in der Nähe

des unsrigen, woher der Irrthum rührte. Ich entschuldigte mich indessen so gut es angehen wollte, und nachdem mir das nach vielen Betheuerungen auch gelungen war und ich mir die rechte Thür, um nicht wieder fehl zu gehen, genau hatte bezeichnen lassen, lag ich bald neben meinen Freunden, die beide fest schliefen. Doch die Zeit des Schlafes war vorüber. Kaum daß in den süßesten Rückerinnerungen sich meine Augen schlossen, so schlug auch schon die Stunde des Aufbruchs. Wir mußten fort.

Ich hoffe, kleinliche Splitterrichter werden an der Mittheilung dieses unschuldigen Quiproquo keinen Anstoß nehmen. — Ich schreibe keinen Roman, eben so wenig wie ich diese Reiseerinnerungen hinter dem Ofen e r d i c h t e, es sind wirkliche Ergebnisse, die ich mittheile. Diese nun aber in den bunten Gestaltungen, ohne Scheu und Hehl, wie sie an mir vorübergegangen sind, wiederzugeben, trage ich nicht das geringste Bedenken.

V.

Unfälle auf der Fahrt nach Rotterdam. — Ankunft in dieser Stadt. — Unser Logis. — Doris, eine alte Bekanntschaft. — Die verschärfte Polizei. — Die fruchtbare Gräfin. — Ich besuche das Theater. — Liebeserklärung und Eheversprechen. — Briefe aus der Heimath. — Ich führe mich bei einem Holländer ein, dem ich empfohlen bin. — Die bittere Abschiedsstunde; Abreise. —

Die Fahrt nach Rotterdam gab uns einen kleinen Vorgeschmack von den Unfällen, welchen man auf Seereisen ausgesetzt ist. Es mochte des Morgens sieben Uhr sein, als eine plötzliche Erschütterung mich und verschiedene Andere niederwarf; im Augenblick lagen Menschen und Sachen, ein wildes Chaos, bunt untereinander. Die Ursache erkannten wir bald. Der unvorsichtige Steuermann hatte während der eingetretenen Ebbe uns auf eine Sandbank laufen lassen. Glücklicher Weise erlitt das gut beschlagene Fahrzeug

selbst keinen wesentlichen Schaden, und wir kamen für das Mal mit dem bloßen Schreck davon. Indessen dauerte es doch bis zwölf Uhr, bis wir mit der zurückkehrenden vollen Fluth wieder flott wurden und weiter konnten. Die verlorne Zeit mußte nachgeholt werden. Der „Delphin", wie unser Dampfboot hieß, schien Flügel zu haben. Furienhaft arbeiteten die von weißem Schaum umsprühten Räder, wie vom Sturme gepeitscht jagten die Ufer an uns vorüber, kein Gegenstand war fest in's Auge zu fassen. Die Meile wurde in acht Minuten zurückgelegt. Die sichere Hoffnung, vor Anbruch der Nacht Rotterdam zu erreichen, ließ uns den Unfall bald vergessen, und nicht lange, so kehrte die frühere Heiterkeit auf den „Delphin" zurück. Die leicht zerdrückten Nasen, die einige, und unter diesen auch mein Freund Heinrichs, davongetragen hatten, gaben Stoff zu mannigfachen Scherzen.

Eine Weile ging Alles recht gut, bis wir gegen etwa sechs Uhr Abends im Bauche des „Delphins" ein, dem rollenden Donner ähnliches, Getöse, vernahmen. Auf's Neue Schrecken und Bestürzung. Das Fahrzeug schwankte noch einige Augenblicke, dann aber stand es, nach vergeblichen Anstrengungen seinen Lauf

zu ändern, tief in eine zweite Sandbank einschneidend, unbeweglich fest. Equipage und Passagiere mußten Hand anlegen. Nach unsäglicher Mühe gelang es uns wieder loszukommen. So unangenehm und rauh sich der Abend auch zeigte, so verließ doch Keiner mehr das Verdeck. Die Furcht vor neuen Gefahren hielt uns gebannt; denn ein alter Schiffer hatte sich geäußert, daß noch viele Sandbänke zu passiren wären und das Fahrzeug, trotz seiner soliden Construction, einen dritten Stoß, wie die beiden vorhergehenden, kaum noch ertragen würde. Stumm und ängstlich spähten wir nach unserm nächsten Heile, nach Rotterdam's Leuchtthürmen. Endlich begrüßten wir sie mit einem Freudenruf und bald darauf, Abends eilf Uhr, lief der „Delphin" sain et sauf! in den Hafen von Rotterdam ein.

Ungeachtet der späten Abendstunde, sahen wir uns im Augenblick, als wir an's Land traten, von Trägern, Laufjungen und Gastwirthen umlagert. Da sich unter den Letztern ein deutscher Landsmann befand, so erhielt dieser vor allen andern den Vorzug. Wir hatten keine Ursache, es zu bereuen. In seinem wackern Etablissement fanden wir neben zuvorkommender Behandlung einen guten Tisch und vortreffliche,

in der Holzwand schrankartig angebrachte, Betten. Was bedurften wir mehr?

Es war schon etwas spät, als wir am andern Morgen erwachten und den auf uns schon längst gewarteten Kaffee bringen ließen. Man denke sich aber unsere freudige Ueberraschung, als die Thür sich öffnete und Doris damit hereintrat. Daß sie aus einer Umarmung in die andere flog, versteht sich von selbst. Die unaussprechliche Freude sich hier, in einem fremden Lande, fast hundert Meilen von der Heimath, beisammen zu finden, rührte uns bis zu Thränen. Doch der neugierige Leser wird gern wissen wollen, wer diese Doris denn eigentlich sei? Ei nun, sie war eine wackere Harzerin und aus Zellerfeld gebürtig. Bescheiden, fromm und immer heitern Sinnes; dazu von Mutter Natur eben nicht stiefmütterlich behandelt, war sie als Kind und herangereifte Jungfrau von Allen wohlgelitten. Das Herz von manchem ehrlichen Burschen folgte ihr, als sie sich im noch nicht vollendeten achtzehnten Jahre zu einem Verwandten nach der, fünf Meilen entfernten, vormaligen Residenzstadt Wolfenbüttel begab, um sich in dessen Hause in wirthschaftlichen Kennnissen mehr auszubilden. Seit ungefähr vierzehn Tagen

befand sie sich mit Madame B., ihrer Tante, die hier eine Erbschaftsangelegenheit zu reguliren hatte, in Rotterdam. Der Zufall, oder wohl richtiger das Verhängniß, hatte uns in denselben Gasthof zusammengeführt. Der Wirth hatte ihr am Morgen erzählt, daß er vom Dampfboot gestern Abend drei Reisende mitgebracht hätte, welche dem Dialecte nach Harzer sein müßten. Um ihre Neugierde zu befriedigen, hatte sie die Gelegenheit ergriffen, uns den Kaffee zu bringen. — Auf mich machte dieses unerwartete Zusammentreffen einen besonders tiefen Eindruck. Doris, ein Nachbarskind, galt mir von frühester Jugend als die treueste und liebste Gespielin; und als wir mit einander aufwuchsen und größer und verständiger wurden, schufen wir manches Luftschloß mit einander. Wenn ich, zu reifern Jahren gekommen, mir bisweilen meine künftige Lebensgefährtin dachte, so tauchte jedes Mal ihr Bild im Innern meiner Seele auf. Doch der übermächtige Hang zum Reisen, der unwiderstehliche Trieb, fremde Menschen, fremde Länder zu sehen, ließen bisher ein anderes Gefühl nicht zum klaren Bewußtsein kommen. Gedachte ich der fernen Jugendgespielin auch noch bisweilen, so geschah es doch immer nur wie an eine liebe Erscheinung, die meinen Blicken eben so

geschwind wieder entschwand, wie sie in mir aufstieg. Heute aber, wie ich sie nach mehrjähriger Trennung zum ersten Mal wieder sah und umarmt hielt, und der Gedanke mich durchzuckte, daß die Vorsehung sie mir in den Weg geführt, um vielleicht auf immer Abschied von ihr zu nehmen, da wurde es mir erst recht klar, wie lieb ich sie hatte, und wie die ewige Trennung von ihr mir sehr schwer werden würde. Ein leiser Händedruck von ihr, und eine dem Auge entquillende Thräne ließen mich die Sympathie unserer Seelen errathen.

Der mit dem Fremdenbuche hereintretende Wirth unterbrach die Unterhaltung mit dem höflichen Ersuchen, unsere Namen und den Zweck unsrer Reise einzuzeichnen, um bei der Polizei die gebührende Anzeige machen zu können. — Die holländische Polizei, früher die nachsichtigste und die natürliche Freiheit des Fremden am wenigsten beschränkende vielleicht auf dem ganzen Continent, verfuhr seit dem Ausbruch der Belgier Revolution mit der äußersten Strenge. Da wir das Londoner Dampfboot abwarten und demnach hier mehre Tage verweilen mußten, so mußten wir uns selbst nach der Polizeistube verfügen, um die erforderliche Aufenthaltskarte zu lösen, die wir denn auch nach Bestehung eines

strengen Examens erhielten. Man erzählte mir, daß am Tage zuvor zwei Franzosen ausgewiesen wären, weil sie, in dem Glauben, daß ihre Papiere sie genügend legitimirten, sich geweigert hätten, persönlich auf der Polizeistube zu erscheinen. Es ist wahr, zu dieser Zeit wurden in Holland Franzosen und die Pest gleich stark gefürchtet.

Rotterdam, die zweite Hauptstadt des niederländischen Königreichs, ist ein recht hübscher, freundlicher Ort. Am Einflusse der Rott in die Merve belegen, soll sie vom erstern Flusse ihren Namen ableiten. Der Sage nach gebar im Jahr 1220 die fromme Margarethe, Gemahlin des Grafen Hermann von Henneberg, eine geborne Gräfin von Holland und Seeland, dreihundertfünfundsechzig Kinder auf ein Mal. Diese wunderbare Fruchtbarkeit soll der Lohn ihrer außerordentlichen Frömmigkeit gewesen sein. — In Betracht der ansehnlichen Einwohnerzahl, die sich auf 60,000 beläuft, bemerkte man auf den Straßen doch nur wenigen Verkehr, woran indessen nur das trübe, naßkalte Herbstwetter Schuld sein mochte. — Außer den wirklichen Palästen trifft man noch viele palastähnliche, pompöse Gebäude, welche theils Privaten angehören, theils zu öffentlichen Zwecken dienen.

In der Laurenzkirche ließ ich mir die Grabmäler von Witt, Brattel und Cortemar zeigen, dreier Patrioten, deren Andenken heute noch hoch in Ehren gehalten wird. Die Reinlichkeit und Sauberkeit der Straßen und der Häuser, auf welche der Holländer zwei Drittheile seiner Zeit verwendet, die, fast in Unordnung ausartende, Ordnungsliebe, die dem Fremden allenthalben entgegenblickt, übersteigt alle Begriffe. — Der weibliche Nationalanzug, namentlich der untern Klasse, welcher in einem dunkelfarbigen bis unter den Hals zugeknöpften Spencer mit langen Pauschärmeln, einem kurzen, hübsch garnirten Faltenrock von lebhafter Farbe, unter welchem saubere Hosenbeinchen bis auf die Knöchel herabfallen, und einem koketten Häubchen besteht, gewährt einen malerisch schönen Anblick. Ueberhaupt trifft man hier von Gesundheit strotzende Kernmädchen. — Auf dem schönen Bai und am Flußhafen fand ich ein ziemlich reges Leben von Schiffern und Handelsleuten. — Mir fehlt die Vermessenheit, nach einem zweitägigen Aufenthalte in einem fremden Lande über den Charakter und die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner ein absprechendes Urtheil fällen zu wollen; indessen, so viel glaube ich doch erkannt zu haben, daß

der Holländer mit dem Schacher vertrauter ist, als mit — der Artigkeit gegen Fremde.

Den Abend hatte ich die Ehre, Madame B. und ihre Nichte in's Theater zu führen. Von den beiden Lustspielen, welche gegeben wurden, verstand ich kein Wort, und da es Doris nicht besser ging, so zogen wir uns, nachdem wir den innern Glanz eine Zeitlang bewundert hatten, in den leeren Hintergrund zurück. Anfangs unterhielt ich meine Jugendgespielin von meiner großen Reise, meinen Aussichten und glänzenden Hoffnungen und ging von da, nach einem schicklichen Eingang, zu einer Herzenserklärung über. Das Erstere hörte sie aufmerksam mit an, zu dem Letztern aber — lachte sie. Nur erst als ich sehr ernst geworden war und ihr mit den lebhaftesten Farben meine Gefühle geschildert, die sich meiner bei dem unerwarteten Wiedersehen diesen Morgen bemächtigt hatten, da ward auch sie ernst gestimmt und gestand, daß ich ihr von allen ihren Bekannten stets der liebste gewesen und geblieben sei. — Dem romantisch-sentimentalen Liebesfirlefanz und äffischer Ziererei war meine Doris, deren gesunder Sinn durch schlechte Romanlectüre noch nicht gelitten hatte, durchaus fremd, und so errang ich, mit dem ersten, im Drange der Umstände

entlockten Geständniß nicht zufrieden, zuletzt auch das, mit einem Kuß besiegelte, Versprechen, daß sie drei Jahre hindurch meiner mit unverbrüchlicher Treue warten wolle; sei es, daß ich bis dahin zu ihr nach Europa zurückkehren oder in Amerika eine sichere Existenz finden könne. Die reiselustige Tante freute sich nicht wenig über die geschlossene Liebesconvention. Sie erbot sich sogar für den letzten Fall, daß wenn ich etwa nach Europa zu kommen Abhaltung haben sollte, mir in Person ihre Nichte in die überseeische Palmhütte zuzuführen, scherzend hinzufügend, es meiner Sorge dann zu überlassen, daß sie von den Wilden nicht aufgefressen würden.

Den folgenden Morgen hatte ich die Freude, unter den Postrestandis einen Brief von meiner Mutter vorzufinden. Für Heinrichs befand sich ein Schreiben von seiner Frau und für Wilhelm ein zweites von Elise eingeschlossen. Des Letztern Wonnerausch bei dem unerwarteten Anblick von Elise's Schriftzügen läßt sich leichter denken, wie beschreiben. Auch neue Hoffnung schöpfte er; denn sie schrieb ihm, daß sie sich Herrn Julius entdeckt habe, und dieser sich geneigt zeige, unter einem schicklichen Vorwande von der Verbindung mit ihr abzustehen.

Der gastfreundliche Herr Br., dessen sich der Leser von Mainz her erinnern wird, hatte uns ein Empfehlungsschreiben an einen hiesigen Handelsfreund mitgegeben. Da meine beiden Gefährten keine Lust bezeigten, dieses Creditiv zu benutzen, und es vorzogen, im Gasthause bei ihrem Glase Genever zu bleiben, so begab ich mich in Begleitung des achtzehnjährigen Neffen unseres Wirths, welcher mir nöthigen Falls als Dollmetscher dienen konnte, am Morgen vor unserer Abreise allein nach dem Hause des Herrn van der Smelden. Vor dem verschlossenen Hause angekommen, meldeten wir uns mittelst eines Glockenzuges*); nach längerm Warten wurde es von einem weiblichen Dienstboten geöffnet, welcher uns nach Eröffnung meines Wunsches, den Hausherrn sprechen zu wollen, mürrisch eintreten ließ. Nachdem die Holländerin hierauf die, durch das Anfassen leicht angehauchten messingenen Griffe am Glockenzuge und an der Hausthür mit einem baumwollenen Tuche abge-

*) Alle Privathäuser, in welchen nicht etwa Detailhandel oder Gastwirthschaft betrieben wird, werden hier beständig verschlossen gehalten. Wahrscheinlich um es zu hindern, daß durch unnütze Besuche die Hausflur nicht beschmutzt wird.

rieben und uns mit einem impertinenten Blick auf ein mit mächtigen Bürsten bewaffnetes Fußeisen und auf die vorzunehmende Prozedur mit unserm Schuhwerke aufmerksam gemacht hatte, entfernte sie sich, um uns zu melden. Ich benutzte die Muße, die parcellirte Hausflur, auf welcher wir der Zurückkehr des Dienstboten harrten, näher in Augenschein zu nehmen. Nirgends sah man einen Schmutzflecken, selbst nicht ein Stäubchen. Insbesondere schien man auf die Erhaltung der vielen Oelgemälde, welche die Wände ausfüllten, viele Sorgfalt zu verwenden. Die mit bunten Schnitzwerken verzierte Treppe war so blank polirt, daß man sich darin spiegeln konnte; in der Mitte derselben lief von unten bis in das obere Stockwerk ein schmaler, kostbarer Teppich. Ueberhaupt gewährte der Anblick dieser schmucken Hausflur einen ganz eigenthümlichen Reiz. Mein Begleiter versicherte, daß ich sie bei allen anständigen Bürgern auf eine ähnliche Weise verziert antreffen könne. — Nach etwa zehn Minuten führte man uns stillschweigend treppauf durch zwei Vorsäle in ein niedriges, behaglich erwärmtes Zimmer. Ein bejahrter mit Schreiben beschäftigter Herr in einem grünsammetmanchesternen Morgenanzuge spritzte bei unserm Eintritte vorsichtig und äußerst

bedächtig die Feder aus, berührte seine kleine, schwarzsammetne Kappe und lud uns, nachdem der wartende Dienstbote zwei Stühle herbeigeschoben hatte, zum Sitzen ein. Ein comfortables, aus gekochtem Schinken, Schöpsbraten, holländischem Käse und sonstigen Ingredienzien bestehendes, Gabelfrühstück, welches auf einem sauber gedeckten Tische zum Genusse freundlich einlud, schien eines tapfern Angriffs zu warten. Ich machte mich darauf gefaßt.

Nach einer kurzen Pause, in welcher ich Zeit hatte, den kleinen corpulenten Mann, dessen finsterer Ernst eben nichts Anziehendes bot, genauer zu betrachten, überreichte ich ihm mit der üblichen Entschuldigung wegen meiner Zudringlichkeit das Schreiben. Nachdem er es bedächtig entfaltet, aufmerksam gelesen und, sorgsam in die alte Falte schlagend, an die Seite gelegt und endlich in ziemlich geläufigem Deutsch sein Vergnügen über das Wohlsein des Herrn Br. und seiner jungen Gattin zu erkennen gegeben hatte, erkundigte er sich, worin er mir auf meiner vorhaben-Reise nach Südamerika vielleicht nützlich sein könne, erklärte aber, als ich ihn um Empfehlungen dorthin bat, daß er mir, wegen Mangel an auswärtiger Bekanntschaft, überdies auch weil es gegen sein Prinzip sei, damit

nicht dienen könne. Hernach drehte sich das Gespräch erst noch kurze Zeit um gleichgültige Dinge, dann empfahl ich mich und verzehrte, nach dem Gasthofe zurückgekehrt, hier das Frühstück, zu welchem ich von „myn Heeren van der Smelden“ die Einladung vergebens erwartet hatte.

Der Nachmittag verstrich größten Theils in schriftlicher Unterhaltung mit unsern Angehörigen. Wilhelms Antwort, die nicht weniger als drei compreß geschriebene Bogen umfaßte, wurde in meinen Brief geschlossen. Wir baten, uns recht bald mit neuen Nachrichten zu versehen, weil wir hofften, daß uns diese noch in England antreffen würden. Um unsre Adresse verlegen, benutzten wir die des Mechanicus F. aus Frankfurt, dem wir von seinen Aeltern einen Brief abzugeben hatten, und zuzutrauen war, daß er uns die Freiheit, die wir uns in dieser Hinsicht erlaubten, nicht übel nehmen werde. — Am Abend, der letzte vor unserer Abreise, ladete Madame B. meine beiden Freunde und mich zum Abschiedsmahl. Wir fanden außer meiner lieben Doris noch zwei deutsche Freundinnen, welche dort ansässig waren, bei ihr.

Die Bitterkeit der nahen Abschiedsstunde, die Trennung von Doris, dem mir so theuer gewordenen

Wesen, versetzte mich in eine bitter-trübe Stimmung. Selbst daß Jene heitrer schien, wie ich es war, und mit Begleitung der Guitarre scherzhafte Lieder singen und zu Heinrichs' burleskem Spiel und Gesang herzlich lachen konnte; kurz, daß sie die Trennung nicht so tief zu fühlen schien, wie ich, das machte mich nur mißmüthiger, grämlicher. O, ich Thor! Konnte es mich glücklicher machen, wenn Doris des unschuldig heitern Augenblicks weniger froh genoß? — Die Strafe für mein moroses, die Heiterkeit der Gesellschaft störendes, Wesen folgte auf dem Fuße nach. Doris schenkte mir zuletzt keinen freundlichen Blick mehr. Doch wie der Augenblick der langen Trennung immer näher rückte, und das Zusammensein nur noch Minuten währte, da ward auch sie stiller, inniger, vielleicht auch wahrer. Im heißen Abschiedskusse fühlte ich die ganze Wahrheit ihrer Liebe.

Am folgenden Morgen verließen wir auf dem englischen Dampfboote „die Schwalbe" (the swallow) den Hafen von Rotterdam.

VI.

Die erste Seereise. — Die Seekrankheit. — Die Stadt Woolwich. — Der schauderhafte Anblick von sechs Erhenkten. — Ankunft in London. — Das Zollhaus. — Wir miethen uns in ein Bürgerhaus ein. — Eine kurze Beschreibung von London, den Brücken und dem Riesenbau des Themsetunnels. —

Die „Schwalbe", an deren Bord wir uns befanden, war eins der größten und solidesten Dampfschiffe, welches die englische See-Gesellschaft damals besaß. Im Innern war es eben so bequem, wie elegant eingerichtet. In den auf das Schönste decorirten Cajüten herrschte hinsichts des Mobiliars ein Luxus, welcher den des ersten Hôtels in Kassel, dessen ich oben erwähnt habe, noch bei weitem übertraf; die Hängematten oder Schlafstellen waren mit Betten versehen, wie sie nur die besten Gasthäuser zu bieten vermögen.

Da unser Fahrzeug neben der Dampftriebkraft

auch noch Segelwerk aufgesetzt hatte, so befanden wir uns mit Tagesanbruch schon auf der hohen See. Hollands Küste zeigte sich uns nur noch als ein entfernter, dunkler Nebelstreif. Gegen acht Uhr erhob sich eine starke Brise aus Süd-West, die den Capitain veranlaßte, die stramm gezogenen Segel einzureffen, eine rasch vollzogene Operation, die mich in das größte Erstaunen versetzte. Ungeachtet der rauhen Seeluft hatten meine beiden Reisegenossen und ich das Verdeck noch nicht verlassen. Der artige Capitain, welcher uns hier traf und es unsern Blicken leicht absehen mochte, daß wir Neulinge auf der See und keine sogenannten „Meerwölfe“ waren, schüttelte uns mit einem „good morning, my friends!“ die Hände und wies lächelnd auf zwei Passagiere, welche gleich Betrunkenen auf dem Verdecke umhertaumelten. Wir erblickten an diesen die ersten Symptome der furchtbaren Seekrankheit, dieses schonungslosen Gastes aller Derjenigen, welche die See zum ersten Mal befahren.

Merkwürdiges Wesen, die Seekrankheit! Ein Gelehrter wollte mich versichern, daß die Alten nichts davon gewußt hätten; mindestens fände man nicht, daß Aeneas, Anchises, Juls, Sergestus und wie die Helden alle hießen, welche:

— — — — multosque per annos
Errabant acti fatis maria omnia circum!

oder daß Telemachos, des Odysseus und der Penelope im See-Ungemach so erfahrner, Sohn, je „seekrank" gewesen sei. Selbst Horaz, welcher bei dem Abschiede von seinem Freunde Virgil, als dieser nach Athen fuhr, in seiner schönen Ode so sehr gegen die Schifffahrt eiferte und Alles hervorsuchte, um sie verhaßt zu machen, habe wohl von den Gefahren des Sturms und den verborgenen Felsen und von schrecklichen, dort hausenden Unthieren gesprochen, doch der Seekrankheit mit keinem Worte erwähnt; und das — argumentirte mein Freund, Dr. William, den der gütige Leser später kennen und achten lernen wird — würde er doch sicher nicht unterlassen haben, wenn er, Horaz, welcher selbst Meere befahren habe, etwas davon gewußt hätte. — Ich habe oft und viel nachgedacht über diese Krankheit, die abscheulichste von allen. Was ist Gicht, Podagra, was selbst der furchtbare, sogenannte Spleen dagegen? In der That, die Seekrankheit zieht den Menschen zum unvernünftigen Vieh herab, sie macht ihn dumm, gefühllos; ein seekranker Mensch ist ein Stück Holz, weiter nichts; Alles ekelt ihn an; für ihn ist jedes menschliche Band aufgelös't,

er hört auf, Vater, Bruder, Gatte, Freund zu sein; den Mann verläßt jede Zurückhaltung in Worten und Handlungen, so weit er zu diesen überhaupt noch fähig ist; die Frau, auch die schamhafteste, vergißt es, daß sie dem fremden Auge etwas zu verbergen hat. Ich glaube, selbst der verstockteste, hartnäckigste Inquisit würde sein beliebtes „nega fecisti" aufgeben, wenn er in seekrankem Zustande inquirirt werden würde. — Mich dünkt, ein beachtungswerther Wink!

Mein älterer Genosse war von uns Dreien der erste, welcher dieses Seeungethüms Krallen fühlte; offenbar, weil er sich an meistem gefürchtet hatte. Der Capitain hatte uns kaum verlassen, als Heinrichs schon über Unwohlsein klagte, zu schwanken anfing und nach einigen vergeblichen Versuchen, sich aufrecht zu erhalten, in seine Hängematte (Schiffsbette) kroch, die er auch bis zu dem Augenblicke, daß wir aus der Nordsee in die Themse einfuhren, nicht wieder verließ. Während dieser ganzen Zeit genoß er nichts. Wilhelm und ich waren glücklicher, indem wir uns gegen diese böse Krankheit eines einfachen, von einem alten Matrosen uns angerathenen Mittels bedient hatten, welches darin bestand, daß wir unsern Unterleib mit einer sogenannten

Cholera=Binde, mit der wir wegen dieser damals grassirenden Krankheit versehen waren, fest umbanden und alsdann, die Faust derb gegen den Magen gedrückt — damit die schwankende Bewegung des Schiffes auf diesen weniger einwirkte — in gemessenem Schritt auf dem Verdeck auf= und abgingen, während des Gehens aber den Athem anhielten, wenn der vordere Schiffstheil sich senkte, ihn ausstießen, wenn er in die Höhe kam. Etwa eine Stunde mochte ich auf diese Weise experimentirt haben, als ich schwindlich und todtmüde hinfiel. Eine Welle, die in diesem Augenblicke über das Verdeck fegte, würde mich in die See gespült haben, hätte nicht ein Matrose mich noch zeitig beim Mantelkragen erfaßt und so mit Wilhelms Hülfe von dem unfreiwilligen Bade, vielleicht vom Tode errettet. Ermattet, durchnäßt und im fieberhaften Zustande erreichte ich meine Coje, leerte auf einen Zug ein Glas warmes, mit Ingwer versetztes Bier und suchte dann einzuschlafen, was mir endlich nach einigen, in furchtbarer Qual zugebrachten Stunden auch gelang. Der Schlaf war unerquicklich. Indessen als ich am Abend erwachte, fühlte ich mich zwar schwach und angegriffen, doch von der Seekrankheit geheilt. Mein Reisecollege, welcher in jenem Experiment ausdauerte und dasselbe

noch zwei volle Stunden fortgesetzt hatte, versicherte mich, nur einen äußerst leichten, bald vorübergegangenen Anfall von derselben verspürt zu haben. — Später habe ich diese, ich gestehe es, etwas heroische Kurart an mehren Freunden versuchen lassen, und mit Ausnahme eines einzigen Falles, wo es dem Patienten an Ausdauer gebrach, hat sie sich stets wirksam bewiesen.

Dieses war die erste Seereise, die ich in meinem Leben machte. Der Anblick dieser dunklen, unabsehbaren Wasserwüste, in welcher wir gleich Atomen, wie verloren schwammen, machte auf mich einen mächtig tiefen Eindruck. — Am Morgen genoß ich das über alle Beschreibung schöne Schauspiel des Sonnenaufgangs. Und gewiß! die Natur bietet ihrem Freunde keinen prächtigern, erhabenern Anblick, als in dem Momente, wenn die erwachende Tageskönigin ihr purpurnes Strahlenhaupt in die weite Wasserfläche spiegelt; die eine Hälfte des Firmaments mit der Erde in einer einzigen ungeheuren Feuersäule schwimmt, während in der andern, im Westen, noch dunkle Nacht herrscht, nur spärlich von des Feuers falbem Widerschein erhellt.

Die Einfahrt in die, sich schon in einiger Ent-

fernung durch ihre gelbe Farbe bemerklich gemachte, Themse, stellte auf den meistens krankhaften und betrübten Gesichtern die verlorne Munterkeit wieder her, brachte neues Leben in die „Schwalbe“. Schon nach wenigen Stunden verengten sich die flachen, sumpfigen Ufer. Gegen die reizenden Rheinufer betrachtet, sieht man hier nur eine öde Wüste. — In Gravesand's Hafen — zweiundzwanzig englische Meilen von London — wurde das Fahrzeug nach steuerbaren Sachen durchsucht; ein Zollbeamter blieb an Bord; bald darauf erreichten wir Woolwich, Englands berühmtes Arsenal, wo angelegt und eine halbe Stunde verweilt wurde, und wo nahe am Ufer sechs Galgen mit erst kürzlich gehängten Missethätern einen gräßlichen Anblick boten. Nachdem wir hernach noch an Greenwich und Deptford vorbeigekommen waren, sahen wir am Nachmittage gegen 3 Uhr die riesenhafte Londonbrücke vor uns. In kleinen Fahrzeugen wurden wir an das Ufer gebracht und beim Zollhause (customhouse) abgesetzt. — In der That, wer es nicht selbst gesehen hat, vermag sich nicht leicht eine richtige Vorstellung von dem wirren Leben und Treiben auf der Themse zwischen Gravesand — wo Londons Hafen beginnt — bis zur Londonbrücke zu machen. Der

Anblick dieses ungeheuern Gewühls von Schiffen aller Art, vom riesigen Indienfahrer bis zum flachen, hellgrün angestrichenen Boote der zahlreichen Fahrmänner (watermen); der Anblick der unzähligen Dampfböte mit ihren Wolken speienden Rauchfängen; die vielen Kriegsschiffe von den verschiedensten Gattungen mit ihren drohenden Feuerschlünden und bunten, luftig wehenden Wimpeln und Flaggen; kurz, das Außerordentliche dieses unabsehbaren Waldes von Mastbäumen ist einzig in seiner Art.

Im Zollhause wies man uns in die hier befindliche Polizeistube, wo unsere Päße gegen einen Aufenthaltsschein niedergelegt wurden; zugleich durchsuchte man unser weniges Gepäck mit einer Vexation, wie man sie außerhalb des freien Englands wohl bei keiner civilisirten Nation erfährt.

Das imposante, drei Stock hohe, im Innern äußerst elegant eingerichtete „Customhouse" umfaßt einen Raum von 480 Fuß Länge und 110 Fuß Breite. Es wohnen achtzehnhundert Zollofficianten darin. Außerdem aber enthält es neben dem Paßbureau noch zahlreiche Schreibstuben und Waarenlager von verschiedenen Privatgesellschaften, sogenannte Compagnien. Für ein kleines Trinkgeld, welches man

einem untergeordneten Zollbeamten zahlt, bekömmt man jedes Zimmer zu sehen. Mancher Dieb soll diesen Umstand schon auf das Trefflichste zum Stehlen benutzt haben. Dieses Prachtgebäude, welches erst im Jahre 1817 vollendet ward, ist indessen von so leichter Bauart, daß bald nach seiner Herstellung ein Theil desselben wieder einstürzte; über zwanzig Menschen sollen bei diesem Unglücksfall ihr Leben eingebüßt haben.

Ein Fiaker (hackney-coach), deren hier viele stationirt waren, brachte uns nach dem Gasthause „Black-Bull“. — Da es schon zu spät war, um uns selbst nach dem Bureau unserer Prinzipal-Gesellschaft begeben zu können, so meldeten wir uns mittelst der Abendpost vorläufig schriftlich. Nach Erfüllung dieser Pflicht ließen wir uns ein „beafsteak“ auftragen. Ob nun der gute Appetit, den ich mit zu Tische brachte, es mir einbilden ließ, oder es wirklich so ist, dieses englische Beafsteak schien mir, gegen das deutsche verglichen, wie saftiger Rinderbraten gegen trockene Froschlenden.

Am folgenden Morgen begaben wir uns in die Offizin der amerikanischen Bergwerksgesellschaft, nahmen unsere Diäten in Empfang und erfuhren bei

dieser Gelegenheit, daß die Abfahrt nach dem neuen Welttheile sich noch um einige Wochen verzögern dürfe. Das Nächste war nun, daß wir den „Black-Bull“, wo uns der Aufenthalt zwar angenehm, im Vergleich zu unseren Finanzen aber doch zu kostbar schien, verließen und uns bei einer anständigen Wittwe einmietheten, die mit ihrem vierzehnjährigen Sohne und zwei mannbaren Töchtern haushaltete, bei ihr auch die Menage nahmen. Ich rathe jedem Reisenden, der längere Zeit in London verweilen will, sofern er nicht mehr wie anderthalb Guineen (ungefähr 9½ Thaler Courant) für die Woche aufzuwenden hat, diesem Beispiel zu folgen. — Der Tag verstrich so ziemlich unter häuslichen Einrichtungen; den Abend verbrachten wir im Familienkreise unserer Wirthin. Mit dem folgenden Tage begannen die Wanderungen durch die unermeßlich reiche Weltstadt.

London, am Einflusse der Serpentine in die Themse, in der Grafschaft Middlesser, ist unbestritten, wenn nicht die größte, doch die reichste Stadt in Europa; sie zerfällt bekanntlich in die City, oder Altstadt, in Westminster und Southwark. Die Altstadt, am östlichen Ende der Stadt und am linken Themseufer, ist ein enger, winklichter, äußerst schmutziger

Stadtheil, aber zugleich derjenige, welcher mit jedem Jahre an Umfang und Bevölkerung zunimmt; Westminster, der andere Stadttheil, liegt westlich auf der rechten Seite der Themse; die herrlichsten Häuser und Paläste, die schönsten Straßen und öffentlichen Plätze zählend, bildet dieser die eigentliche Stadt der englischen Aristokratie. Southwark endlich, der südliche Theil von London, besteht aus einer dichtgedrängten, von unzähligen Fabriken belebten, dunstigen und, im Ganzen, wie im Einzelnen, unschönen Häusermasse. Die ganze Länge von London, nämlich die Ausdehnung von Osten nach Westen, beträgt beinahe drei Stunden, die Breite anderhalb. Nach der neuesten Statistik, die in jeder Buchhandlung für einen Schilling (8 Groschen Cour.) zu haben ist, zählte die Stadt zur Zeit: 197,202 bewohnte und 2,104 in Bau begriffene Wohnhäuser und 13,407 Magazine, Speicher und sonstige Niederlagen auf 9,002 Straßen und 80 öffentlichen Plätzen. Die Zahl der Einwohner belief sich am Schlusse des vorigen Jahres (1829) auf 1,281,260 in 326,600 Familien.

Unter den 105 Kirchspielen Londons wird Stepney in der City für das größte in der Welt gehalten. Zu dessen Pfarrkindern gehören nämlich alle unter

englischer Flagge auf den Meeren sich befindliche Personen; wer daher auf einem englischen Schiffe stirbt, wird im Kirchenbuche von Stepney eingetragen. Eine sehr praktische Einrichtung, die von jedem Staate, welcher mehr wie ein Schiff unter seiner Flagge zählt, nachgeahmt werden sollte.

Zu den Merkwürdigkeiten und den größten Zierden der Stadt gehören die Brücken. Der Engländer brüstet sich damit; und wohl mit Recht. Ich glaube nicht, daß es einen Staat giebt, welcher sich in dieser Hinsicht mit ihm messen kann. Die schönste und kostbarste unter den zahlreichen Brücken ist die 42 Fuß breite und mit ihren Zugängen 2,890 Fuß lange Waterloobrücke; von William Dodd entworfen, ist dieser Bau von John Rennie, einem der größten Brücken- und Wasserbaumeister (gest. 1821), ausgeführt und 1817 vollendet. Ihre neun großen Bogen, jeder 120 Fuß, und 56 kleinere ruhen auf 25 Fuß dicken Pfeilern. Der ganze Bau besteht aus dem reinsten Granit. Auf beiden Seiten der Brücke befinden sich kleine, geschmackvoll verzierte Zollhäuser, deren bewegliches, mit einer Drehscheibe versehenes Kreuz immer nur eine Person durchläßt; eine Vorsorge gegen Defraudation des Brückengeldes. Sie

steht mit Strand, der volkreichsten Straße Westminster's, in Verbindung und führt nach St. Georg's Fields. Abgesehen von ihrer eigenen Schönheit, gewährt sie auch zugleich einen sehr hübschen Prospect von der Westminster-Abtei und von andern großartigen Gebäuden. — Nächst dieser erregt die Blackfriarsbrücke die Bewunderung aller Kenner. Diese führt den Namen von dem vormals hier gelegenen Kloster, deren Mönche (Friars) eine schwarze (black) Ordenskleidung trugen. Ihre Länge beträgt 1,100 Fuß, ihre Breite 42 Fuß; auf acht Pfeilern ruhend, zählt sie neun Bögen, von welchen die beiden mittleren 100 Fuß haben. Ihre Hauptzierde besteht in zwei ionischen Säulen auf jeder Seite, welche bis über das Geländer ragen. Die St. Paulskirche muß man von hierab sehen.

Wenn auch nicht die schönste, so ist die neueste, eben hergestellte Londonbrücke doch die größte von allen. Der mittlere Bogen derselben ist 150 Fuß lang und 37½ Fuß hoch, die übrigen sind etwas kleiner. Die Fahrstraße auf der Brücke ist 36 Fuß, die Trottoirs auf jeder Seite sind 9 Fuß breit. Die Passage auf dieser Brücke ist ungeheuer, und soll die Einnahme an Brückengeld in's Unglaubliche gehen.

Seitdem sie gangbar ist, wird sie täglich im Durchschnitt von 95,750 Fußgängern, 3,830 zweirädrigen Karren, 2,129 Kutschen, 908 Frachtwagen und noch von verschiedenen andern kleinern Fahrzeugen passirt. Man glaubt indessen, daß der Themsetunnel, welcher nur ungefähr 8,000 Fuß weiter unten liegt, wenn er erst fertig sein wird, deren Ertrag sehr schmälern wird.

Der Tunnel, diese gleichsam umgekehrte Brücke unter der Themse, ist ein Riesenwerk menschlicher Schöpfung. Aber auch nur in England, und in keinem andern Lande auf der Erde, können solche Bauwerke zu Stande gebracht werden. Als im Jahre 1802 die Idee zu diesem Bau zuerst an das Tageslicht trat, ward sie mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen. Und allerdings mußte dieses unterirdische Verbindungsmittel zweier vorzüglich stark bewohnter Ufer, und an einer Stelle, wo, der einlaufenden, großen Schiffe halber, die Anlegung einer Brücke auf bedeutende Hindernisse stoßen mußte, dem Auge des Engländers sehr wünschenswerth, ja selbst nothwendig erscheinen. Es bildete sich auch fortan eine Tunnel-Gesellschaft, die noch in demselben Jahre den Bau begann. Indessen als man bei der Ausführung auf

unendliche Schwierigkeiten stieß, von welchen die fatalste, hinderlichste und am schwersten zu beseitigende die war, daß die Themse jeden Augenblick durchbrach, so ließ man sich anfangs zwar nicht zurückschrecken und arbeitete mit lobenswerther Ausdauer fort; doch als das angefangene Werk immer größere Capitalien verschlang, die Ausführung von Tage zu Tage mühsamer ward, da fragte man sich, was man früher zu fragen vergessen hatte, ob nämlich die für die Herstellung der unterirdischen Brücke aufzuwendenden Capitalien sich einst, wenn auch nur nothdürftig, verzinsen würden? Und als alle Sachverständigen das einstimmig verneinen mußten, und überdies auch neue Durchbrüche des Wassers Statt fanden, so blieb 1809 der Bau auf sich beruhen. Die bereits verwandten Capitalien schienen weggeworfen. So blieb es, bis 1822 Jacob Wyat und ein französischer Ingenieur, J. Brunnel, die Idee wieder anregten. Wie der Letztere besonders befähigt schien und für jeden etwaigen Unfall wirksame Gegenmittel bereit zeigte, zudem der ganze Kostenanschlag sich nur auf 160,000 Pfd. St. belief, während die jährliche Einnahme auf mindestens 20,000 Pfd. St. veranschlagt werden durfte, so bildete sich unter den Auspizien des Herzogs von Wellington

und des Doctors Wollaston eine neue Actiengesellschaft, und nachdem man das vorläufig benöthigte Capital zusammengebracht und eine Parlamentsacte die Wiederaufnahme des Baues erlaubt hatte, wurde am 2. März 1825 der Grundstein zu dem gewölbten Gange gelegt. Und damit begann das Riesenwerk aufs Neue. Bis zum Jahre 1828 wurde rastlos fortgearbeitet, und obwohl der Strom zu verschiedenen Zeiten fünf Mal in den Tunnel gedrungen war und jeder Durchbruch lange Unterbrechungen verursacht hatte, so war man doch ziemlich rasch vorgeschritten. Doch nun trat ein Hinderniß ein, welches selbst Herr Brunnel nicht zu beseitigen vermocht hat, Geldmangel. Seit zwei Jahren wird nur noch gearbeitet, eben nur um zu arbeiten, um die Idee nicht verjähren zu lassen. Man hofft auf die Unterstützung der Regierung*).

Der Eingang zu diesem Fahrwege unter der Themse befindet sich bei der Kirche St. Mary Rotherhithe,

*) Die Unterstützung ist im Jahre 1835 erfolgt. In diesem Augenblicke ist der Themse-Tunnel für Fußgänger bereits eröffnet worden. Die darauf verwandten Gesammtkosten übersteigen, wie öffentliche Blätter melden, die Summe von sechshundert Tausend Pfd. St.

inmitten von Magazinen und Packhäusern. Der Tunnel, so wie man ihn damals sah, hatte zwei gewölbte, vierzehn Fuß breite und zwanzig Fuß hohe Gallerien für das südliche und nördliche Ufer; Trottoirs für Fußgänger und zahlreiche Bögen von einer Gallerie zur andern. Der höchste Punkt der, aus Barnsteinen construirten fünfunddreißig Fuß dicken, Wölbung, liegt funfzehn Fuß unter dem Flußbette. — Von dem am Eingange befindlichen Hause des Inspectors — wo die Einlaßkarten gegen Erlegung von zwei Schillingen gelös't werden — führt eine Wendeltreppe von etwa sechzig Fuß in die beiden faßrunden, nur am Boden ebenen Tunnelgänge, deren mit okergelbem Stuck glatt ausgekleideten Wände ein elegantes Ansehen haben. Wie in London allgemein, wird auch im Tunnel nur Gasbeleuchtung angewandt. Von den dreizehnhundert Fuß, die der Tunnel lang werden soll, war noch nicht die Hälfte ausgegraben. — Des oben angeführten Grundes halber befanden sich, statt der frühern Hunderte, gegenwärtig nur ungefähr dreißig Arbeiter im Schacht. Man sah sie in einem colossalen, eisernen Gerüste, etwa fünfundzwanzig Schritt mittelst einer Barriere von uns getrennt, fleißig arbeiten. Die ursprünglich veranschlagten

160,000 Pfd. St. waren bereits um die Hälfte überschritten. Als wir uns entfernten, schenkte man uns eine recht hübsche Zeichnung vom Tunnel mit seiner nächsten, äußern Umgebung.

VII.

Der junge Mechanicus wird aufgesucht. — Die Kings= oder Queensbench und verschiedene andere Gefängnisse und Correctionshäuser in London. —

Am dritten Tage nach unserer Ankunft begaben wir uns nach der „Great Roussel-street“, um dort Herrn F., den jungen frankfurter Mechanicus, aufzusuchen. Wir genossen schon im Voraus die Freude, die er beim Empfang der guten Nachrichten von Hause zeigen würde. Der arme Schelm! Seit drei Wochen befand er sich, wie man uns sagte, in Folge einer nicht nachgekommenen Bürgschaft für einen kürzlich, in den ärmsten Umständen verstorbenen, Landsmann, in Kingsbench, dem Londoner Schuldgefängnisse. Die von ihm übernommene Schuld betrug über dreißig Guineen, die er für den Augenblick nicht anzuschaffen vermochte. Wir hielten es unter diesen Umständen für eine heilige Pflicht, ihn zu besuchen. Natürlich machten wir uns darauf gefaßt, den armen jungen

Mann hinter Schloß und Riegel dumpf brütend, abgehärmt und in der unglücklichsten Stimmung anzutreffen. Doch wir zögerten nicht. — Mit Mundvorrath und sechs Flaschen Wein versehen, weil wir im kölner Gefängniß erfahren hatten, daß man Gefangenen mit leiblichen Dingen immer eine große Freude mache, ließen wir uns denn eines Morgens nach Kingsbench fahren.

Nach einer ungefähr halbstündigen Fahrt sahen wir in Westminster in einer freien, offenen, von Kohlendampf nicht sehr beschwerten Gegend eine zahlreiche, von einer hohen Mauer umgebene, Gruppe Häuser vor uns. Wir wähnten anfangs, einen neuen Stadttheil zu sehen, in welchem sich die Gefängnißanstalt vielleicht befinden möge. Doch der ganze Haufen Häuser bildete Kings- oder Queensbench, vielleicht das merkwürdigste Schuldgefängniß in der Welt. Um uns in den Straßen der Anstalt zurecht zu finden, sahen wir uns genöthigt, einen Führer anzunehmen, welcher, selbst ein Gefangener, uns zum Marschall führte, um von diesem die Wohnnng des jungen Frankfurters zu erfahren. Der Marschall, wie er, wenn ich nicht irre, titulirt wurde, ist nämlich derjenige königl. Beamte, welcher die eintreffenden Gefangenen zu registriren

und zu ihrer Zeit wieder zu entlassen und persönlich dafür zu haften hat, daß sie nicht entweichen, wogegen er aber auch alle Sicherheitsmaßregeln ergreifen darf; indessen darf er sich nicht in die innere Gefängniß-Polizei mischen, die von den Gefangenen selbst verwaltet wird. — Wir fanden Herrn F. in einem sehr anständig meublirten Zimmer und eben im Begriff, eins der vielen kingsbencher Kaffeehäuser zu besuchen. Da er um Geld nach Hause geschrieben hatte, so hielt er uns im ersten Augenblicke für die Himmelsboten, die ihm die Mittel zu seiner Befreiung brächten; doch zeigte er sich nicht minder vergnügt, als er sich in jener Voraussetzung zwar getäuscht sah, aber doch fröhliche Nachrichten von seinen lieben Angehörigen empfing. Ueberdieß ergab es sich auch aus einer einfachen Zeitberechnung, daß er auf sein Schreiben noch keine Antwort haben konnte, mithin die Hoffnung auf nahe Hülfe ihm immer noch blieb.

Herr F. war ein hübscher, freundlicher Jüngling mit einem einnehmenden Aeußern; er sah seiner Schwester ähnlich. Er lachte herzlich über alle Mundvorräthe, mit welchen wir ihm eine Freude hatten machen wollen. Den Wein behielten wir, die übrigen Provisionen wurden dem Führer, einem unglücklichen

Franzosen, geschenkt. Unser junger, mit Sach- und Localkenntniß ausgestatteter Freund übernahm es, uns mit dieser großartigen Anstalt bekannter zu machen.

Außer den verschiedenen mitunter sehr großen Häusern, welche theilweise Privatpersonen gehören, und in welche sich bemittelte Gefangene nach Belieben einmiethen können, befinden sich in der eigentlichen Staatsanstalt 330 Zimmer von 14 bis 16 Fuß Länge und 12 bis 14 Fuß Breite, für solche Gefangenen, welche keine Miethe bezahlen wollen oder können. Nebst einer recht hübschen, reich dotirten Kirche, sieht man hier auch eine ziemliche Anzahl von Kaffee-, Wein- und Speisehäusern. Häufig sollen die Gefangenen unter sich Concerte und große Bälle geben; ein enorm verschuldeter Schauspieler, ohne Aussicht, je seine Freiheit wieder zu erlangen, hat ein seit Kurzem auf Actien gegründetes Theater recht artig eingerichtet und gut besetzt; wöchentlich wird zwei Mal, und stets bei vollem Hause, gespielt. — Obwohl die Kosten der Aufnahme in Kingsbench fast drei Souverains (ungefähr 20 Thaler Cour.) betragen, die der Aufzunehmende aus eigenen Mitteln zu bezahlen hat, so bemühen sich doch viele Schuldgefangene, selbst aus den entferntesten Theilen des Königreichs, hierher zu

kommen; indem sie hier Vortheile genießen, welche sie anderwärts entbehren. Nirgends stößt man auf die Embleme anderer Gefängnisse, auf Fesseln, verstäbte Fenster, Schlösser, Riegel und Bolten; hier giebt es weder Kerkermeister, noch Schließer, noch Wärter. Jeder Gefangene führt die Schlüssel zu seinem Gefängnisse selbst, hat indessen für seine Aufwartung auch selbst zu sorgen. Innerhalb der Mauern herrscht für Jeden vollkommene Freiheit und Gleichheit. Wo es die Localität erlaubt, treiben die Gefangenen ihr erlerntes Handwerk, ja, selbst ihre Schilder sieht man hier und da ausgehängt. Sie arbeiten nicht blos für Gefangene, sondern auch für ihre in der Stadt hinterlassenen Kunden, und erlangen auf diese Weise die Mittel zu ihrer Freiheit. Um die Kosten einer doppelten Haushaltung zu ersparen, nehmen Viele ihre Frauen und Kinder mit nach Kingsbench und leben hier mit einander, wie in voller Freiheit. Man muß gestehen, daß diese Art Gefangenschaft eben nicht schrecklich genannt werden kann, zumal der Gefangene für einen bis drei Schillinge sich noch das Vergnügen erkaufen kann, an gewissen Tagen außerhalb der Mauern in einem Umfange von fast vier engl. Meilen spazieren gehen zu dürfen.

Uebrigens findet man in diesem Schuldgefängnisse Personen aus allen Ständen, selbst vom höchsten Range, und Personen aus allen Ländern der bekannten Welt. Daß es an diesem Orte auch an hübschen Damen und lebenslustigen Wittwen nicht fehlt und zwischen beiden Geschlechtern die größte Geselligkeit herrscht, bedarf kaum einer Erwähnung. Die vielen verheiratheten Frauen, die man sieht, sind freiwillig hier, da diese Schulden halber überhaupt nicht eingezogen werden können. — Zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung wählen die Gefangenen unter sich einen Präsidenten, zwei Aldermen, einen Secretair und vier bis sechs Constabler. Wöchentlich wird eine feierliche Sitzung gehalten, zu welcher jedes Mal zwölf Geschworne (Jury) gewählt und zugezogen werden. Hier werden alle Streitigkeiten, Klagen, Verbrechen und Vergehen, selbst die geringste Ordnungswidrigkeit vorgebracht und untersucht, und, auf Grundlage der von ihnen erlassenen Gesetze und Statuten, Recht gesprochen, auch in geeigneten Fällen bestraft. Diese Versammlungen werden öffentlich gehalten, und kann jeder Gefangene, ohne daß er zu fürchten hätte, in seinem Vortrage unterbrochen zu werden, in dieser sprechen und die „Gefangenen-Republik“ betreffende

Vorschläge machen. Erscheint der Gegenstand von Wichtigkeit, so wird zu dessen genauerer Prüfung eine Commission gewählt und später darüber abgestimmt. In minder wichtigen Sachen wird kürzer, indessen immer öffentlich und mit der größten Ruhe und Ordnung, verfahren. Schulden, welche die Gefangenen unter sich machen, werden hier klagbar gemacht, und der sich nicht freiwillig stellende Schuldner mit Gewalt (obtorto collo) vor den Präsidenten geführt. Wird die Schuld anerkannt oder sonst erwiesen, so wird der Verklagte, wenn er den ihm auferlegten Zahlungstermin nicht inne hält, an seinen Sachen gepfändet, bis der Gläubiger vollständig befriedigt ist. Die eines Diebstahls, Betrugs oder sonst eines gemeinen Verbrechens Ueberführten werden mit einer Tafel vor der Brust, auf welcher man das begangene Verbrechen lies't, in Kingsbench herumgeführt und der Verachtung aller Gefangenen Preis gegeben. Wer eine solche Strafe erlitten hat, wird, wie ein Pestkranker, gemieden; mit ihm ferner Umgang zu haben, oder auch nur mit ihm zu sprechen, gilt für Entehrung.

Wer Schulden halber in London oder in England überhaupt verhaftet wird, kann sich Kingsbench

wählen, sofern er die drei Souverains Aufnahmegebühren erlegt; anders muß er mit den gewöhnlichen Gefängnissen fürlieb nehmen, in welchen er sich glücklich schätzen mag, wenn er eine Zelle für sich allein bekömmt und nicht mit Dieben und Mördern sein Lager theilen muß. — Vom ersten Tage des vierten Monats der Verhaftung an muß der Gläubiger zur Unterhaltung des Gefangenen täglich vier Pence (ungefähr 32 Pfennige) bezahlen; er ist verpflichtet, jeden Sonnabend den wöchentlichen Betrag mit zwei Schillingen und vier Pence im Voraus, und zwar vor zehn Uhr Morgens, einzuliefern. Versäumt es der Gläubiger, und hat mit dem Schlage zehn Uhr das Wochengeld nicht eingesandt, so wird der Gefangene in Gegenwart zweier Zeugen für frei erklärt und entlassen. Will jener ihn wieder einziehen lassen, so muß er den Prozeß auf seine Kosten von Neuem beginnen. Zu bemerken ist noch, daß es dem Gläubiger auch nicht gestattet wird, die Unterhaltungsgelder für seinen Schuldner auf mehrere Wochen im Voraus zu bezahlen.

Zu Mittage aßen wir in einem kingsbencher Speisehause, die Person zu 1 Schilling und 8 Pence (ungefähr 14 Gr. Cour.). An der Tafel befanden

sich außer uns vier noch achtzehn Gäste. Unter diesen ein italienischer Prinz, drei französische Marquis, zwei englische Lords und ein deutscher Baron, dessen weit verzweigter, altersgrauer Stamm in Deutschland sehr bekannt ist. Er würdigte uns Plebejer keines Blicks, obgleich wir in seiner unmittelbaren Nähe am Tische saßen und Deutsch sprachen. Seine Schulden sollen sich nur auf ungefähr tausend Pfd. St. belaufen. Der ältere von den beiden Lords, ein Sonderling erster Größe, befand sich seit bereits drei Jahren in Kingsbench, weil er einem armen Professionisten, dem er für gelieferte Arbeit zwölf Pfd. St. schuldete, diese nicht bezahlen wollte, indem er sich um einige Schillinge übersetzt glaubte. Daß seine junge Gemahlin, wie allen Andern bekannt war, den Gläubiger schon längst befriedigt hatte und die wöchentlichen Gebühren von ihr bezahlt wurden, war für jenen eben so reichen, wie hartnäckigen Herrn Lord nur noch allein ein Geheimniß. — Es war schon spät, als wir unsern jungen Freund verließen, der es mit uns gleichzeitig herzlich bedauerte, daß sein böses Geschick ihm nicht erlaube, auch in London unser Begleiter sein zu können, wie in Kingsbench.

Da ich von englischen Gefängnissen einmal an-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

gefangen habe, so sei es mir erlaubt, noch bei einigen anderen, die ich später kennen zu lernen Gelegenheit fand, einen Augenblick stehen zu bleiben.

Das älteste der funfzehn londoner Gefängnisse ist Newgate. Seit länger als zweihundert Jahren befindet sich diese, an der gleichnamigen Straße belegene, Gefangenenanstalt, unter der unmittelbaren Aufsicht des Lordmajors und der Aldermen der City; und, wahrlich! an keinem Orte in der Welt wird aller Schicklichkeit ungestrafter Hohn gesprochen, als eben hier. Durchwandelt man das Gefängniß, so überfällt Einen ein Schauder, wenn man auf den trüben, boshaften Gesichtern seiner Bewohner durchgängig nur trotzigen Frevel ausgeprägt sieht, nicht die leiseste Spur von Reue, Besserung, von irgend einem sittlichen Gefühle wahrnimmt. Newgate ist ein Sumpf aller Laster, eine Schule der ausschweifendsten Liederlichkeit. Die Sache ist allgemein bekannt. — Nachdem sich das Parlament im Jahre 1823 zum vierten Male mit einer beabsichtigten Verbesserung des Gefängnißwesens beschäftigt hatte, wurde eine ungedeihliche, an sich ganz zwecklose Classification der Gefangenen einzuführen, beschlossen. Diese besteht

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

nun darin, daß die zum Tode Verurtheilten bis zu ihrer Hinrichtung in dunkle, einsame Kerker verwahrt, dagegen die nicht zum Tode verurtheilten Sträflinge, als die zweite Classe, pêle-mêle in große, durch unverschlossene Thüren mit einander verbundene Säle, so viele, wie jeder Saal nur zu fassen vermag, geworfen werden. Da nun sämmtliche Sträflinge frei mit einander communiciren dürfen, ihnen an Lebensmitteln und Getränken aller Art verabreicht wird, so viel sie nur wünschen und bezahlen können, so finden hier förmliche Sauf- und Spielgelage Statt, bei welchen es, wie Herr Cotton, der Kapellan von Newgate versicherte, nur selten ohne Mord und Todtschlag des einen oder andern Individuums abgeht. Diese Menschen nützlich zu beschäftigen, daran scheint man noch nicht gedacht zu haben. — Nach diesem kommt die dritte Abtheilung, zu welcher alle Untersuchungsarrestaten und Polizeigefangene gehören. Wie die Sträflinge zweiter Klasse, werden auch diese ohne Unterschied zusammengeworfen; der wegen eines leichten Vergehens in Verdacht gerathene Unglückliche theilt hier sein Lager mit dem notorisch unter Raub und Mord altgewordenen Sünder; der Jüngling mit

dem Greise, der leichtsinnige Knabe mit dem ergrauten Bösewicht*).

Die weiblichen Gefangenen werden von den männlichen abgesondert verwahrt; absurder Weise ist es jenen aber gestattet, diese täglich zu besuchen und den Besuch in diesen Cloak der scheußlichsten Laster auf vier Stunden auszudehnen, sofern sie es nur auf irgend eine Weise glaubhaft zu machen wissen, daß sie dort einen Verwandten besuchen, oder doch sonst ein nothwendiges Geschäft verrichten wollten. — Wie in allen Gefängnissen Londons trifft man auch hier eine Kirche, in welcher an Sonn- und Festtagen Gottesdienst gehalten wird. Es hängt jedoch von jedem einzelnen Gefangenen ab, ob er hineingehen will, oder nicht, und soll es sich nicht selten zutragen, daß der Kaplan vor leeren Bänken predigt. — Schon seit mehren Jahren giebt sich eine Banquierswittwe, Madame Fry, viele Mühe, mindestens unter die weiblichen Sträflinge von Newgate mehr

*) Nach Zeitungsartikeln sollen hier seitdem in Folge der, in den Jahren 1834 und 1837 vom Gemeinderath der City abgestatteten, Berichte und Vorschläge über die in Newgate anzubringenden Verbesserungen, heilsame Reformen vorgenommen sein.

Zucht und Ordnung zu bringen. Sie hat einen Frauenverein errichtet, dessen Mitglieder, unter sich abwechselnd, das Gefängniß besuchen. Es ist möglich, daß der Eifer dieses lobenswerthen Vereins, sofern er nicht erkaltet, mit den Jahren gedeihliche Früchte trägt.

Außer Kingsbench giebt es für saumselige Schuldner noch das sogenannte Fleetgefängniß. Hierher werden alle Diejenigen gebracht, welche im erstern die Aufnahmegebühren nicht bezahlen können oder wollen. — Vier Stockwerke hoch, befinden sich im Erdgeschoß neben den geräumigen Wohnungen der hier fungirenden Beamten und des Hülfspersonals, etwa sechzehn oder achtzehn halbdunkle, feuchte Kerker ohne Tisch und Stuhl für solche Schuldgefangene, welche so unglücklich sind, nicht die Mittel zu besitzen, sich für eine oder zwei Guineen ein anständigeres Local zu erkaufen; neben diesen im ersten Stock findet man einen geräumigen Betsaal; im zweiten neben einem Kaffee- und Billardsaal noch vierundzwanzig helle, geräumige und anständig möblirte Gefängnisse, und im dritten endlich, außer einem Krankenzimmer und drei oder vier Gefängnissen, siebenundzwanzig luftige, sehr breite Gänge, die zum Spazierengehen dienen. —

Diejenigen, welche Mittel besitzen, sich die Annehmlichkeiten zu erkaufen, und der größte Theil der Gefangenen besitzt diese, können im Fleetgefängnisse ein eben so angenehmes Leben führen, wie in Kingsbench; nur daß es nicht so geräuschvoll ist, und das betrachten viele reiche Schuldgefangene als einen Vorzug. —

Wer das Leben und Treiben in den Schuldgefängnissen ansieht, dem fällt es erst recht in die Augen, wie thörigt es ist, Leute Schulden halber überhaupt, insbesondere aber, wie es hier geschieht, einzusperren. In der That giebt es auch nur wenige Gefangene, welche, wenn nicht etwa durch andere Beweggründe veranlaßt, sich je um die Befriedigung ihrer Gläubiger bekümmern, zumal sie doch früher oder später durch den alle sieben Jahr Statt findenden Gnadenact (the act of grace) ihre Freiheit für umsonst erlangen. Man darf sich aber auch versichert halten, daß die Gläubiger, sofern sie nicht vielleicht zu Auslösung ihres Schuldners eine zahlungsfähige Mutter, einen gutmüthigen Oheim oder eine liebesieche, reiche Braut in Petto haben, wohl selten so thöricht sind, zu wähnen, durch das Mittel des vollzogenen Schuldgefängnisses zu ihrer Forderung zu gelangen. Weit entfernt. In den meisten Fällen ist des Schuldners Verhaftung ihrer

Seits nur ein Act der Rache. Um diese zu kühlen, werfen sie die Kosten der Unterhaltung noch hinterher.

Das neueste und dem Zwecke am entsprechendsten eingerichtete Strafgefängniß ist das neue Zuchthaus, oder Mill-Bank-Penitentiary. Die mit einer hohen Mauer umgebene Strafanstalt umfaßt einen Flächenraum von 2,880 engl. Quadratruthen, oder 696,654 Par. Quadratfuß. Sie ist nach pensylvanischem Systeme kreisförmig gebaut; was die Beaufsichtigung der Gefangenen sehr erleichtert. Da hier nur solche Individuen aufgenommen werden, welche zu zwei bis drei Jahren Gefängniß verurtheilt, und Verbrecher, welche eine höhere oder geringere Freiheitsstrafe zu erstehen haben, in andere Gefängnisse kommen, so ist Mill-Bank auch nur auf vierhundert männliche und eben so viel weibliche Sträflinge berechnet und eingerichtet. Das hier eingeführte System lautet in Kürze: abgesondert und einsame Zellen bei Nacht, gemeinschaftliche Arbeit in Haufen von acht bis zehn Individuen bei Tage, aber ohne daß sie mit einander sprechen oder durch Zeichen sich verständigen dürfen (wer will oder kann das verhindern?!); strengster Gehorsam; höchst mögliche Thätigkeit; Ord-

nung und Reinlichkeit in Betreff ihrer Personen, wie der Sachen; religiöser Unterricht Tags zwei Mal in zwei Abtheilungen, am Sonntage alle gemeinschaftlich; gesunde und hinlängliche Nahrung, bestehend in Brot, Vegetabilien und wöchentlich drei Mal Fleisch; eine gute Lagerstätte; strenge Disciplin vereint mit humaner Behandlung. Keine Peitsche.

Außer den Straf- und Schuldgefängnissen giebt es in London noch viele Arbeits- und Correctionshäuser für Vagabonden, entlassene und obdachlose Sträflinge und arbeitscheue Bettler. Als die vorzüglichste Anstalt dieser Art ist Cold-Bath zu nennen, in welcher sich um diese Zeit über vierhundert Gefangene befanden. Mit Ausnahme einer geringen Anzahl, die man mit Weben und Hutmachen beschäftigte, wurden alle Uebrigen, also bei weitem der größere Theil, bei der unfruchtbaren, geisttödtenden, zuerst in Bury St. Edmond, Grafschaft Suffolk, im Jahre 1819 eingeführten Tretmühle (tread-mill) angewandt. — Tritt man zu der Maschine, während sie im Gange ist, so erblickt man eine Anzahl Menschen, welche, indem sie sich an einem hölzernen Pfeiler halten, auf der Welle des Rades, welches durch das Gewicht ihres Körpers in Bewegung

gesetzt wird, in einem fort auf- und absteigen, ohne sich indessen von der Stelle zu bewegen. Jeder von ihnen macht ungefähr funfzig Schritte in einer Minute. Die nothwendig gleichmäßige, dem gut eingeübten Marsche eines Trupps Soldaten nicht unähnliche, Bewegung dieser unglücklichen Menschen hat an sich im ersten Augenblick nichts Abschreckendes, doch schon nach kurzer Zeit dünkt sie Einem monoton, langweilig, man sehnt sich hinweg. Mein älterer Reisegenosse meinte, er wolle doch lieber vierundzwanzig Stunden im tiefsten Schacht auf- und absteigen, als auf der Tretmühle auch nur eine Stunde. Gewiß, er hat Recht. Eben auch das Monotone, das geisttödtende Einerlei ermüdet den Gefangenen geistig und körperlich. Nach jeder Viertelstunde steigt er vom Rade und ruht fünf bis acht Minuten. Und so dauert die Arbeit ohne Abwechselung vom Morgen bis zum Abend. Je nach der Schnelligkeit macht der Mühlentreter täglich zehn- bis zwölftausend Schritt.

Da man in den englischen Gefängnissen früher eine regelmäßige Beschäftigung nicht kannte, so bot die Erfindung der „tread-mill" dort allerdings einen nicht geringen Nutzen. Denn wie der Gefangene einer Lehrzeit dazu nicht bedarf und selbst dem Schwächsten

die nöthigen Kräfte zu Ausführung dieser Arbeit nicht leicht fehlen, also auch Keiner weder durch List, noch durch Faulheit sich derselben entziehen kann, so wird die Tretmühle, ungeachtet ihrer Leichtigkeit, von ihnen doch verabscheut. Die Abschreckung der Vagabonden und des losen Gesindels ist aber auch der einzige Vortheil, den diese Mühle gewährt; pecuniären Gewinn bringt sie nicht.

VIII.

Fortsetzung der kurzen Beschreibung von London. — Die zwei Hauptkirchen. — Ein Abenteuer in Regents-Park, und die angenehme und nützliche Bekanntschaft mit zwei Damen. — Das Pandämonium. — Die Briefe. —

Den nächsten Sonntag benutzte ich mit meinen beiden Freunden, den Gottesdienst in der eben so alten wie berühmten Westminster-Abtei oder Collegialkirche beizuwohnen. Von allen National-Denkmälern nimmt dieses die Aufmerksamkeit aller Fremden wohl an meistem in Anspruch.

Die Westminsterabtei bildet von Großbritanniens Geschichte eine eigene Chronik; ja, eine selbstständige Geschichte lehrt sie in ihrer großartigen Architectur ihren Mausoleen und in der Mannichfaltigkeit ihrer Werke aus den verschiedenen Stadien der Künste und Wissenschaften, von dem ältesten politischen Leben bis zu dem der Gegenwart. — Der Ursprung der Abtei wird von gründlichen Forschern in das graue Alterthum

versetzt, von einigen bis auf Sebert, den ersten angelsächsischen König, welcher sich taufen ließ, also bis zum Jahre 527, von andern aber nur bis auf König Guthred, welcher von 740 bis 754 regierte, zurückgeführt. Indessen soll sie erst unter dem heil. Dunstan — gest. den 7. Sept. 990 — an Bedeutung gewonnen, und durch seine Vermittelung von der Regierung reich dotirt worden sein. Am freigebensten von allen früheren und späteren Königen soll sich Eduard der Bekenner bewiesen haben, sowohl mit Geschenken an Land und Leuten, wie an Privilegien aller Arten.

Die Außenseite dieses herrlichen Gebäudes bildet in ihrer ursprünglichen Einfachheit ein lateinisches Kreuz, welches aber durch die vielen neuen Anbaue und Kapellen meistens verdeckt liegt. Der mit seinem colossalen, gewölbten Bogen versehene, zwischen den zwei viereckigen 225 Fuß hohen Thürmen, tief einlaufende Haupteingang, bildet mit zwei Nebeneingängen die westliche Fronte. Das prachtvolle, im Stern auslaufende Mittelfenster, die über den Thüren und hier überhaupt angebrachten, kunstvoll verzierten Bildnereien, verleihen dieser Fronte den glanzvollsten Anblick. Dem kritischen Kenner werden freilich einige, durch die

willkürliche Vermischung des griechischen und gothischen Styls herbeigeführte, architektische Verstöße nicht entgehen; doch verlieren sich diese bald unter einem großartigen Totaleindruck und lassen das Schöne des Ganzen nicht minder schön finden. Die Nordseite, an welcher sich in langer Linie die, mit kleinen Spitzthürmen verzierten, Strebepfeiler hinziehen, und eben so die Südseite, sind zwar nicht so großartig, wie der Eingang, doch im Effect eben so imposant.

Die äußere Länge der Abtei ist — Heinrichs VII. Kapelle eingerechnet — 530 Fuß, ohne jene Kapelle nur 416 Fuß. Die Durchschnittsbreite wird auf 203 Fuß angegeben. Das Schiff hält 166 Fuß Länge; dagegen ist der Chor nur 28 Fuß breit. Das hundert Fuß hohe Gewölbe des Schiffs und Kreuzes ruht auf fünffachen schlanken Pfeilern und zwei übereinander stehenden Bogenreihen. — Einen ganz eigenthümlichen Reiz gewährt das, von unzähligen bunt bemalten Glasscheiben magisch beleuchtete, Schiff, wenn man, durch einen rothen Vorhang tretend, seinen Standpunkt auf der Mitte des Chors unter der Orgel nimmt. Man übersieht von hier die Kirche in eins mit der, hinter dem Altar aufgestellten, Krönungsbühne. Der, mit einer geschmackvoll verzierten

Balustrade eingefaßte, Chor von glänzend weißem, fleckenlosem Marmor, in dessen Mitte die englischen Könige und Königinnen gekrönt werden, wird als ein Geschenk der Königin Anna verehrt. — Eine genaue Beschreibung alles Sehenswürdigen, was man in diesem Tempel zu sehen bekommt, insbesondere aber der frommen Denkmäler und sonst berühmter Monumente, welche dem Architecten kaum geringeres Interesse bieten, wie dem Geschichtsforscher und Philosophen, würde mehre Bände und auch ein höheres Schriftstellertalent erfordern, wie ich zu besitzen mich rühmen darf. Beschränke ich mich daher auf das Wenige, was sich mir am lebhaftesten und tiefsten eingeprägt hat.

Wenn man von dem Chor tritt, so liegt unmittelbar dahinter die Kapelle **Eduard's des Bekenners**. Eine Reihe erhabener Skulpturarbeiten schildern die Geschichte und Thaten seines Lebens. Rings um dieses herrliche Mausoleum sieht man die Grabmäler **Eduards I.**, **Heinrichs III.** und anderer Könige und Königinnen, so wie die Gräber von hochgestellten, in die Geschichte des Landes und jener Könige eingreifenden, Staatsmännern und Generälen. Zu dem Sehenswürdigsten dieser Kapelle gehören die

beiden plump gearbeiteten, mit riesigen Rücklehnen versehenen, Krönungsstühle, die sich aus des Reiches Urzeit schreiben, und jener berühmte, prophetische Stein, welchen die Schotten bekanntlich als ihr mächtiges Palladium betrachteten, und von Eduard I., nach dem Siege über John Baliol (1296), sammt den schottischen Kronjuwelen nach London gebracht worden ist. — Eine außerordentliche Pracht entfaltet die, zur Feier des Bathordens bestimmte, Kapelle Heinrichs VII. vor den Augen des Beschauers. Die Engländer haben ihr den Beinamen das „Wunder der Welt“ beigelegt; sie führt ihn indessen nicht unverdient. Das Schiff derselben, zu welchem siebenzehn Fuß breite Thorflügel führen, ist 104 Fuß lang, 36 Fuß breit und 61 Fuß hoch. Von den Denkmälern sind die vorzüglichsten das von Heinrich VII. und seiner Gemahlin. Im Nordflügel befinden sich die Mausoleen der Königin Elisabeth, der ermordeten Prinzen, Eduard V. und Richard; das der beiden Töchter Jacob's I., Sophia und Maria. Der südliche Theil bewahrt die Hülle der unglücklichen Maria von Schottland; der Katharina Wallpole; der Mutter Heinrich's VIII., Margaretha Beauford; des Georg Monk

und anderer berühmter Männer. Unter dem sogenannten Königsbogen ruhen Karl II., Wilhelm III., die Königin Anna und Prinz Georg. Unter dieser Kapelle liegt ein von Georg II. erbautes Grabgewölbe für die königl. Familie. — An dieses „Wunder der Welt" reihen sich die für berühmte Männer aller Zeiten bestimmten, an Porphyr, edlen Metallen und kostbaren Stickereien reichen Kapellen des heil. Edmund und Benedikt, des Paul, Edward, Erasmus, Johannes des Täufers und Evangelisten, Michael und Andreas, über welche sich außerhalb eben so viele kleine Thürme erheben. Die St. Andreas- und Benedictskapelle enthalten außer den Gräbern merkwürdiger Personen, auch noch die Figuren der Königin Elisabeth, des Königs Wilhelm, der Königinnen Maria und Anna, des Lords Chatam und Admirals Nelson in Wachs bossirt. Diese letztere Wachsfigur sieht man in der vollen, von dem berühmten Admiral getragenen Uniform mit sämmtlichen — natürlich nachgeahmten — Orden geschmückt. Am Hute prangt eine Copia der, ihm vom Sultan geschenkten, diamantenen Schleife; eine Nadel an der Achsel bezeichnet genau die Stelle, wo ihn der tödtliche Schuß getroffen hat. — In dem zwischen diesen Kapellen und dem

mittleren Kirchenschiffe herumlaufenden Gang und den beiden Kreuzflügeln, dem sogenannten Poetenwinkel (poets corner) befinden sich die Denkmäler von ausgezeichneten englischen Dichtern, Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern.

Unmittelbar an die Kirche stößt das an kostbaren Alterthümern sehr reiche Abteigebäude mit dem Kloster, Kapitelhause und dem Jerusalemsaale. Nicht fern von der Abtei steht das Almoseniergebäude, wo aber gegenwärtig Almosen nicht mehr gereicht werden. Zu bemerken ist noch, daß William Coxton hier, unter Begünstigung des ehrwürdigen Abts Milling, in England das erste Buch druckte.

Ist Westminsterabtei oder die Collegialkirche in architectischer, historischer und antiquarischer Hinsicht auch die merkwürdigste, wie an Kunstschätzen die reichste, so wird sie an Umfang, Größe und selbst an Schönheit von der Paulskirche weit übertroffen. Diese ein gothisches Kreuz bildende Kirche ist im reinsten griechischen Geschmack hergestellt; sie hat eine hohe Kuppel, über welcher sich eine im Durchmesser 145 Fuß haltende Laterne, mit zweiunddreißig corinthischen Säulen und einem Balkon, erhebt. Der Knopf besteht aus einer vergoldeten Kugel mit einem mächtigen

vergoldeten Kreuze. Dieser, binnen fünfunddreißig Jahren (1675—1710) hergestellte, Dom, erhebt sich über alle andern Gebäude Londons. Die Aussicht von der Gallerie des Hauptthurms, zu welcher 616 Stufen führen, ist die reizendste, die sich denken läßt; sie gewährt einen vollen Ueberblick über die Stadt und läßt das Auge über deren colossalen Umfang hinweg in die weiteste Entfernung schweifen; Städte, Dörfer, Fluren, die Themse mit den Tausenden von Schiffen verschmelzen in ein einziges, grenzenloses Riesenbild, bilden ein Panorama, wie es die Erde sonst wohl nirgends bietet. — Die Paulskirche ist 456 Fuß lang und hat eine Höhe von 286 Fuß; bis zum Kreuze zählt man 404 Fuß. Der äußere Durchschnitt der Kuppel enthält 145, der äußere Umfang derselben 456, und der äußere Umfang des Ganzen 2,301 Fuß. Die an der innern Seite der Kuppel rings herum laufende Gallerie führt wegen ihrer akustischen Bauart den Namen Flüstergallerie (whispering-galery), indem man das leiseste Geflüster auf derselben auf der hundert Fuß gegenüber liegenden Seite deutlich hört. Wird das Kirchthor stark zugeschlagen, so soll der Schall gleich dem stärksten Donner wiederhallen. Der weiß und schwarz parkettirte Fußboden der Kirche ist

von Marmor. — Die Uhr, welche St. Pauls besitzt, wird für die größte in Europa gehalten. Das Pendul ist vierzehn Fuß lang, und die Kugel an dessen unterm Ende wiegt einhundertundzwölf Pfund; die äußeren Minutenzeiger messen acht Fuß und sind fünfundsiebenzig Pfund schwer; die Stundenzeiger wiegen vierundvierzig Pfund bei einer Länge von fünf und einem halben Fuß. Das Zifferblatt hält im Durchmesser achtzehn Fuß und zehn Zoll; die Länge der Ziffern beträgt zwei Fuß und drittehalb Zoll. Das Schlagen dieser Uhr hört man vor allen andern in der Stadt; ja, es wird versichert, daß der metallreiche, silberhelle Ton der Glocke, welche die Stunden anschlägt, in einer Entfernung von zwanzig engl. Meilen gehört würde. Diese Glocke, deren Gut aus Kupfer, Zinn und Wismuth mit einer starken Vermischung von Silber besteht und fünfundachtzig Centner wiegt, zehn Fuß vier Zoll im Durchmesser hat, wird nur beim Tode einer Person aus der königl. Familie, des Lord Major's, des Bischofs von London und des Dechanten der Kathedrale geläutet. Der Hofraum ist von einem geschmackvollen, eisernen Geländer umgeben, welches des Nachts verschlossen wird. Außer dem, mit Säulen und Simmswerk und zwei

ansehnlichen Thürmen verzierten, Hauptportal, gelangt man noch durch zwei kleinere architektisch geschmückte Eingänge, auf der Süd- und Nordseite, in die Kirche. Der gegen Morgen belegene Chor, bei weitem kleiner, wie der in der Westminsterkirche, doch eben so pompös, hinsichts der Verzierung und des Materials, ist für den Dienst des heil. Abendmahls bestimmt. Die Orgel ruht auf acht corinthischen Säulen von blauem und weißem Marmor. — Außer den vielen Bildsäulen enthält der Dom einundzwanzig sehenswerthe Denkmäler berühmter Engländer, und zugleich die in den letzten funfzig Jahren erbeuteten Flaggen von Amerika, Spanien, Frankreich, Holland und Dänemark. — An Werktagen ist die Kathedrale nur kurze Zeit Morgens und Abends geöffnet; indessen für einen bis vier Schilling für die Stunde kann man sich zu jeder Zeit und so lange man bezahlen will, darin besehen.

Wer die beiden Hauptkirchen gesehen hat, der findet an den übrigen zahlreichen Kirchen, die London noch zählt, nichts mehr zu bewundern, obwohl sich unter diesen verschiedene befinden, wie die 75 Fuß lange und 56 Fuß breite St. Stephanskirche und die etwas kleinere St. Pancratiuskirche, welche den

größten Städten Deutschlands noch immer zur höchsten Zierde gereichen könnten.

Das hübsche, anmuthige Wetter, dessen der Londoner sich im Laufe des Jahrs nicht oft zu erfreuen hat, indem nur selten der trübe, dunkle Nebel vom Horizont weicht und den blauen, heitern Himmel scheinen läßt, verlockte uns, die Erholungsorte und öffentlichen Spaziergänge zu besuchen. Francis, der Sohn unsrer Wirthin, begleitete uns. Wohin wir kamen, fanden wir den Raum von Spaziergängern, Reitern, Tilbury's und den glänzendsten Karossen gleichsam überdeckt. Doch das furchtbarste, ein wahrhaft chaotisches Gewühl trafen wir zuletzt im Regent's Park. Noch nicht zwanzig Schritte vorgedrungen, so befand ich mich von meinen Begleitern nur noch allein im Besitze des Taschentuchs, und bloß rein zufällig, weil ich es wegen des öftern Gebrauchs in den Händen behalten hatte. Mein älterer Gefährte, welcher an diesem Nachmittage schon seine Uhr und den Geldbeutel, der glücklicher Weise nur Weniges enthielt, eingebüßt hatte, ward verdrießlich und begab sich mit unserm Begleiter nach Hause, während Wilhelm und ich den Spaziergang im Park fortsetzten. — Gegen Abend verlor sich die Menge

allmälig; und als es dunkler ward und ferne Gegenstände sich in ihr dunkles „Nachtkleid“ warfen, sahen wir uns fast nur noch allein in diesem, vor einigen Minuten noch so belebten, Park. Eben im Begriff, ihn zu verlassen, machte uns der ängstliche Hülferuf weiblicher Stimmen stutzen. Schwächer und gedämpft hörten wir ihn wiederholen. Ohne daran zu denken, daß es eine von Dieben gelegte Falle sein könnte, um Unerfahrne in ihr Garn zu locken, stürzten wir unklug und tolldreist, mit keinen andern Waffen als den guten Ziegenhainern in den Händen, in die nahe, dicht verwachsene Baumgruppe, aus welcher der Hülferuf zu kommen schien. Kaum in den künstlichen Wald eingedrungen, verjagte unser lautes Halloh! drei Bösewichter, welche zwei Damen auszuplündern, ihnen vielleicht noch Schlimmeres zuzufügen im Begriff gewesen waren; ein alter Diener lag geknebelt und mit einem langen Riemen zusammengeschnürt neben ihnen. Gern hätten wir den feigen Räubern nachgesetzt; doch die Furcht, bei längerem Verweilen im Park eingeschlossen zu werden, die völlige Unbekanntschaft mit der Gegend und hauptsächlich die Hülflosigkeit der beiden Damen und des alten Mannes hielten uns davon ab.

Die Geretteten ergossen sich in eine Ueberfülle von Dank. Indessen waren sie nicht ohne allen Schaden davongekommen. Die jüngste Dame hatte eine kostbare Uhr zu bedauern, ein Geburtstagsgeschenk ihres Vaters; der ältern dagegen war ein goldnes Halsband zerbrochen, welches ihr einer der Räuber in dem Augenblick, als wir erschienen, gewaltsam zu entreißen gesucht hatte; der Bediente war in seiner Art am härtesten mitgenommen, indem er eine Fünfpfund-Note, seine Tuchnadel und silberne Taschenuhr eingebüßt hatte; über den Verlust der Uhr, ein Familien-Erbstück, schien er untröstlich. — Die Damen nach dem Wagen geleitend, der ihrer außerhalb des Parks wartete, erfuhren wir zu unsrer Freude, daß wir das Glück gehabt, in ihnen die Gattin und Tochter eines in London ansässigen Deutschen zu retten. Beide sprachen Deutsch. Madame Frankh nämlich, die ältere Dame, meinte lächelnd, wir müßten uns sehr wundern, sie mit ihrer Tochter und einem altersschwachen Bedienten noch so spät an diesem Orte getroffen zu haben, und erzählte, wie sie die Gefahr, in welcher sie geschwebt hätten, ihrer Unvorsichtigkeit beimessen müsse. Sie wären nämlich auf dem Wege nach ihrem Wagen von einem anständig gekleideten,

engelschönen Kinde angesprochen worden, welches sie weinend um Beistand für ihre Mutter, die nicht weit davon in Ohnmacht liegen solle, angefleht habe. Von Miß Franky, ihrer Tochter, fortgezogen, hätten sie dem weinenden Kinde gefolgt. Dieses habe sie nun erst eine Weile in die Irre geführt, gleichsam als wenn es die Stelle nicht wiederfinden könne, und alsdann erst, wie es ihre Ungeduld bemerkt haben mochte, nach einem Baume gezeigt, unter welchem in der That eine Frau bewegungslos am Boden lag. Diese Frau, die in dem Augenblicke, als sie herangetreten waren, aus einer schweren Ohnmacht zu erwachen schien, habe sie abermals eine Weile aufgehalten und darauf in jene Baumgruppe gelockt, durch welche, wie sie vorgab, der nächste Weg aus dem Park führe. Hier kaum angekommen, wären sie von den drei maskirten Männern angefallen. Im Nu sei ihr Begleiter, der alte John, gebunden und geknebelt gewesen. Die Frau und das Kind aber, schloß Madame Franky, offenbar die Complicen jener Bösewichter, wären, als diese erschienen, lachend davon geeilt. — Und solche und ähnliche kecke Raubanfälle sollen in London, wo fast täglich Diebe und Mörder aufgegriffen und gehängt

werden, alle Tage und selbst in den lebhaftesten Gegenden, vorkommen.

Den Abend verbrachten wir sehr angenehm im Kreise einer kleinen, gewählten Gesellschaft, die sich bei Madame Frankh eingefunden hatte. Wir galten für die Helden des Abends, und wurde wohl aus diesem Grunde unser linkisches Wesen weniger beachtet. Der Zufall hatte mit uns indeß ein wunderliches Spiel getrieben. Herr Frankh, Gatte und Vater der von uns Geretteten, war einer der Directoren unserer Prinzipal-Gesellschaft und befand sich in diesem Augenblicke in Columbien zur Oberaufsicht der Bergwerke zu Pampelona und St. Anna und zur speciellen Direction der Hauptbergwerke zu Marmato, dem Orte unserer Bestimmung. Nach dem heutigen Vorfall durften wir hoffen, in ihm einen warmen Gönner zu finden. Aber noch mehr. Aus verschiedenen Mittheilungen, die uns gemacht wurden, war zu entnehmen, daß Director Frankh, unser künftige Patron, und der frühere Bergbeflissene Frankh, welcher Wilhelms Großvater so oft besucht hatte, eine und dieselbe Person sei. Wilhelm vermogte seine Gemüthsbewegung kaum zu verbergen, als die junge Miß ihm von einer im vorigen Jahre unternommenen Reise nach dem Geburtsorte

ihres Vaters erzählte und sie eben den Geburtsort seines präsumtiven Vaters nannte. Es war schon spät, als wir uns entfernten. Nachdem wir uns auf der Straße vergebens nach einem Miethwagen umgesehen hatten, schlenderten wir langsam unsrer Wohnung zu. Um eine scharfe Straßenecke biegend, rannten uns zwei junge Männer mit einer solchen Vehemenz entgegen, daß wir mehre Schritte zurücktaumelten. In der Meinung, es mit den traurig berühmten englischen Dieben zu thun zu haben, die auf diese Weise wohl zu manöveriren pflegen, hatte Wilhelm den Einen schon beim Kragen gefaßt; doch welche freudige Ueberraschung, als wir in diesem unsern jungen Frankfurter erkannten. Der Andere, Herr Gerhard, ein Freund von ihm, hatte dreißig Guineen aufgetrieben und seit gestern seinen lieben F. befreit. — Das glückliche Begegnen und die neue Bekanntschaft mußte, ehe wir uns wieder trennten, nun auch auf deutsche Weise mit einem tüchtigen Nacht- und Labetrunk gefeiert werden. London zählt über neuntausend Kaffeehäuser; wir hatten nicht weit zu gehen, um eins von diesen vielen anzutreffen. Herr Gerhard schien hier Bescheid zu wissen; denn, an den gewöhnlichen Wein- und Kaffeezimmern vorüber, führte er uns durch zwei oder drei spärlich

erleuchtete Gänge in einen, auf das Prachtvollste eingerichteten, großen Saal, dessen Helle unsere Augen blendete. Ein großer, mit grünem Tuch beschlagener Tisch in der Mitte, die ernsten Gesichter der ihn umgebenden Männer, die tiefe, nur vom Geklimper des Goldes und von einzelnen Flüchen unterbrochene, Stille, die ganze Umgebung ließ leicht errathen, daß wir uns in einem jener Spielhäuser befanden, welches die Engländer sehr bezeichnend „Pandämonium“ (Allerteufelshaus) nennen. Es sind die „Recrutirungs-Depots“ für Botanybai.

Kaum in den Saal getreten, reichte man uns Erfrischungen, ohne daß wir sie verlangt hätten; und mit den Einrichtungen in den Pandämoniums unbekannt, wunderte ich mich nicht wenig, von unserm neuen Bekannten zu vernehmen, daß man an diesem Orte umsonst zehre. Das Umsonst mag Manchem freilich theuer genug zu stehen kommen. Herr F. und ich spielten nicht. Wilhelm aber ließ sich von dem Glanze des gelben Metalls verlocken; auch Herr Gerhard spielte. Als wir auf mein Drängen nach kurzer Zeit das Haus verließen, hatte Wilhelm, der zum ersten Male spielte, zweiundvierzig Guineen gewonnen. Eine so beträchtliche Summe hatte er, beiläufig

gesagt, in seinem Leben noch nicht beisammen gehabt. Dagegen hatte Herr Gerhard sein ganzes Geld, das er bei sich trug, ungefähr zehn bis zwölf Guineen, verloren. Mein gegen ihn ausgedrücktes Bedauern wegen des erlittenen Verlustes nahm er lachend auf, indem er versicherte, an dem nämlichen Spieltische schon weit mehr gewonnen als verloren zu haben. Unserm jungen Freunde F. gelang es später, ihm das Versprechen abzugewinnen, daß er vom Augenblicke seiner Verheirathung an, die nahe bevorstand, kein hohes Spiel mehr treiben wolle. Ich habe ihn nach diesem nicht wieder gesehen und weiß es nicht, ob er Wort gehalten hat. Herr F. war Schneidergesell und verdiente als solcher, je nach seinem Fleiße, drei bis vier Pfd. Sterl. wöchentlich.

Nachdem unser Aufenthalt in London fast vier Wochen gewährt hatte, erhielten wir Ordre, uns zur Abreise nach Liverpool, um von dort nach Amerika eingeschifft zu werden, bereit zu halten. — Das gänzliche Ausbleiben der mit Sehnsucht erwarteten Nachrichten auf unsere letzten Schreiben versetzte uns in eine Mißstimmung, die uns jeden heitern Genuß verdarb. Ich fürchtete, daß Doris mich schon vergessen hätte, und grollte; Wilhelm zeigte ein finster trübes

Gesicht, dessen krause Stirnfalten sich kaum noch in der Nähe der liebenswürdigen Miß Frankh verloren; Heinrichs aber schalt bitterböse auf alle Frauen, die ihre Männer vergessen, kaum wenn diese den Rücken gekehrt haben. Herr F. und sein Freund, welche den größten Theil ihrer Zeit unserer Unterhaltung opferten und sich alle mögliche Mühe gaben, uns die „Grillen", wie sie sagten, auszutreiben, führten uns weidlich umher. Wir bekamen bei dieser Gelegenheit London von allen Seiten zu sehen. Die Zahl der Sehenswürdigkeiten geht in's Unendliche; jeder Schritt in den Straßen dieser ungeheuern Stadt bietet dem Fremden etwas Neues.

Endlich sahen wir noch unsern sehnlichsten Wunsch erfüllt. Kurz vor unsrer Abreise überraschte uns Herr F. mit Briefen, die er so eben für uns empfangen hatte. — Doris, deren liebevolles Schreiben von Rotterdam mit den andern gleichzeitig eingetroffen war, hatte mich noch nicht vergessen; daß sie mich liebte, hatte ich jetzt Schwarz auf Weiß. Ein wahrer Herzens-Wechsel. Das erste „Ich-liebe-Dich!" von der Hand des geliebten Gegenstandes hat eine wundervolle Kraft. Es scheint fast, als wenn das ausgesprochene, auf dem Wege des Gehörs in's Herz gedrungene „Ich-liebe-Dich!"

um es recht tief zu fühlen, erst durch das Auge seine Weihe empfangen müsse. — Meine Mutter schickte mir ihren Segen mit dem innigen Wunsche einer glücklichen Ueberfahrt und zugleich die frohe Nachricht, daß sie in der Lotterie gewonnen habe, drei Dinge, welche mir den Abschied von Europa nicht wenig erleichterten. — Wilhelm jubelte. Seine zärtliche Elise hatte seinen zwölf Seiten langen Seufzer mit einem noch größern Aufwand von Papier beantwortet und ihn in der süßen Hoffnung bestärkt, daß Herr Julius als Liebhaber zurücktreten würde. — Nur unser älterer Reisecollege zeigte sich, nachdem er den Brief seiner theuern Ehehälfte glücklich entziffert und den Sinn desselben aufgefaßt hatte, eben nicht zufrieden. Frau und Kinder erfreuten sich zwar des besten Wohlseins, und das war ihm ganz lieb; indessen, daß sein guter Nachbar Christoph J., der lebenslustige Wittwer, die Frau Heinrichs so oft besuchte, ihr zur Kurzweil, wie sie meldete, drollige Stippstörchen (Schwänke) erzählte und die lieben Kinderchen mit Semmeln und Näschereien beschenkte, das gefiel ihm nicht. Die Eifersucht erwachte. Er erinnerte sich nämlich, freilich sehr zur Unzeit, daß eben dieser Mann, als es sich um die Hand seiner jetzigen Frau handelte,

ein nicht unbegünstigter Nebenbuhler gewesen sei, und er den Sieg über ihn nur dem zufälligen Umstande zu verdanken hatte, daß er vier Wochen früher als jener Hochzeit machen konnte. — Wilhelm und ich suchten ihn zu beruhigen, was uns ziemlich gelang, indem wir gegen ihn bemerkten, daß seine Frau jener Besuche sicher nicht erwähnt haben würde, wenn sie deren Annahme für Unrecht hielte oder sich dabei noch etwas Schlimmeres vorzuwerfen hätte. Der Schluß ist nicht treffend, ich gebe das zu; jedoch was sagt man nicht oft, um einen Freund zu beruhigen?

IX.

Fortsetzung von London. — Englische Sitten und Gebräuche. — Der Einzug des Königs. — Abreise von London. —

In London ist die Abwechselung zu groß und zu mannigfaltig, als daß man zu sehen, je müde werden sollte. Nur Geld! Geld ist hier der Lebensnerv. Wenn es in andern großen Städten heißt: für Geld Vieles, ohne das nur Etwas; so heißt es hier: für Geld Alles, ohne das Nichts! Eine kleine Differenz. — Eines Nachmittags stand ich vor dem Fenster eines Kunstladens und besah die Bilder. Ein ältlicher Mann lud mich ein, in den Laden zu treten, mit dem Hinzufügen, daß ich deßhalb noch nichts zu kaufen brauchte. Ich folgte der höflichen Einladung und sah recht hübsche Sachen. Als ich mich entfernen wollte, begleitete mich derselbe Herr bis an die Thür und forderte — einen Schilling. Ganz recht, das Leben ist zu theuer, als daß der Engländer seine kostbare Zeit mit bloßer Artigkeit vergeuden sollte. Ein

ander Mal fragte ich einen vorübergehenden Engländer nach dem Besitzer eines auffallend schönen Hauses, auf dessen Platte der Name halb verlöscht war. Er nannte den Namen und forderte, als ich mich bedanken wollte, vier Pence. Wollte ich mich nicht auf offener Straße boxen lassen, so mußte ich für den Namen, der mich nicht weiter interessiren konnte, vier Pence bezahlen.

So sehr die Abwechselung dieser Riesenstadt in ihrem Zusammenfluß von Weltinteressen neben den kleinlichsten Begebenheiten den Fremden anzieht und unterhält, so dürfte es andrer Seits diesem, besonders dem Deutschen, doch wieder schwer fallen, sich sobald an die herrschenden Sitten, an die Lebensweise und Tagesordnung zu gewöhnen, die in allen Häusern gleich sind. So ward des Morgens, weil man in der Regel spät zu Bette geht, erst zwischen acht und neun Uhr aufgestanden. Gleich darauf beginnt die erste der vier Mahlzeiten, die der Engländer des Tages über zu sich zu nehmen pflegt, als des Morgens um halb zehn Uhr, das erste Frühstück (break fast), welches des Scheins halber in Thee, in Wahrheit aber in weichen Eiern, kaltem Geflügel und enormen Stücken Rindfleisch, Kalbs- und Schöpsenbraten

besteht. Um zwei Uhr wird das zweite Frühstück (luncheon) in Angriff genommen; neben einer bescheidenen Tasse Bouillon sieht man hier Cotelets, Beafsteak und Sandwich, d. h. Butterbrot mit kleinen Streifen mit Senf bestreuten Schinken, aufgetragen. Diese Mahlzeit bildet den Uebergang zum Mittagsessen (dinner) zwischen fünf und sechs Uhr. Dies besteht, namentlich in Gasthäusern, unveränderlich in vier Gängen, und da giebt es: Bratfisch, dick mit Butter übergossene Suppen, in Wasser gekochte, nothdürftig mittelst Pfeffer und Salz genießbar gemachte Gemüse, halbgahres Fleisch, Torten oder Pudding und Stilton- oder Chesterkäse. Der Puddinge giebt es, beiläufig erwähnt, unzählige; die namhaftesten sind: die plums pudding, goosberry pud., rice pud., jam pud., peas pudding. Die letzte Mahlzeit, das Abendbrot (supper) endlich, zwischen zehn und eilf Uhr, beschränkt sich dem Namen nach zwar nur auf Thee, in Wirklichkeit hat man es aber mit großen Stücken Schöpsenbraten oder Rindfleisch, s. g. mutton-steaks oder smiths, zu thun, welchen meistens noch Käse und Sandwichs beigegeben werden; diese Mahlzeit wird, als an sich zu nüchtern, mit Grogg beschlossen. — In Gasthäusern wird von dieser Ordnung weder in der einen,

noch andern Hinsicht abgewichen; in Privathäusern müssen bisweilen freilich die finanziellen Verhältnisse dabei in Betracht gezogen werden. Bei unseree Wittwe erhielten wir zum „break fast“: Thee, weiche Eier und Butterbrot; zum „luncheon“: eine Tasse Bouillon, Beafsteak oder Cotelets und Salzkartoffeln; zum „dinner“: Bratfisch, Suppe oder Gemüse, Rind- oder Schöpsenfleisch, Käse und sonntäglich Pudding; zum „supper“: Thee und mutton-steaks oder Sandwichs und Grogg, den wir besonders bezahlten. — Der Preis in einem Gasthause von mittlerem Range ist: das erste und zweite Frühstück und Abendbrot jedes ein Schilling und acht Pence; das Mittagsessen zwei Schill.; die Portion Thee ein Schill.; eine Flasche Porter ein Schill.; für das Logis ein Schill. acht Pence bis zwei Schill.; für die Aufwartung ein bis zwei Schill. Bei unsrer Wirthin zahlten wir nicht die Hälfte und wohnten comfortabler, wie im besten Gasthofe. Eine Notiz, die, wie ich mir schmeichle, für Reisende nicht ohne Nutzen sein dürfte.

Man braucht nur einen flüchtigen Gang durch Londons Straßen zu machen, um wahrzunehmen, wie Alles, was Einen hier umgiebt, fremdartig und von Dem,

was man auf dem Continente zu sehen gewohnt ist, in Geist und Form abweichend ist. — Sämmtliche Häuser, mit Ausnahme der kleinern in der City, haben weitläufige Souterrains, in welchem sich neben den Vorrathskammern die Küche und die Wohnungen der weiblichen Domestiken befinden. Bei der ärmern Klasse, die von dem Miethsertrage ihres Hauses leben, bilden sie gewöhnlich die Wohnung des Hauseigenthümers. Wenn auch in minder hohem Grade, wie in Holland, so trifft man doch nicht weniger auch hier im Innern der Häuser vom Keller bis zum Boden eine Sauberkeit, wie man sie in Deutschland, wohl selbst in den vornehmsten Häusern, vergebens suchen möchte. An jedem Hause befindet sich eine vergoldete oder sonst verzierte Kupferplatte, auf welcher man neben der Hausnummer noch des Besitzers Namen lies't. Anstatt der in Deutschland und Holland üblichen Zugglocken sind die Hausthüren mit einem eisernen oder messingenen Hammer oder Klopfer (knocker, spr. nacker) versehen. Aus der Art, wie dieser angeschlagen wird, weiß der Engländer schon zu errathen, wer der Kommende ist; denn nach der, fast zum unverbrüchlichen Gesetze gewordenen Gewohnheit schlägt der Zeitungsträger ein Mal derb an; der, in

rother Livree mit goldenem Besatz einhergehende, Briefträger aber zwei Mal und eben so stark; eben so dürfen auch Hausdomestiken, Leute aus der niederen Classe und alle Diejenigen, welche das Haus mit den täglichen Bedürfnissen zu versorgen haben, als Milchfrauen, Bäcker, Fleischer und dergl., zwei Mal anschlagen, doch minder stark, wie jene. Dagegen geben sich fremde Dienstboten, die im Auftrage ihrer Herrschaft kommen, Putzmacherinnen oder Ladenherrn, welche Kleider, Schuhe oder sonst nicht täglich benöthigte Artikel führen, durch drei langsame, starke Schläge zu erkennen. Gentleman und Ladys kommen entweder zu Fuß oder zu Wagen: im ersten Fall melden sie ihre Ankunft durch drei bis vier, im andern aber durch sechs bis sieben schnell wiederholte Anschläge. In den mittlern Bürgerhäusern wird freilich, wie ich bei unsrer Wirthin bemerkte, diese Ordnung nicht so genau beobachtet; jedoch bei Madame Frankh, die sich zu den höhern Ständen zählen durfte, habe ich nie dagegen sündigen sehen. — Das Hausgeräth und die Ausstattung der Zimmer ist, selbst bei dem ärmern Handwerker, durchgehends kostbar. Im Uebrigen scheint der Engländer bei der innern Einrichtung seines Hauses mehr noch die Gemächlichkeit,

wie den Geschmack zu Rathe zu ziehen. Das englische Bette verdient aber vor allen andern den Vorzug; es ist eben so bequem, wie zweckmäßig, oder richtiger ausgedrückt, es ist zweckmäßig, weil es äußerst bequem ist. Das Bette ist nämlich breiter, als das größte zweischläfrige, die man in Deutschland hat. Das Oberbette besteht aus einer in Leinwand geschlagenen, wollenen Decke; das Kopfkissen in einem bequemen hohen Polster, und zum Unterbette bedient man sich einer pferdehaarnen, bei ärmern Leuten mit Seegras ausgefüllten, Madraze.

Worüber man sich wundern muß, ist der geringe Kleiderluxus, der hier herrscht. Einfachheit im Anzuge scheint national zu sein. Weder durch gesuchten Glanz, noch durch besondern Schnitt unterscheidet sich hier die Kleidung des höhern oder niedern Staatsbeamten, des Gelehrten oder Künstlers von der des gebildeten Handwerkers; man erblickt alle bürgerlichen Stände in einem an Einfachheit und Schnitt gleichartigen Anzuge. Nur durch superfeine, glänzend weiße Wäsche und saubere Handschuhe macht sich der Gentleman vor dem Plebs bemerklich. Bei den hiesigen Frauen scheint das weiße Kleid der Lieblingsanzug zu sein; man findet ihn im Hause bei der Lady, wie bei dem

Kammermädchen. — Zum Erstaunen ist es, bis zu welchem Punkte man dem schönen Geschlechte gegenüber die Decenz, selbst bis zu dem geringfügigsten Ausdrucke, zu beobachten hat. Es kam bei einer Gelegenheit vor, daß mein älterer Gefährte sich in Gegenwart der Wirthin und ihrer Töchter des englischen Wortes „breeches“ (Hosen) bediente; die beiden jungen Damen eilten, bis in's Weiße vom Auge erröthend, davon, während die Mutter Jenen ziemlich heftig auf die Unschicklichkeit des gebrauchten Ausdrucks aufmerksam machte und ihn belehrte, jenes indecente Kleidungsstück künftig in Anwesenheit von Damen „Inexpressibles“ (d. h. für was man keinen Ausdruck hat) zu nennen. — In dem höhern deutschen Conversationstone wird, abgesehen von dem schlechten, fremdländischen Ausdruck „Pantalon“, das „Beinkleid“ nun zwar auch für decenter geachtet, als die „Hose“; ob aber deßhalb eine junge deutsche Dame vor letzterer wegläuft oder je weggelaufen wäre — ich wüßte es nicht.

Einen auffallenden Gegensatz für den daran nicht gewöhnten Fremden bildet die äußerst stille Sonntagsfeier, insbesondere unter den verschiedenen Bürgerclassen Londons. Alle Kaufläden sind geschlossen. Märkte,

Wirthshäuser und sonst Orte, an welchen man an Werktagen das regste Leben findet, schienen am Sonntage völlig ausgestorben. Weder Briefe, noch Pässe werden ausgegeben. Nur den Milchweibern und Ausrufern von Sonntagsblättern ist es verstattet, mit ihrem bekannten, monotonen Ruf die in den Straßen herrschende, tiefe Stille zu unterbrechen. Zwischen zehn und eilf Uhr erblickt man das bürgerliche Ehepaar, vor sich die Kinder mit dem Gebet- und Gesangbuche unter dem Arme, und gefolgt von den sämmtlichen Dienstboten in gemessenem Schritt langsam der nächsten Kirche zuschreiten. Der englische höchst einfache und stille Gottesdienst dauert selten über zwei Stunden. Ist das Wetter nur halbwege günstig, so machen die Kirchengänger nach geschlossenem Gottesdienst in derselben Ordnung, wie sie ihr Haus verlassen haben, einen Spaziergang über die nächsten großen Plätze und kehren gegen zwei Uhr nach ihrer Wohnung zurück. Um vier Uhr geht die Familie in eine andere Kirche zum Abend-Gottesdienst, welcher ungefähr eine Stunde dauert. — Theater, Musik und Bälle finden an Sonntagen nicht Statt; selbst Spielpartien werden von Bürgern mittlern Stan-

des allgemein, von höhern Ständen, wie man sagt, nur ausnahmsweise für grobe Sünde gehalten.

Je stiller am Sonntage, ein desto regeres Leben trifft man an Wochentagen in den Straßen. Des Morgens bis acht Uhr und später sieht man nur Postkutschen, die nach allen Richtungen abgehen; Kohlenwagen, welche die Häuser mit Brennmaterial versehen; Schornsteinfeger mit ihren einfachen Apparaten und Milchfrauen mit den reinlichen, hölzernen oder blank geputzten kupfernen Eimern. Bis diesen Augenblick ist die Stadt öde, und ein Fremder, welcher sie jetzt zum ersten Mal betritt, ahnt nicht den Weltverkehr, in dessen Mitte er sich befindet. Aber gleich darauf öffnen sich Kaufläden; Spiegelglasfenster werden geputzt; das Dienstpersonal erscheint, der Tag hebt allmälig an — London rührt sich. Nicht eine halbe Stunde währt es, und schon wogen gleich Wellen eines sturmbewegten Meeres Tausende auf den breiten Trottoirs; man weicht sich stets zur rechten Hand aus. In dem Menschengewühl, was nun bis spät in die Nacht dauert, stößt man auch zum öftern auf Leute, die wie eingewurzelt neben einer hohen Stange stehen und in Abbildungen oder schuhlangen Lettern Sehenswürdigkeiten aller Arten ankündigen.

Wie die Trottoirs stets angefüllt sind, so auch der Fahrweg, wo Postkutschen, Carossen, Miethskutschen, Cabriolets und Packwagen so durcheinander fahren, daß sie kaum sich auszuweichen im Stande sind. Oft hat man Ursache, über die Geschicklichkeit, mit welcher die Wagenlenker Schwierigkeiten mit einem Blicke übersehen und prompt überwinden, sein Erstaunen zu äußern. Unglücksfälle kommen auch vor; der Engländer sieht kaum darnach hin; nur der Fremde bleibt stehen und gafft, wenn er einen Wagen umstürzen sieht. Der Engländer verliert dabei selten das kalte Blut und seine Sonderbarkeit. So stieß ein junger Elegant eines Morgens mit dem selbst gelenkten, etagehohen Cabriolet gegen einen Lastwagen und warf in Folge davon um. Nach dem Jockei, der sich den Hals gebrochen, blickte er nicht, freute sich aber, daß sein Pferd unbeschädigt davon gekommen war. Er selbst hatte den Arm gebrochen; doch das ärgerte ihn nur, weil es ihn hinderte, sich mit dem Fuhrmann jenes Wagens, der ruhig halten geblieben war, zu boxen. — Erst nach zwölf Uhr in der Nacht, wenn die Schauspiele und Concerte zu Ende gehen, nimmt das Gedränge auf den durch das Gaslicht erleuchteten Straßen und in den Kaufläden

ab. Man muß sich wundern, daß diese wohlfeilste und zweckmäßigste Art der Straßenbeleuchtung in Deutschland noch so wenigen Eingang gefunden hat. — Um neun Uhr Abends erscheinen die Nachtwächter (watchmen), mit Piken und Schießgewehr bewaffnet, und rufen die Stunden aus. Da selten eine Nacht vergeht, in welcher sie nicht mit Dieben oder muthwilligen Gesellen, die selbst nicht selten der höhern Welt angehören, einen Strauß zu bestehen hätten, so werden zu diesem Posten nur starke, kräftige Leute ausersehen. — Die Letzten auf der Straße sind die frechen, jedem Manne sich aufdrängenden, von Schmutz oft starrenden, schamlosen Dirnen. Es giebt vielleicht keine andere Stadt auf der Erde, in welcher sich jedes Art Laster in so nackter Blöße zeigt, wie in jenen Straßen Londons, in denen sich die Niederlagen dieser verworfenen Geschöpfe und die sogenannten, so übel berüchtigten Nachtkeller befinden. Die Nachtkeller bilden den Aufenthaltsort der obdachlosen Bettler, der Räuber, Mörder und alles Diebesgesindels. Ob durch eine Parlamentsacte oder durch ein Gewohnheitsrecht privilegirt, ist mir nicht bekannt geworden, aber so viel ist gewiß, daß sich das ganze Jahr hindurch kein Constabler, kein

Polizeiofficiant, kurz, keine bürgerliche Autorität in diesen Lasterhöhlen blicken läßt. Der durch ganz Deutschland berüchtigte „Hamburger Berg“, selbst die nicht minder bekannte „Berliner Königsmauer“ ist ein Aufenthalt der keuschesten Tugend und Ehrlichkeit gegen gewisse Straßen in der Gegend von St. Giles in London. — Der Anblick von Menschenopfern, dem ich als Gefangener in Groß-Chaco später mit beiwohnte, war ergreifend und mußte überdies auf mich einen um so tiefern Eindruck machen, als meine eigenen „Nieren“ dem gräßlichen Götzen geopfert werden sollten, und dennoch, man darf es mir glauben, fühlte ich mich in jenem kritischen Momente nicht so ergriffen, so furchtbar tief empört, als damals, wie Herr F., um meine Neugierde zu befriedigen, mit mir, unter der Sauvegarde eines stämmigen, gut bezahlten Bettlers und nachdem wir uns selbst in Bettlerkleidung geworfen, den berüchtigten Nachtkeller in St. Giles besuchte und ich das scheußliche Treiben ansah. Ich schämte mich, M e n s ch zu heißen. Gewisse verworfene Häuser haben ihre Grade; man trifft deren ausschließlich für die höhern und niedern und niedrigsten Stände. In den der Vulgivaga geweihten Tempeln, die von Gentlemen besucht zu werden pflegen, um den leichtfertigen

Priesterinnen Gesundheit, Vermögen, oft das ganze häusliche Glück zu opfern, herrscht neben verschwenderischem Reichthum ein sogenannter guter Ton. In diesen Häusern wird denn auch häufig sehr hohes Spiel getrieben.

Vor unserer Abreise wohnten wir dem Einzuge des Königs bei, der sein Sommerschloß mit dem Winterpalais vertauschte. Die reiche Stadt zeigte sich bei diesem Schauspiele außerordentlich glanzvoll. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, über welche der Zug ging, hatten Speculanten hohe Tribünen gebaut. Ein Platz auf dieser, der Sitz an einem Fenster oder auf dem Balcon, selbst auf dem Dache eines günstig gelegenen Hauses wurden mit ein bis zehn Pfd. St. und noch theurer bezahlt. Wie gesagt, die Stadt war prächtig; London hatte beim Einzuge seines neuen Königs sein Feierkleid angezogen. Am Abend waren die Häuser und ein großer Theil der auf der Themse liegenden Schiffe großartig erleuchtet. Transparente und Sinnbilder, deren man unzählige sah, drückten mitunter einen recht hübschen englischen Witz aus; so sah man unter andern am Hause eines oppositionellen Bierbrauers ein colossales Staatsschiff, auf welchem König Wilhelm IV. in Admiralsuniform mit einem

mächtig großen Besen alle verfallenen Flecken und Burgen in's stürmische Meer kehrt, während auf der andern Seite die Reformbill unter den Strahlen der aufgehenden Sonne von den portraitirten Hauptführern der Partei an Bord gehißt wird und die Häupter der widerstrebenden Tories mit großen Hetzpeitschen im Zaum gehalten werden.

Am Tage nach diesem Einzuge reis'ten wir mit der, vor zwei oder drei Jahren auf Actien gegründeten Schnellpost nach Liverpool.

X.

Beschaffenheit englischer Schnellposten. — Ankunft in Liverpool. — Kurze Beschreibung des Ortes. — Die unterirdische Eisenbahn nach Manchester. — Die Stadt Manchester. — Die Lord Sheriff-Wahl. — Einschiffung und Abreise nach Columbien. —

Von sechs wohlgenährten Pferden gezogen, welche auf der herrlichen Kunststraße die deutsche Meile in einer halben Stunde zurücklegten, trafen wir auf den, fünf engl. Meilen von einander entfernten, Stationen, stets auf die vorherbestimmte Minute ein. Nur auf gewissen Stationen, die immer darauf vorbereitet sein müssen, wurden uns zehn Minuten zum Essen oder überhaupt zur Erholung vergönnt. Eine Minute später hörte man schon das Schirrmeisters (the guard) Ruf: „All right!“ (Alles in Ordnung); und wer sich in diesem Augenblick nicht schon im Wagen befand, da half keine Beschwörungsformel, selbst nicht die goldene, er mußte zurückbleiben. — Die eng-

lischen Kunststraßen, so weit ich sie nämlich gesehen habe, sind musterhaft; ich wüßte nicht, auf dem Continente je eine getroffen zu haben, die sich mit den hiesigen Straßen messen könnte. Die an den Straßen laufenden Aecker sind von sechs Fuß hohen Erdwällen umgeben und mittelst Hecken von Dornsträuchen, aus deren Mitte sich Ulmen, Buchen und Eichen, seltener Fruchtbäume erheben, befriedigt.

Die Straße nach Liverpool gewährt einen eben so lebhaften, als erheiternden Anblick. Nach allen Seiten flogen Reisewagen jeder Art an uns vorüber; langsamer zogen die leicht bespannten Gabelwagen der Landwirthe daher und die thurmhohen Frachtwagen, denen nicht selten vierzehn bis sechzehn stark gebaute Pferde vorgelegt waren. Unter den vielen Reitern, die bald sausenden Galops vorüberjagten, bald im Trabe oder gewöhnlichen Schritt den Weg durchkreuzten, erregten insbesondere die stattlichen Landleute auf ihren muntern, wohlgenährten Pferden die Aufmerksamkeit des Reisenden. An Kräftigkeit und Frische stehen sie dem norddeutschen Bauer nicht nach; ihr freier, ungezwungener Anstand und die Sauberkeit ihres charakteristischen Anzuges verleiht ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz und giebt ihnen

einen großen Vorzug vor jenen. Wie der deutsche Landmann bisweilen etwas darin sucht, seiner Altvordern Sitte und Gewohnheit zu verläugnen und zwitterhaft dem Städter nachzuäffen, so sieht man es dagegen dem englischen Bauer auf den ersten Blick an, daß er auf seinen ehrenvollen Stand stolz ist und auch nichts Anderes scheinen will, weder in der gewohnten einfachen Sitte, noch in der Kleidung, als was er ist, ein Bauer. Und das ist ehrenhaft. Was mir auffiel und mich an meistem ergötzte, waren die vielen Frauen zu Pferde. Zum größten Theil ritten sie selbander auf einem Pferde, vermuthlich mit ihrem Manne oder Bruder oder sonst einem Verwandten. Die Männer pflegten die Zügel zu führen; ritten, was seltener vorkam, zwei Bäuerinnen ein Pferd, dann wurde dieses von der ältern geleitet.

Todtmüde und halb erfroren kamen wir am folgenden Tage um 6 Uhr in Liverpool an. Von den Ortschaften, durch welche wir gekommen waren, wüßte ich eben nicht mehr zu sagen, als daß die englischen Wirthe auf den Stationen nicht die wohlfeilsten sind. Das Geringste, was wir verzehren konnten, kostete einen Schilling. Oft mußten wir sogar bezahlen, ohne etwas genossen zu haben, bloß weil die Ankommenden

hier etwas zu genießen *pflegten*. Da uns gleich nach der Ankunft die Nachricht wurde, daß wir hier leicht acht Tage und noch länger verweilen könnten, so nahmen wir, wie in London, unsre Wohnung in einem anständigen Bürgerhause. Wir fanden sie sehr erwünscht bei einem wohlhabenden Schiffszimmermann, welcher an den Schiffswerften arbeitete. Die Familie bestand neben beiden Aeltern aus *zwei* Söhnen, von welchen der jüngste ungefähr zwölf Jahr alt sein mochte, und einer *Tochter*. Der älteste Sohn war Obersteuermann auf einem Indienfahrer, welcher gegenwärtig im Hafen lag. Die siebzehnjährige Tochter, von einer erst kürzlich verstorbenen Dame erzogen, schien über ihren Stand hinaus gebildet zu sein. Indessen bemerkte man nicht, daß sie sich in ihrem gegenwärtigen, von dem frühern ganz verschiedenen Verhältnisse, zu welchem sie erst seit Kurzem zurückgekehrt war, in mindestem unangenehm berührt, oder gar unglücklich gefühlt hätte; im Gegentheil schien sie mit Vergnügen ihrer Mutter in den kleinen Haushaltsgeschäften zur Hand zu gehen. Dieser war sie das theuerste Kleinod auf Erden; sie betrachtete ihre Tochter mit mütterlichem Stolze, und konnte es mit Recht; denn Miß Anna war mehr als schön; ein schlanker

Wuchs, eine gewölbte, weite Stirn, blaue, von langen Wimpern beschattete Augen, ein makelloses, griechisches Profil der Nase, regelmäßige, feine Züge, welche mit dem oval ablaufenden Untergesicht und dem jähen Fall des schlanken Halses auf die engen Schultern und den vollen weich gewölbten, zart durchäderten Busen in schönster Harmonie standen, machte sie zum Typus von Altenglands Frauenschönheit. In der That, wenn sie in naiver Coquetterie ihr englisches Madonnenköpfchen stolz aufwarf, das üppige, hellblonde Haar mit ihren zarten, schönen Händen von der offenen Stirn strich, in anmuthigem Lächeln ihre sorgsam gehaltenen, weißen Zähne hinter frischen, zart gerötheten Lippen sehen ließ, und ihr reines, keusches Gemüth aus jedem Zuge sprach, konnte man sie nicht sehen, ohne sie zu — bewundern. Durfte man es Wilhelm hoch anrechnen, wenn er in dieser Zeit Elisens Briefe weniger oft las?

Liverpool, an der Mündung der Mersey in die irländische See, zählt 16,000 Häuser und 140,000 Einwohner; sie ist zweite Handelsstadt von England. Ihre Regsamkeit und anmuthige Lage bietet kaum weniger Unterhaltung und Vergnügen, wie London selbst.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Stadthaus, die Börse und das umfangreiche Tabacksmagazin die bemerkenswerthesten. Der hiesige Hafen mit seinen funfzehn Docks soll einer der größten des Inselreichs sein. Doch eins der großartigsten Werke der Kunst und Industrie, worin England sich vor allen andern Staaten auszeichnet, ja, einzig dasteht, ist die unter der Stadt laufende Eisenbahn (railway Tunnel) nach Manchester. Der Weg oder Damm, welcher diese Eisenbahn trägt, ist in seiner Construction nicht minder kühn erdacht und ausgeführt, wie der Themsetunnel. Um ihn in seiner ganzen Länge möglichst horizontal zu legen, mußten Schwierigkeiten besiegt werden, die in jedem andern Lande die ganze Unternehmung von vorn herein scheitern gemacht haben würde. Beträchtliche Anhöhen mußten abgetragen, Vertiefungen ausgefüllt werden. Eine der ansehnlichsten Erhöhungen von zehn Fuß Erhebung auf die Entfernung von beinahe einer halben Stunde fand bei Chatmass Statt. Am schwierigsten zeigte sich das Werk in der Stadt selbst. In ihrer ganzen Länge mußte unter derselben, in der Richtung von Morgen nach Abend, ein Weg angelegt werden. Der Eingang dieser Bahn, welcher sich nahe am Hafen be-

findet, wo sich die Bassins des Königs und der Königin vereinigen, liegt in einem künstlichen, etwa zwanzig Fuß tiefen Aushau, der durch einen an fast siebentausend Fuß langen, mittelst Gaslichts erleuchteten unterirdischen Gang oder Tunnel bei dem Dorfe Edgehill, auf einer kleinen Anhöhe, ausläuft. Von da zieht sich das Riesenwerk bei Olivremount durch einen über eine Stunde langen, oft bis sechzig Fuß tief ausgehauenen, Felsenbruch, und zuletzt bei Manchester über einen, früher bodenlosen Moorgrund. Auf der ganzen Länge trifft man dreiundsechzig Brücken, unter denen die eine, welche über den Sankeycanal führt, nicht weniger als neun, an funfzig Fuß breite und siebenzig Fuß hohe, Bögen, zählt. Die Länge dieser Brücke soll dreitausend Fuß betragen. Das auf die Bahn verwandte Capital belief sich in diesem Augenblick, wo noch daran gearbeitet wurde, bereits über eine Million Pfd. St.

Die zweiunddreißig engl. (ungefähr sechs deutsche) Meilen werden in einer Stunde zurückgelegt. Die Frequenz dieser Bahn ist ungeheuer. Jede Fahrt, deren damals täglich drei abgingen, bestand aus drei Zügen, die sich in einer Zwischenzeit von je zehn Minuten einander folgten. Im offenen Wagen kostete das

Fahrbillet vier und im verdeckten acht Schillinge. — Wer in Liverpool verweilt, wird nicht ermangeln, Manchester zu besuchen. So auch wir. Am zweiten Tage nach unsrer Ankunft befand ich mich mit Wilhelm schon auf dem Dampfwagen dorthin. Der Zug, mit welchem wir fuhren, bestand aus zweiunddreißig Waggons mit einer Locomotive vorn und einer zweiten zum Nachschieben.

Wie Liverpool, welches an seinen Schiffswerften über dreitausend Zimmerleute beschäftigt, die erste Seestadt genannt werden dürfte, so ist Manchester der erste Fabrikort der bekannten Welt. Um Englands unermeßliche Hülfsquellen kennen zu lernen, muß man diese Stadt besuchen, die mehr als zweihundert Fabriken zählt. Indessen, neben dem Glanze fehlt es nicht an Schatten; und um des Schattens willen möchte ich, als guter Patriot, meinem Vaterlande ein Manchester, wahrlich! nicht wünschen. Neben den, durch gigantische Speculationen erworbenen, Reichthümern, stößt man auf das gräßlichste Elend. Und in welchem Verhältniß! Tausende in bitterer Armuth Schmachtende auf einen Reichen. — Es kostete anfangs Mühe, Zutritt in einer der Baumwollenfabriken zu erhalten; endlich gelang es mir mit Hülfe eines kleinen

Geldgeschenks in eine solche Anstalt zu dringen. Es war ein viereckig achtstöckiges Gebäude; jede Seite zählte sieben Reihen und jede von dieser vierzig hohe Fenster. In der Mitte lag der Hof, auf welchem kleinere Gebäude standen, von wo sämmtliche Maschinen in dem Hauptgebäude betrieben wurden, und mit diesen durch lange, oft leibdicke Röhren verbunden waren. Das dumpfe Dröhnen, das überlaut klappernde und schrillende Getöse in einer solchen Fabrik geht über alle Beschreibung. Tritt man zum ersten Male in die unabsehbaren Werksäle, so erregen die verschiedenen, mit mathematischer Genauigkeit in einander schlagenden Maschinen das höchste Erstaunen; mit gefangenen Sinnen blickt man, gleichsam verdummt, auf die nie gesehenen Werkzeuge, auf die von Menschen geschaffene übermenschliche Kraft des Mechanismus. — Jedoch nicht lange, und das Auge gewöhnt sich an den Anblick der rollenden und stampfenden Walzen, der mit Windesschnelle wirbelnden Räder und Spindeln, und dann bleibt der Blick an Hunderten von kleinen, menschlichen Geschöpfen hängen, die in dieser schwülen, von den Ausdünstungen der Menschen und Oele pestartig geschwängerten Atmosphäre inmitten dieses furchtbaren Getriebes, Baum-

wolle zupfen, oder ähnliche Arbeiten verrichten, zu welchen kleine und geschmeidige Finger erfordert werden. Diese armen Geschöpfe, meistens Kinder zwischen vier bis vierzehn Jahren, haben alle ein krankhaftes, schmutziges, oft ekelhaftes Ansehen. Aufseher mit langen Knotenpeitschen sorgen dafür, daß keins von den unglücklichen Kindern einschläft oder auch nur ermüdet. Selten vergeht eine Woche, daß nicht durch Unvorsichtigkeit das eine oder das andere von den Rädern ergriffen und verstümmelt, auch wohl zermalmt wird. Und diese letztern sind nicht die unglücklichsten; denn sie haben aufgehört zu leiden. Ein Sklavenkind ist beneidenswerth, tausend Mal glücklicher, wie ein Arbeitskind in einer Fabrik im freien England. Der Fabrikherr betrachtet diese bedauernswürdigen Opfer des raffinirtesten Egoismus als ein bezahltes Eigenthum, als einen accessorischen Theil seiner Maschine; und wie Maschinen werden sie behandelt. An Leib und Seele werden hier ganze Generationen vernichtet. Eine deutsche Mutter würde lieber verhungern, als ihr Kind solchen Gefahren Preis geben, solche Leibes- und Seelenqualen erdulden lassen.

Als wir nach Liverpool zurückfuhren und der

Train im vollen Gange war, sprang ein Engländer aus dem Wagen und ließ sich von den Rädern zerschmettern. Eine Dame, die ihn hatte aufhalten wollen, zog er mit sich. Man hörte einen Schrei, und Alles war vorüber. Unter den Anwesenden war Keiner, der die Dame oder den reichgekleideten Herrn gekannt hätte.

In Liverpool fand um diese Zeit der Wahlact eines Sheriff's Statt; ein humoristisches Spectakelstück, welches diesem Lande eigen ist. Die Vorbereitungen dazu waren schon seit Wochen getroffen; und als der Tag erschien, begann mit dem ersten Morgengrauen der Tumult. Die Läden und Fenster der untern Etagen blieben während der ganzen Dauer verschlossen. Auf den Straßen zogen lange Prozessionen zu Fuße und zu Wagen, die, je nach der Farbe der Competenten, mit welchen sie es hielten, rothe oder blaue Fahnen führten. Oft geschah es, daß, wenn Gegenparteien auf einander trafen, sie sich in die Haare fielen, und dann ging's nicht ohne Blutvergießen ab. Polizei existirte nicht; denn die Regierung, um jeden Schein des Zwanges zu vermeiden, suspendirt sie während der Wahlzeit. Kurz, es herrschte eine tolle Anarchie, bis denn nach sechs

Tagen Schmausereien, Unfugs und unendlich langen Reden, von denen kein Mensch etwas verstand, Herr Jones, welcher zu den Whigs gehörte, seine Wahl mit einem Aufwande von fünftausend Pfd. St. glücklich durchgesetzt hatte.

Unter den Sehenswürdigkeiten von Liverpool, als des Seehelden Nelson's Denkmal, und Lazarethe, welche Palästen ähnlich sehen, fällt noch insbesondere die neue, 119 Fuß lange und 147 Fuß breite Kirche auf, in welcher Pfeiler, Thüren, Decken und, nebst den Fenstern und der Kanzel, auch alle architectonischen Verzierungen aus Gußeisen bestehen. — Eine großartige, an sich sehr zweckmäßig eingerichtete Anstalt ist das hiesige Hospital für alte Seeleute und deren Wittwen und Kinder, zu dessen Unterhalt ein jeder von hier abreisende Seefahrer monatlich sechs Penny (ungefähr 3½ Gr. Cour.) beizutragen hat; dieser Betrag wird gleich bei Auszahlung seines Soldes abgezogen. Da von hier, wo der zwölfte Theil der Schifffahrt von Großbritannien betrieben wird, durchschnittlich an neun Tausend Schiffe nach auswärtigen Häfen auslaufen, so läßt sich daraus die Größe der Einnahme leicht bestimmen. Außerdem aber besitzt dieses Hospital noch bedeutende Fonds.

Kurz vor der Abreise hatten wir die Freude, unsern lieben Frankfurter noch einmal umarmen zu können. Herr F. hatte von seinen Aeltern die so lange ersehnte, goldene Antwort erhalten, und hoffend, uns auf britischem Boden noch anzutreffen, war er hergeeilt, um die Grüße von seinen Angehörigen selbst zu bringen. Gleichzeitig erfuhren wir von ihm, daß sich ein achtbarer Bürger um die Hand seiner Schwester beworben und das Jawort bereits empfangen habe, in Kürze deren Verlobung gefeiert werden würde. — Wilhelm äußerte bei dieser Gelegenheit die lauteste Freude. Im nächsten Weinhause wurde auf die Gesundheit „Lottchens“ und ihres achtbaren Verlobten eine Flasche geleert. — Herr F., welcher uns nicht wieder verließ, so lange wir noch am Lande blieben, theilte mit uns die Wohnung, wo Miß Anna indessen einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen schien. Da ich wußte, wie hoch die eitle Mutter mit ihrer „Goldperle“ hinaus, und zum Schwiegersohn keinen Andern haben wollte, als mindestens einen Viscount, so hielt ich es für Freundespflicht, meinem jungen Freunde einen kleinen Wink zu geben und ihn zu warnen, damit er sich nicht fruchtlosen Wünschen überlassen möge.

Endlich erschien der Tag, an welchem wir, vielleicht auf „Nimmerwiedersehen“, Europa verlassen sollten. Am Sonntage, den 28. November, um acht Uhr Morgens, verfügten wir uns zuerst in's Hôtel „the King-Arms“, von da an Bord des für uns bestimmten Fahrzeuges, wo die Matrosen bereits in leichtfüßiger Schnelle an Strickleitern auf- und niederstiegen, um das Schiff in segelfertigen Stand zu setzen. Um neun Uhr wurden die Anker gelichtet; die Segel schwellten an, und begleitet von den üblichen Kanonenschüssen, von dem Geläute der Glocken, die eben zur heiligen Andacht riefen, und dem Schwenken der Hüte und Tücher unserer am Ufer zurückgelassenen Freunde ging es den Windungen des St. Georges-Canal entlang dem offenen Meere zu.

XI.

Meine erste große Seefahrt. — Beschreibung des Schiffes. — Der Sturm. — Der Fischfang auf dem Meere. — Der Fang eines Haifisches. — Der neue Jonas. — Der Seeteufel. —

Wir fuhren in einer schnellsegelnden Brigg, einer besondern Art von Schiffen mit zwei Masten und Raasegel-Takelage, von 84 Fuß Länge, 25 Fuß Breite und 16 Fuß Tiefe und 280 Tonnen Traglast. Geführt wurde sie vom Capitain Robert James, einem anerkannt tüchtigen Seemanne. Zur Equipage gehörten ein Steuermann, ein Proviantmeister (steward), ein Koch, ein Küchenjunge und ein lustiges Völkchen von acht Matrosen. Passagiere waren wir unsrer eilf, nämlich: acht Deutsche, zwei Engländer und ein Franzose. Wir Alle befanden uns in Diensten der englischen Bergwerks-Compagnie und waren theils nach Pampelona, theils nach Marmato bestimmt. Nur einer von den beiden Engländern, Herr

Dr. William, war als Arzt für sämmtliche Bergwerke, welche die Compagnie in Columbien besaß, oder vielmehr für alle ihre dortigen Niederlassungen gleichzeitig engagirt.

Der Capitain hatte eine kleine Menagerie von Hausthieren an Bord genommen, die in diesem engen Gehäuse einen sonderbaren Anblick boten. Es hält übrigens für den Neuling schwer, sich sobald mit der Art ihrer Aufbewahrung und mehr noch mit dem ohrenzermalmenden Lärm, den sie machen, einigermaßen zu befreunden; das Geschnatter und Gekicker, das Bölken, Blöken und Grunzen nimmt Tag und Nacht kein Ende. Dazu kömmt noch, daß sich Einem unwillkürlich die Angst und die Unruhe mittheilt, die diese Thiere in der ihnen fremden Umgebung, auf dem ungewohnten Element durch lang gezogene Trauertöne zu erkennen geben; man fängt an, sich zu beunruhigen, die geschäftige Phantasie malt Schreckbilder und Popanze, endlich, man ahnet wunderbare Ereignisse. — Die armen Thiere mußten sich mit einem äußerst beschränkten Raum behelfen. So waren die Schafe, Schweine und zwei Milchkühe im großen Boote, welches auf dem Verdecke lag, eng eingestallt; das Federvieh befand sich in kleinen, käfigartigen, auf

dem Hintertheile des Schiffes gleich einer Wand aufgeschichteten, Kasten. Der vom Steward überwachte Küchenjunge hatte sämmtliches Vieh in der Fütterung und Aufwartung zu besorgen; ein Matrose ging ihm dabei zur Hand. Merkwürdig ist es, daß diese Thiere, am stärksten die Quadrupeden, der Seekrankheit eben so gut unterworfen sind, wie der Mensch. So lange das Uebel dauerte, fraßen sie nicht und ließen krankhaft den Kopf hängen; aber dem ungeachtet hatten die Kühe doch nicht aufgehört, gute und viele Milch zu geben.

Man fühlt sich in keinem Lebensverhältnisse leicht unbehaglicher, unheimlicher, wie in den ersten vierundzwanzig Stunden auf dem Meere, wenn der letzte Schimmer von Land verschwunden ist, dem Blicke sich nur noch Himmel und Wasser zeigt und man sich vom tiefen Abgrunde, von der Vernichtung nur durch ein elendes, mittelst eines winzigen Nagels zusammengehaltenes, Brett, getrennt sieht. Leben und Tod tritt hier zu nahe zusammen, als daß ein menschliches Herz, selbst das muthigste, in diesem Augenblicke nicht erbeben sollte. Leben und Tod, sie flüstern mit einander im leisen Wellenschlage; man horcht ihnen begierig, wie Gespenstermährchen um Mitternacht; man horcht

und bebt — doch nicht lange, und man belächelt die Furcht; man fängt an, sich an die Umgebung zu gewöhnen, und gewöhnt sich eben so leicht an das eben so gefahrvolle wie einförmige Seeleben, wie an jedes andere.

Am siebenten Tage der bis dahin glücklichen Fahrt machten die Matrosen mich auf kleine, schwarze Vögel aufmerksam, welche unser Schiff umschwärmten und in immer größern Fluchten heranzogen. Sie bezeichneten diese als das Vorzeichen eines nahen Sturms. Der „Puffin" oder Sturmvogel (procellaria pelagica) ist den Schiffern daher ein sehr unwillkommener Gast. Der Schiffsbarometer deutete ebenfalls Sturm an, obschon in der Luft noch keine Spur davon wahrgenommen werden konnte. Gegen Abend aber zeigten sich hier und da kleine Wolken; die Luft wurde schwül und drückend; die anfangs kleinen Wolken sammelten sich zu größern und senkten sich allmälig tiefer; endlich hörte man ein fernes, donnerartiges Gebrüll, verbunden mit einem unterirdischen Getös, als wenn das auf der Oberfläche spiegelglatte Meer in seinen Tiefen koche. Der Capitain befahl, die Sturmsegel vorzusetzen, während die andern Segel eingerefft wurden. Die Passagiere, welche sich auf dem Verdeck

befanden, mußten dieses räumen und sich in die Koje begeben, damit sie die Matrosen, welche jetzt vollauf zu thun bekamen, in der Arbeit nicht hinderten. Kaum in unserm finstern Loche angekommen, so wurden auch schon die auf dem Verdecke angebrachten, mit Ventilatoren versehenen Luken zugeschlagen und wir damit vorläufig eingesperrt. Ein heftiger Windstoß und das furchtbare Schwanken des Schiffes ließen uns bald die Ankunft des bösen, todtdrohenden Gastes errathen. Gleich darauf vernahmen wir das Krachen der Mastbäume, ein Toben und Wühlen der Wellen, die gegen die Wände unsrer engen Behausung schlugen und diese zu zertrümmern drohten; die Jammertöne der erschrockenen Thiere drangen in einzelnen Momenten zu uns, doch so gedämpft, als wären sie Meilen weit entfernt. Am zweiten Tage, als der Sturm seinen Höhepunkt erreicht haben mochte, rief uns der Capitain zu, uns fertig zu halten, das große Boot zu besteigen, weil er fürchte, die Brigg nicht länger halten zu können; unterdessen wurden wir aus der Gefangenschaft erlös't, um mit Pumpen beschäftigt zu werden; unter solchen Umständen eine heilsame Beschäftigung. Gegen Abend ließen die Windstöße nach, und am Morgen des dritten Tages

durften wir uns auf dem Verdecke wieder sehen lassen. Der Sturm tobte, wenn auch im geringern Grade, fort; wie eine Nußschale wurde unsre Brigg von Welle auf Welle, von hohen Wasserbergen in tiefe Abgründe geschleudert. Jetzt zeigte sich eine andere sehr drohende Gefahr. Wir waren über 135 Meilen aus dem Cours gekommen, und das Fahrzeug trieb unaufhaltsam auf eine Gruppe kleiner Felseninseln. Vergebens wurde alles Mögliche aufgeboten, diese zu vermeiden; schon befanden wir uns in der Nähe der äußersten Felsenriffe, die drohend aus dem weißen Schaum emporstarrten, schon hielten wir uns auf ein nahes Unglück gefaßt, als zu unserm Heile sich plötzlich der Wind drehete. Die Anker, welche früher ausgeworfen waren, wurden in aller Geschwindigkeit aufgewunden oder gekappt, und wie auch der Capitain das Schiff wieder in seiner vollen Gewalt erhielt, so dauerte es keine Stunde, und wir befanden uns, fern von jenen Felsen, außer aller Gefahr. Und jetzt, in diesem feierlichen Augenblicke, als die Tageskönigin eben ihren feuerstrahlenden Abschiedskuß auf die noch leicht kräuselnde Welle drückte und, sich friedlich hinter vielgestaltete Purpurwolken bergend, ihren letzten Blick in das von Gold-

funken flimmernde Meer warf, da erschien der Capitain im Sonntagsstaate unter uns mit dem Gebetbuche in der Hand.

Der Steuermann rief zum Gebete. Nachdem sich Alle um den Capitain gesammelt hatten, las dieser ein englisches Gebet mit vieler Salbung. Gewiß, wir Alle fühlten uns in eine höchst feierliche Stimmung versetzt. Wir beteten inbrünstig. Und wer auch hätte sich im Gefühl der Sicherheit nach einer Gefahr, wie wir sie überstanden hatten, bei der entzückenden Pracht und Stille des Abends nach dem fürchterlichsten Sturme, nicht hingezogen fühlen sollen zu dem mächtigen Lenker des Weltalls? Ich meine, selbst der hochmüthigste Skeptiker dürfte in solchen Zeiten, wo die Hand Gottes so sichtbar waltet, seinen Unglauben weit wegwerfen und, in den Staub sinkend, laut ausrufen: „Ja, Er ist!“ — Der Augenblick nach einer großen Gefahr ist im menschlichen Leben der erhabenste. Ich bedaure, so seltsam dies auch klingen mag, die Sterblichen, die ihn nie erfahren haben.

Zum ersten Male seit drei oder vier Tagen gab es wieder warmes Essen, eine überkräftige Pökelfleischbrühe, in einem hölzernen Gefäße, nebst einem Gerichte Salzkartoffeln und Pökelfleisch auf einer porcellainen

Schüssel. Freilich schmeckte es etwas nach Seewasser; indessen, wie man während der drangvollen Tage an Essen wenig gedacht hatte, so erschien der Hunger heute als der beste Koch, und die Gerichte mundeten vortrefflich. — Am folgenden Morgen hatten wir volle Muße, den auf dem Schiffe angerichteten Schaden zu betrachten. — Von der ganzen Menage fanden wir nur noch ein einziges Schwein und einen Kasten mit vier lebenden und sechs, entweder vom Hunger, oder Schreck, getödteten Hühnern. Alle übrigen Thiere hatte man theils über Bord geworfen, um für den Nothfall das große Boot frei zu bekommen, theils aber waren sie von den über das Verdeck gespülten Wellen in's Meer geschwemmt worden. Leider hatten wir auch einen jungen Matrosen zu beklagen, welcher in der ersten Sturmnacht in's Meer gestürzt war und nicht gerettet werden konnte. Bis auf den kleinen Mastbaum und einige kleine Zerstörungen auf dem Verdecke, die indessen keine Gefahr boten, war das Fahrzeug selbst unbeschädigt geblieben. Ein Leck, welchen der Capitain beim plötzlichen Ansammeln des Wassers im untern Schiffsraum gefürchtet hatte, fand sich nicht; das Wasser war, wie sich auswies, durch eine Luke gedrungen, die der Wind oder ein unvorsichtiger

Matrose geöffnet hatte. — Unsere Speisevorräthe waren zum größten Theil in Folge des eingedrungenen Seewassers, welches ihnen einen herben, bittern Geschmack mitgetheilt hatte, verdorben. Doch war das Uebel eben nicht so sehr groß, da wir schon nach wenigen Tagen die, bereits den Römern unter dem Namen „insulae canariae“ (Plin.) bekannt gewesenen, Canarischen Inseln erreichten und frische Vorräthe ein nehmen konnten. Bei Teneriffa ward angelegt. Diese Insel soll von den Römern wegen des ewigen Schnee's, welcher den Hals des Piko de Teyde, eines 11,430 Fuß über dem Meere ragenden Vulcans, wie ein Halsband umgiebt, „Nivaria“ genannt worden sein; die Einwohner von Palma legten ihm später aus demselben Grunde den heutigen Namen bei, von „Tener“ (Schnee) und „Iffa“ (Hügel). Er läuft in Form eines Zuckerhuts spitz zu und kann weithin gesehen werden. Der Kessel, aus welchem er zu Zeiten Ströme Schwefels speit, wird von den Bewohnern scherzweise der Teufelskessel genannt, in welchem die Hölle ihre Speisen koche.

Die Volks-Meinung von dem Ursprunge dieses Berges geht dahin, daß die ganze Insel, deren Erdboden

viel Schwefel enthält, einst Feuer gefaßt und theilweise oder ganz aufgeflogen sei, so daß viele Gebirge von geschmolzenen und verbrannten Steinen, welche auf der ganzen Insel, insbesondere aber gegen Südwesten, noch gesehen werden, aus dem Bauche der Erde herausgeworfen wären und gleichzeitig in Verbindung mit einer großen Masse von Schwefelerde den Piko zu seiner gegenwärtigen Höhe gebracht hätten. Zum Beweise wird angegeben, daß die geschmolzenen Steine drei bis vier Meilen um den Fuß des Berges und in einer solchen Ordnung schichtweise bis an den Zuckerhut lägen, als ob der ganze, von der Gewalt des Schwefels aufgeschwellte und aufgehobene Grund, plötzlich in starke Ströme geborsten und diese Felsen mit sich hinuntergeführt und über einander gerollt und gestürzt hätte. — Teneriffa ist übrigens die fruchtreichste der Canarischen Inseln. Für uns Deutsche war es ein ganz neuer Anblick, im December reife Kirschen und blühende Rosen und andere Sommergewächse in den Gärten zu sehen. Obwohl wir uns nur wenige Stunden am Lande verweilen konnten, so war es doch lange genug, um nicht ganz nüchtern nach dem Schiffe zurückzukommen. Der Malvasir und der Canary-Sect, der hier wächst, ist bekannt

genug, weniger ist es ein grüner Wein von außerordentlicher Schärfe und äußerst lieblichem Aroma, welchen ich Verdona nennen hörte.

Nachdem wir Teneriffa verlassen hatten und bald darauf in einer Entfernung von acht engl. Meilen an Palma vorüber gesegelt waren, verloren wir bei dem guten Winde, der unsere Fahrt begünstigte, auch die letzte der Inselgruppe bald aus den Augen, durchkreuzten den atlantischen Ocean und steuerten, ohne andere Unfälle, als wie sie der Seefahrer alle Tage erlebt, erfahren zu haben, zwischen den Inseln Dominico und Martinique an den kleinen Antillen vorüber, in die caraibische See auf Santa Marta zu.

In das einförmige Seeleben suchten wir durch Fischfang einige Abwechselung zu bringen. Es giebt auf dem Meere zwei Arten zu fischen, mit der Leine und mit der Harpune. Die Leine im vollen Ocean ist aber nicht der unschuldige Faden, dessen sich der deutsche Spießbürger an dem still rieselnden Bache zu seiner kriegerischen Unterhaltung zu bedienen pflegt und die man sich als ein Instrument denken kann, mit einem Fische an dem einen und einem Schwächling an dem andern Ende; die Leine im Ocean ist vielmehr ein Strick, nur um Weniges dünner, wie

der kleine Finger, und zwei- bis dreihundert Fuß lang, mit einem etwa vier Fuß langen Kupferdraht an dem untern Ende; an diesem befindet sich ein starker eiserner Haken, der in einen Köder versteckt wird, welchem man die Gestalt eines fliegenden Fisches giebt. Die Matrosen wissen mit Hülfe von einem Stückchen Leinwand diesen Fisch geschickt nachzubilden; sie hängen ihm anstatt der langen Flossen Federn von derselben Farbe an und reiben ihn dann, sobald er gebraucht werden soll, stark mit Talg ein. Die so bewaffnete Leine wirft man hierauf in's Meer und läßt sie vom Schiffe nachziehen. Hat ein Fisch angebissen, so bemerkt man das bald an dem Schaum, den er um sich verbreitet, und an dem Kampf, sich die verlorene Freiheit wieder zu verschaffen. Man zieht ihn alsdann mit Vorsicht heran und hißt ihn auf das Verdeck. Hierzu gehört aber eine besondere Geschicklichkeit, und oft begegnet es selbst dem Geübtesten, daß er den Gefangenen zum großen Aerger des Kochs durch einen verfehlten Schwung beim Aufhissen wieder entspringen läßt. — In der Gegend der Antillen fingen wir mittelst der Leine eine große Anzahl kurzkieferiger, stark gezähnter Forellen (salmo saurus) von Fußlänge, welche sehr gut schmeckten.

Die Fischjagd mittelst der Harpune, die einer Heugabel nicht unähnlich sieht, ist lebhafter, fröhlicher und gewährt eine Unterhaltung, woran sämmtliche Passagiere Theil nehmen können, was bei der Leine nicht angeht. Nichts ist auffallender, wie die Anziehekraft, welche ein Schiff für die Fische zu besitzen scheint; sie begleiten es, schwimmen bald voran, bald folgen sie, spielen unter seinem Kiele, springen unter das Bugspriet, tummeln sich in den tiefen, lang gezogenen Furchen und gewähren mit ihren tausend buntschillernden Farben und in ihrem sorglosen, muntern Treiben eine äußerst belustigende Unterhaltung. Aber eben dann, wenn sich das Treiben bei ihnen am fröhlichsten zeigt, lauert ihr Mörder im Hinterhalt; der auf die Harpune eingeübte Matrose verfehlt seine Beute nie; sie ersehen, durchstechen und voll Jubel entführen, ist für ihn ein Augenblick. Dieses Jagdinstrument, gemeinhin Harpune genannt, ist ein, mit zehn bis zwölf Widerhaken und einem drei bis vier Fuß langen Schaft versehener, Dreizack, welcher an einer langen Leine befestigt, wie ein macedonischer Wurfspieß auf die ausersehene Beute geschleudert wird. Freund Heinrichs, welcher es im Gebrauche der Harpune zu einer großen Fertigkeit gebracht hatte, wurde

in Folge seiner glücklichen Jagden ein Intimus vom Schiffskoch, was ihm, und mit ihm auch Wilhelm und mir, manche Annehmlichkeit zu Wege brachte. Die Freundschaft eines Schiffskochs ist auf der Seereise gerade nicht zu verachten. — Doch auf die Jagden zurückzukommen.

Es giebt auf dem Meere noch eine Jagd; nämlich eine Jagd voll Gefahr und Luxus, der Zeitvertreib der Schiffscapitaine und großen Herren, etwa wie die Eberjagd in den deutschen Wäldern, die Bärenjagd in den Pyrenäen oder wie die Wolfjagd in den polnischen Wäldern — es ist die Jagd des Hai's.

Man macht sich in der Regel eine monströse Idee von dem Haifisch; er soll absolut ein Ungeheuer sein. Ein Vorurtheil, nichts weiter. Der Hai ist ein charmanter Fisch; groß, schlank, ein vortrefflicher Schwimmer, von grauem Teint, bisweilen ein wenig schieferartig, in zwei Worten: ein Gründling zwischen zehn und zwanzig Fuß Länge. Er ist der Fürst der Wellen. Die andern Fische wandeln im Meere einsam, wie Bürger und Poeten, der mächtige Roche aber ist stets von seinen Piqueuren und Trabanten umgeben, wie ein mächtiger Gebieter, der er auch ist. Und er begreift seine Majestät und die Nothwendigkeit

seiner Eskorte so gut, daß er sie nie auffrißt. Die ältesten Seeleute erinnern sich nicht, den Hai je allein gesehen zu haben.

Der Fisch, welcher dem Hai immer um fünf bis sechs Fuß voranschwimmt, ist lang und voll Eleganz, wie es der Leibgarde eines Potentaten würdig ist, hat mit dem Hechte viele Aehnlichkeit; die Matrosen nennen ihn den „Schiffshalter" (echeneis remora). Außer diesem Schiffshalter oder Leibwächter, wie man will, besteht der ihm folgende Hof noch aus vier „Piloten" oder „Lotsen" (gasterosteus ductor), kleine, aalköpfige, grauweiße Fische von ganz merkwürdiger Construction. Der Hai ist ihr König, zu Zeiten aber auch ihr Packesel; denn wie sie ihn ehrfurchtsvoll begleiten und seinen leisesten Winken folgen, so setzen sie sich ohne allen Zwang auf ihn und lassen sich von ihm tragen, wenn sie müde sind. Uebrigens sind sie ihm treu ergeben; sie folgen ihm selbst, wenn er am Angelhaken, mit dem Tode ringend, von seinen Feinden auf das Verdeck gezogen wird. Hierin weichen sie nun freilich von der üblichen Handlungsweise echter Hofleute ab.

Man fängt den Hai mit Leinen, oder vielmehr mit einem Kabeltau von Armsdicke, an dessen unterm

Ende sich eine eiserne Kette mit einem Angelhaken befindet, welcher stark genug ist, einen polnischen Ochsen mit Haut und Haar zu tragen. Zum Köder dient eine Keule oder sonst ein Stück Pökelfleisch. — Der Capitain, welcher Alles aufbot, um uns die Reise angenehm zu machen, gewährte uns das neue und unterhaltende Schauspiel einer Hai-Jagd. Der Tag war heiter und das Wasser bis zu einer bedeutenden Tiefe so durchsichtig, daß wir alle Einzelnheiten des Fangs genau wahrnehmen und verfolgen konnten.

Da wir seit mehren Tagen schon einen jungen Riesenhai, einen sogenannten Menschenfresser (scalus carcharias), bemerkt hatten, welcher unser Schiff nicht verlassen wollte, und den abergläubigen Matrosen nicht geringe Furcht einjagte, indem sie, nach dem allgemeinen Schifferglauben, wähnten, daß er unter uns Leichen wittere, so hatten wir die für ihn bestimmte Angel mit einer vierzig Pfd. schweren Ochsenkeule kaum ausgeworfen, als das schlanke Ungethüm voll Grazie schon darauf lossteuerte; er beroch den Köder, schoß von ihm hinweg, kehrte zurück, umkreis'te ihn, erst im großen Bogen, dann enger und immer enger, bis er nach diesem etwa halbstündigen Manöver sich auf den Rücken legte, wohlbehaglich, wie

ein römischer Feinschmecker, den weiten, schrecklichen Rachen öffnete, und in einem Ruck Angel, Keule und die eiserne Kette zum Nachbiß hinunterschluckte. Eilig ließ man hierauf das Kabeltau erst um zehn bis zwölf Faden (Klafter) nachschießen, um den neuen Apicius zur Verdauung seiner Mahlzeit die nöthige Zeit zu gönnen, dann aber zog man ihn mittelst der Schiffswinde näher. Kaum fühlte sich das Thier nun bis in den Magen angehackt und die unwiderstehliche Gewalt, die ihn seinen Feinden näherte, als ein furchtbarer Kampf begann. Sechs starke Männer hatten ihr Möglichstes aufzubieten, den besiegten Feind in die Höhe und endlich auf das Verdeck zu bringen. Hier angekommen und der Länge nach ausgestreckt, bedurfte es wahrlich nicht erst des lauten „take care!“ (Vorgesehen!), um schon von selbst dem mächtigen Schwanze, mit welchem das Thier einen Menschen zu zerschmettern vermag, vorsichtig auszuweichen.

Das Erste an Bord war, ihm die Seitenmuskeln zu zerschneiden, und darauf, nachdem er mit Hebebäumen zu Raison gebracht worden, den Bauch aufzuschlitzen — in der Regel eine Ehrenfunction für Schiffscommandeure oder sonst einen der vornehmeren Passagiere — und zur Untersuchung des Magens zu

schreiten; diese letztere Operation ist nicht ohne Gefahr, weil das Thier gemeiniglich bei ihrer Vornahme noch nicht todt zu sein pflegt. Unser, noch nicht völlig ausgewachsener, Seeriese maß, von der Spitze des Schwanzes, neun Fuß und acht Zoll und im Umfange vier Fuß und zwei Zoll. Der Kopf war zwei Fuß vier Zoll lang und ein Fuß neun Zoll breit. Der Oberkiefer überragte den Unterkiefer um sechs Zoll; diese Beschaffenheit der, mit zwei Reihen sehr spitzer, zum Käuen untauglicher Zähne versehenen, Kiefer, ist auch die Ursache, weßhalb der Hai, um seine Beute zu erschnappen, sich erst auf den Rücken legen muß. Der Rachen schien mit dem Magen einen einzigen großen Sack zu bilden. Ein Schiffhalter und zwei Piloten, die sich ihrem Gebieter angesogen hatten, wurden mitgefangen.

Capitain Robert James hatte nach seiner Versicherung in diesen nämlichen Gewässern schon Haifische von zwanzig Fuß gesehen, und erzählte uns bei dieser Gelegenheit von einem andern, welcher, nach dem im Londoner Museum aufbewahrten Skelette, dreißig Fuß lang gewesen sei, und an den sich folgende, dort ebenfalls aufbewahrte wahrhafte Anekdote knüpfe. Es sei nämlich, hieß es, im Jahre 1758

in der Nähe der Antillen ein englischer Matrose, Namens John Hull, in's Wasser gefallen und auf der Stelle von einem Hai verschlungen worden. Der, glücklicher Weise in der Nähe befindliche, Capitain habe nun auf denselben sogleich eine Kanone abschießen lassen, in dessen Folge das tödtlich getroffene Thier den Matrosen zum Erstaunen Aller, gleich einem andern Jonas, lebend wieder von sich gegeben habe. Natürlich hätte es der so wunderbar gerettete John Hull jetzt vorgezogen, das Seeleben aufzugeben und mit der ihm geschenkten Leiche des Menschenfressers ganz Europa zu durchziehen und sich auf Kosten der allgemeinen Neugierde ein gutes Auskommen zu verschaffen. — Wer an den biblischen Jonas glaubt und überhaupt schon den Rachen eines Hai's gesehen hat, wird auch an der Wahrheit des englischen John Hull nicht zweifeln, so groß der Glaube, welcher dazu erfordert wird, auch sein dürfte.

Im caraibischen Meere erlebten wir eine der größten Seltenheiten im Seeleben. An einem schönen Tage, an welchem Herr Boreas gerade nicht wüthete, aber auch nicht schlummerte, denn unser Logbuch zeigte neun engl. Meilen in der Stunde, erschreckte uns, eben mit dem Mittagsessen beschäftigt, des Steuer-

mannes lautes Hoho! und in demselben Augenblicke stürzten wir in Folge einer heftigen Erschütterung sammt dem Geschirr und Essen, was wir in Händen hielten, zu Boden. Unsre Brigg saß im vollen Wasser mitten auf dem Meere fest. Es dauerte indessen nicht sechs Minuten, und noch hatten wir uns vom Schreck nicht erholt, als das Fahrzeug unbeschädigt und ungehindert wieder fortglitt, als sei ihm nicht das mindeste Hinderniß aufgestoßen. Wir eilten voll Furcht zum Capitain, um von ihm die Ursache zu erfahren. Ein Blick in das Meer zeigte sie uns. Ein Meerscheusal, welches sich, wie der Capitain behauptete, nur zufällig in diese Wasser verirrt haben könne, weil es hier nicht einheimisch sei, der sogenannte Seeteufel (betrachus piscatorius), ein furchtbarer Plattfisch aus dem Geschlechte der Rochen, von mindestens zwanzig Fuß Länge und funfzehn Fuß Breite und kaum zwei Fuß Dicke, hatte sich, zwischen Steuerruder und den Schiffskiel geklemmt und so die Brigg zum plötzlichen Stehen gebracht. Jetzt schwamm es schwerfällig nebenher, wo wir in dem hellen, fast bis auf den Grund durchsichtigen, Wasser, den ekelhaften Fisch mit unwillkürlichem Grauen betrachteten. Die Natur bietet vielleicht nichts Häßlicheres und zugleich Schreck-

hafteres, wie dieses Meerscheusal mit seinem stets offenen Rachen und dem breiten, sonderbar geformten, in zwei gleichen nach innen gebogenen Spitzen gleich Hörnern auslaufenden, Kopfe, welchem es seinen Namen zu verdanken haben mag. Nachdem wir uns an den Anblick desselben gewöhnt hatten, schickten wir ihm einige Flintenkugeln auf das schwarzgraue, in's Grüne spielende, Schuppenfell. Weder die Detonation, noch das Prasseln der Kugeln auf seinen undurchdringlichen Panzer schien das Thier zu erschrecken. Ungefähr drei Stunden mochte es uns begleitet haben, als es mit einem Male mit der Geschwindigkeit einer abgeschossenen Kanonenkugel in die Tiefe schoß und unsern Blicken entschwand. Wir Alle wußten es lieber dort, als auf der Oberfläche vor unserm Kiele.

8**

XII.

Fortsetzung der Seereise. — Die Insel Curassao. — Der Delphin. — Die Physilen. — Die Windstille. — Ankunft in Santa Marta. —

Am 10. Januar 1831, früh Morgens, sahen wir uns in der Nähe von Curassao (Curaçao), einer der fruchtbarsten Felseninseln im mexicanischen Meerbusen zwischen 308° 9′ bis 309° 12′ östlicher Länge und 13° 59′ bis 12° 27′ nördlicher Breite. Ein glänzend schwarzer Raubvogel von ungefähr drei Fuß Länge, der über unseren Köpfen einen weiten Kreis beschrieb, dann immer höher wirbelte, bis er der Küste zu verschwand, von den Matrosen „Bootsmann" genannt; ferner eine große Flucht lärmender Wassermöven waren die ersten Zeichen von der Nähe des festen Landes. Einem dunkeln Nebelgebilde gleich, sahen wir dieses auch noch an demselben Tage am fernen Horizonte auftauchen.

Die Insel Curassao liegt so niedrig, daß man

sehr nahe kommen muß, um sie zu bemerken. Doch je näher man kömmt, um so anmuthiger erhebt sie sich aus den Wellen; von einem Kranze schön gruppirter Felsen umgeben, gewährt sie einen überaus reizenden Anblick. — Da der Wind so nachgelassen hatte, daß es fast einer Windstille gleich kam, so blieben wir drei Tage in ihrer Nähe. Von hier nimmt man die ausgedehnten Küsten Columbiens zum ersten Mal deutlich in einer scharf ausgeprägten Gebirgskette wahr. Die romantische Schönheit dieser Gebirge in der Abendbeleuchtung oder beim Aufgange der Sonne, während ihre, in ewigen Schnee gehüllten Gipfel im Feuermeere zu baden scheinen, läßt sich nur bewundern, aber nicht beschreiben. — Die Luft in der Nähe der Linie ist durchsichtiger, der Himmel blauer, das Gewölke zeigt ein bei weitem schattirteres Colorit; Mensch, Thier, Pflanze, die ganze Natur athmet ein ganz anderes Leben, wie in Europa. —

In Curassao's Nähe sah ich zum ersten Mal den Delphin, diesen hübschen Fisch, von dessen Klugheit die alten Seefahrer so viel zu erzählen wissen, und dessen mitleidiges Herz und Neigung zur Musik schon von den Alten hoch gerühmt wurde. Die rührende Geschichte von Arion, dem Sohne des Neptun und der Onkäa,

welcher, von den räuberischen korinthischen Schiffern in das Meer geworfen, von den herbeigeschwommenen, von den Tönen seiner Leier entzückten, Delphinen aufgefangen und bis zum Vorgebirge Tänarus getragen und gerettet wurde, wer kennt sie nicht? Wahrlich! Jupiter konnte diese Menschenliebe mit nicht Wenigerm belohnen, als daß er den Retter, wie es auch geschah, unter die Sterne versetzte. Freilich, heuer würde er sich haben mit einer silbernen Rettungsmedaille oder mit zehn Thaler Preußisch begnügen müssen. — Die Delphine sind ein sorgloses, heiteres Völkchen. Sie gelten auch für Wetterpropheten; denn wenn er sich zeigt, so kann man darauf rechnen, daß das Wetter für längere Zeit gut bleibt. Mehr als hundert Tümmler, Delphine von einer kleinern Art, sogenannte Meerschweine (delph. phocaen.) schwammen bald in gerader, bald in halbmondförmiger Linie, gleichsam in militairischen Evolutionen, vor und neben uns, indem sie ihrer Nahrung, den hier unzähligen fliegenden Fischen, munter nachjagten. Der fliegende Fisch (trigla volitans), der im Fluge einer Schwalbe nicht unähnlich sieht und deßhalb auch wohl „Meerschwalbe“ genannt wird, flog, vom Feinde verfolgt, truppweise einen großen Bogen beschreibend,

durch die Luft oft dreihundert Schritt weit. Eine große Zahl von ihnen fiel ermattet auf unser Verdeck und wurde als gute Beute eingefangen. Er hat eine abgestumpfte, mopsige Nase und langen Flügeln ähnliche, in blau und grün spielende, Flossen; er sieht gar nicht häßlich aus, und, von häringsartigem Geschmack, giebt er, gesotten, ein ganz passables Gericht. — Auch ein fünf Fuß langer Delphin wurde geangelt. Ich wunderte mich, wie leicht er sich fangen ließ. Kaum war die Angel mit einem fliegenden Fisch ausgeworfen, so saß er auch schon fest. Er wog 120 Pfd. Seine glatte Haut sah am Oberkörper schwärzlich, am Bauche aber weißgrau aus. Die abgestumpfte Nase floß in einer hohen Wölbung mit der Stirn zusammen, was dem Thiere ein anmuthiges Ansehen gab. Das Gehirn des Delphins hat mit dem des Menschen viele Aehnlichkeit. Die beiden, durch eine innere Scheidewand getrennten, an der Oberfläche aber in eine einzige Oeffnung auslaufenden, Nasenlöcher, auf welche Dr. William uns Unkundige besonders aufmerksam machte, befanden sich auf dem Scheitel zwischen den Augen und glichen so ziemlich einem nach vorn geöffneten Halbmonde. Diese merkwürdige Oeffnung soll dazu dienen,

das überflüssige, beim Schlucken in den Schlund gerathene Wasser nach oben auszusprützen. Sein Fleisch wollte Keinem von uns recht schmecken, obschon der Koch behauptete, daß der Delphin der delicateste aller Fische sei. Er hatte Unrecht. Das Fleisch des Delphins ist grobfaserig und mehr als herbe. Uebrigens fehlt es auch nicht an Beispielen, daß Leute an dessen Genuß gestorben sind; wahrscheinlich von solchen Delphinen, die lange unter Kupferbänken oder an Klippen gehauset hatten, wo Kupfererze lagen, und wo sich dann ihr Fleisch mit Grünspan geschwängert haben mochte.

Der Capitain machte mir ein liebes Geschenk mit zwei ausnehmend schönen Exemplaren von ihm eingefangener Physilen (phycis), einem, wegen seiner wunderbaren Organisation, merkwürdigen Insecten-Fische, der, wie man behauptet, nur unter diesen Breitengraden angetroffen wird. Der größere, oberhalb des Wassers sichtbare, Theil dieses Schleimthiers besteht aus einer röthlichen, mit Luft angefüllten, Blase, an deren unterem Theil eine Menge langer, in's schönste Blau spielender, Fleischfäden oder Fibern hängen, welche an der Wurzel in kurze, dicke Stämme verwachsen sind. Und eben in diesem letztern Theile

scheint das Leben dieses eigenthümlichen Fisches enthalten zu sein. Die, mit vielen Saugwarzen und Saugnäpfchen bedeckten, Fäden, sind äußerst reizbar, verlängern und verkürzen sich nach Willkür und sind, indem sie eine ätzende, dem bösartigsten Wespenstich ähnlich wirkende Materie enthalten, offenbar des Thieres Angriffs- und Vertheidigungswaffen. Heinrichs empfand sie, als er die noch lebende Physilis unvorsichtig in die Hand genommen hatte, um sie besser besehen zu können; die anfangs kaum zwei Zoll langen Fibern, sich plötzlich um mehre Fuß verlängernd, umschlangen spiralförmig seine Hand dergestalt, daß er laut aufschrie und das Insect weit von sich schleuderte, was ihm aber erst nach einiger Anstrengung gelang. Die angegriffene Hand schwoll stark an, und verlor sich die Geschwulst erst nach drei oder vier Tagen wieder. — Die Rückenblase des Thiers, die man, ohne daß dieses eine schmerzhafte Empfindung davon hätte, berühren kann, scheint unveränderlich und behält selbst, nach seinem Tode in Weingeist gesetzt, die ursprüngliche Farbe und Gestalt. Die Bewegungen dieses „Portuguese man of war“, wie die Matrosen es nennen, sind schwach und dem Anschein nach vom Winde bedingt. Indessen hat es das Vermögen,

und das ist wohl das Merkwürdigste an ihm, daß es sich sammt seiner angefüllten Blase mittelst einer halbkreisförmigen Biegung in das Wasser versenken und eben so wieder in die Höhe schnellen kann. Als wir in einem großen, mit Seewasser angefüllten Gefäße Versuche dieser Art anstellten, pflegte es bis auf den Grund niederzusinken, wenn wir die Oberfläche stark bewegten, dagegen in die Höhe zu kommen, wenn das Wasser wieder ruhig geworden war.

Da wir der romantischen Felseninsel während des Lavirens oft so nahe kamen, daß wir sie fast mit Steinwürfen hätten abreichen können, so wünschten Mehre von uns, namentlich Dr. William, das Innere derselben zu sehen. Der Capitain glaubte indessen die Landung, um welche er angegangen wurde, in Folge seiner Instruction, nach welcher er auf der Reise, außer in Nothfällen, keinerwärts anlegen und verweilen durfte, verweigern zu müssen; und nur dann erst, als er auf die Vorstellung des Steward's sich überzeugt hatte, daß die Einnahme von frischem Wasser höchst wünschenswerth sein möchte, indem der noch vorhandene Vorrath bis Santa Marta kaum ausreichen konnte, überdieß theilweise schon in Fäulniß übergegangen und kaum noch trinkbar war, entschloß

er sich und steuerte dem nächsten Ankerplatze zu. Schon naheten wir demselben und freueten uns endlich nach langer Zeit ein Mal wieder festes Land zu betreten; schon wurde das große Boot gelös't, um uns aufzunehmen, als plötzlich die seit mehren Tagen sehnlichst erwartete Brise eintrat und unsrer Freude ein Ende machte, indem die Landung nun aufgegeben werden mußte.

Bei dem guten Winde, den wir hatten, ging der Lauf mit geschwellten Segeln Nordwest, in entgegengesetzter Richtung von Curassao. Doch es dauerte nicht lange. Kaum hatten wir die Insel aus den Augen verloren, kaum lächelte uns die Hoffnung, am Ziele der langweiligen Seereise zu sein, als der gleich dem Glücke wandelbare Wind allmälig nachließ, immer schwächer wurde und zuletzt ganz hinstarb. Es schien, als wenn wir auf dieser Reise alle nur möglichen Leiden, die das Seeleben bietet, erfahren sollten. Eine Windstille war eingetreten. — Eine Windstille ist sehr angenehm, wenn man vielleicht an einem lieblichen Maimorgen im grünen Walde lustwandelt, oder am lauen Sommerabende sich auf den großen Stein vor die Hausthür setzt und mit dem Nachbar plaudert; aber eine Windstille unter der Linie auf

dem Meere, so wie wir sie erfuhren, o, das ist etwas ganz Anderes. — Bei einer furchtbaren Hitze, die Alles zu versengen drohte, zeigte sich kein Wölkchen am blauen Himmel; kein Lüftchen, kein Hauch bewegte des Meeres starren Spiegel; schlaff hingen die Segel; unsre schmucke, sonst so lebhafte, leicht bewegliche Brigg stand wie festgenagelt. Wahrlich, ein trübseliger, trostloser Anblick! Dazu trat schon nach wenigen Tagen, während wir fortwährend von brennendem Durst gequält wurden, der gefürchtete Wassermangel ein. Daß sich der Würmer und andern Ungeziefers stündlich mehr in den Wassertonnen ansammelten, wir zuletzt kein Wasser, sondern nur noch faulen Schleim tranken, achteten wir kaum; wir drückten die Augen zu und tranken; aber als uns die Rationen immer karger, knauseriger zugemessen wurden, diese endlich so kärglich ausfielen, daß sie kaum noch unsre vertrockneten Lippen benetzten, da erst erkannten wir mit Todesangst das Schreckliche unsrer Lage. Auch der Muthigste erstarrte. Man hörte keinen Gesang mehr, kein fröhliches Jauchzen; alles Leben schien auf dem Schiffe ausgestorben zu sein. Tantalos' Qual, gewiß! sie läßt sich nur e m p f i n d e n, nicht beschreiben! —

Wir sahen uns müde nach einem Wölkchen, nach einer leichten Bewegung des starren, von der unmäßigen Hitze bis zum Aufquellen dünstenden, Meeres. Nach funfzehn Tagen der furchtbarsten Leiden endlich bemerkten wir, Mittags um 3 Uhr, in verschiedenen Richtungen ein leichtes Kräuseln des Wassers; freudig wurde dieß als Vorläufer einer sich erhebenden Kühle begrüßt; bald sahen wir auch, es ist wahr, noch in weiter, weiter Entfernung eine ganz kleine Wolke, ein Nebelpünktchen aufsteigen. O, wie pochte uns das Herz! Allmälig, für unsere Ungeduld viel zu langsam, bedeckte sich der Horizont. Gegen Abend ließ sich auf dem bis dahin todtstarren Wasserspiegel ein leiser Hauch verspüren; die Brigg bewegte sich vage, unbestimmt, gleichsam wie aus einem tiefen Schlafe erwachend. Wir jubelten laut auf. Gegen etwa neun Uhr fing es an zu regnen, zuerst kaum bemerkbar, dann aber stärker; ein wahrer Mannaregen. Wir waren erlös't. O, wie behagte uns das Schaukeln der wieder aufgelebten Brigg, das Getöse der, an ihren Bug sich brechenden, Wogen; über Alles aber das, in Segeltüchern reichlich aufgefangene, Regenwasser! Es schmeckte freilich etwas widerlich nach Theer; indessen, es schmeckte.

Das Seeleben mit seinen Entbehrungen und vielfachen Gefahren ist vielleicht am ersten geeignet, den Menschen, selbst den weniger intelligenten, zu Selbstbetrachtungen zu führen, zu Betrachtungen über sein atomartiges Ich in der Weltschöpfung, über die Eitelkeit aller menschlichen Unternehmungen. Und man darf sich nicht wundern, wenn oft selbst der geistig Starke schon während der Ueberfahrt seinen Entschluß, jenseit der Meere ein neues Vaterland zu suchen, bitter bereut und sich in die verlassene Heimath unter sein ärmliches Dach zurückwünscht. Es war Narrheit, rief mir der reichthumbegierige Heinrichs nicht selten zu, purer Wahnsinn, dem Meere das Leben Preis zu geben, um für das Leben einige ärmliche Mittel mehr zu gewinnen! Und die Sache von der rein materiellen Seite betrachtet, wie das bei hundert Auswandrern doch bei neunundneunzig unzweifelhaft geschehen muß, hatte er so ganz Unrecht nicht.

Der Regen, untermischt mit heftigen Stoßwinden, hielt beinahe zwölf Stunden an, worauf das schönste Wetter eintrat. Dieses und die frohe Nachricht, daß wir in höchstens vier Tagen in Santa Marta einlaufen würden, versetzte uns in die froheste Stimmung.

Die eben überstandenen Gefahren waren vergessen. Bei Tage verließen wir kaum noch das Verdeck; selbst die Abende und den größten Theil der klaren, mondhellen Nächte, wenn die andern schon lange in der Hängematte lagen und sich dem Schlafe überließen, verweilte ich dort oft noch ganz allein, meiner geschäftigen Phantasie freien Lauf lassend. Und welcher Spielraum für sie an den Küsten von Amerika?! — Man hat sich in der Nähe der Linie übrigens, wie ich an mir selbst erfuhr, sehr in Acht zu nehmen, bei Mondenschein auf dem Verdeck einzuschlafen oder dort auch nur ohne Kopfbedeckung längere Zeit zu verweilen, weil eine solche Unvorsichtigkeit oft die traurigsten Folgen nach sich zieht. Mir brachte sie, als ich eines Abends neben meinen beiden Reisegefährten, welche an der, zu der Cajüte des Capitains führenden Treppe saßen und die Zitter spielten, sanft eingeschlafen war, eine abscheuliche Gliederlähmung zu Wege, die sich erst nach einigen Tagen, nach häufig gebrauchten Schweißbädern, wieder verlor. Ich bin noch sehr leicht davongekommen, indem die Matrosen Beispiele anzuführen wußten, daß Andere eine ähnliche Unvorsichtigkeit mit einer lebenslänglichen Verunstaltung der Gesichtszüge haben büßen müssen.

Endlich nach einer Fahrt von dreiundsiebenzig Tagen erreichten wir den sichern, von hohen Bergen und zwei kleinen, befestigten Inseln geschützten, Hafen von Santa Marta. Die amphitheatralisch auf hohen Uferbänken erbaute Stadt lag in schönster abendlicher Beleuchtung vor uns. Während der Nacht mußten wir wegen des flachen Wassers neben einer der Inseln anlegen, auf welcher wir Militair bemerkten. Am andern Morgen in aller Frühe fuhren wir in den innern, eben nicht ansehnlichen, Hafen und legten uns nahe an der Stadt vor Anker. Nach Verlauf von etwa zwei Stunden näherte sich uns ein Boot, welches sich durch zwei gelbe Flaggen als ein von der Mauth abgeschicktes zu erkennen gab. Gleich darauf erschien der Beamte an Bord, welcher, nachdem er unsere Pässe und Gesundheitsscheine nachgesehen und bis auf die Effecten, deren wir für den Augenblick nothwendig bedurften, alle übrigen Sachen unter Siegel gelegt hatte, uns erlaubte, an das Land zu treten. Zwei Zollbeamten blieben bis zur Ausladung auf dem Schiffe zurück.

So befanden wir uns denn jetzt auf der ersehnten „Terra firma“, dem alten „Castilia d'Ora“, dem Lande des Goldes und auch des vielen, dem Baal,

dem Gotte grimmiger Habsucht, geopferten Blutes! — Seit Columbus Amerika entdeckt hat, wendeten sich noch alle Blicke, alle Wünsche der alten Welt nach diesem Wunderlande. Des Mittelalters Feerei und Zauberwelt haben sich hieher geflüchtet; auf die phantastischen Geisterpaläste der alten Welt, Paläste von Rubinen, klarem Krystall und köstlichem Edelstein folgten die, von Sir William Raleigh aufgesuchten Städte von massivem Golde, die überschwenglichen Reichthümer der neuen. — Bunt und rasch, wie die farbigen Bilder des Kaleidoskops, so ungefähr folgen sich Gedanken und Luftschlösser im Kopfe des Reisenden, welcher, angefüllt mit gaukelnden Hoffnungen, zum ersten Male an's transatlantische Ufer tritt. Wenigstens traf dies, ich kann es versichern, bei allen meinen Gefährten zu, welche mit mir am Donnerstage, den 10. Februar 1831, bei Santa Marta an das Ufer traten und, des Gehens auf festem Lande entwöhnt, in die Stadt hinein schwankten.

XIII.

Santa Marta. — Die gastfreundliche Aufnahme. — Die Einwohner. — Die herrschende Spielsucht. — Volksbelustigungen; Nationaltänze. — Bolivar und seine Grabstätte. — Das Baden. — Der plötzliche Wechsel der Temperatur. — Der Tod eines Kameraden und sein Begräbniß. — Abreise von hier.

Da in Santa Marta kein Wirthshaus angetroffen wird, so geriethen wir wegen unsres Unterkommens in nicht geringe Verlegenheit. Der Capitain, welcher hier sehr bekannt zu sein schien, rettete uns vor der Gefahr, in einer volkreichen Seestadt unter freiem Himmel campiren zu müssen. Auf dessen Empfehlung erhielten wir Vier, nämlich Dr. William und wir drei Harzer, Wohnung und Kost bei Don Mendez y Cordua, einem wohlhabenden und allgemein geachteten Kaufmanne zweiten oder dritten Ranges. Da er sich einer weit ausgebreiteten Bekanntschaft erfreute, so verdankte ich seinen Empfehlungen später manche Freude. In Gemeinschaft mit

seiner liebenswürdigen Familie bot er Alles auf, uns Fremdlingen den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm, wie möglich zu machen. Um ächte Gastfreundschaft kennen zu lernen, muß man Südamerika bereisen. Ich werde noch oft darauf zurückkommen. — Die hiesige Lebensweise ist der Art, daß ein Europäer sich leicht daran gewöhnt. Des Morgens um acht Uhr steht man auf und trinkt Caffee oder Chokolade, oft auch beide Getränke gleich hinter einander, und raucht seine Cigarre dazu, die auch von der zimperlichsten Dame nicht verschmähet wird; ein Paar Stunden später wird ein consistentes Frühstück eingenommen und dann von zwölf bis zwei Uhr Siesta, d. h. ein Schläfchen gehalten; um vier Uhr speiset man zu Mittage und zwischen acht und zehn Uhr zu Abend; nach der letzten Mahlzeit wird Thee oder Chokolade getrunken, daneben auch Spirituosa, und, nachdem der Abend, wie es mit Ausnahme von Paraguay, durch das ganze übrige mittlere Südamerika Sitte ist, mit Spiel und Tanz beschlossen worden, legt man sich um zwölf oder ein Uhr schlafen, um den andern Tag genau auf dieselbe Weise wieder anzufangen und zu beschließen. Weniger leicht, wie an die regelmäßige Lebensweise, gewöhnt sich ein deutscher Magen

an die dort übliche, spanische Kochkunst, in welcher Knoblauch und ranziges Oel die Hauptelemente bilden, und Mittags bei fast allen Gerichten vorherrschen. Indessen dürften ihn die Puddings, die feinen Bäckereien und die eingemachten und grünen Früchte, welche regelmäßig, selbst bei den ärmsten Leuten, zum Nachtisch aufgesetzt zu werden pflegen, wieder vollkommen entschädigen. Ueberhaupt scheinen sie in den Tropenländern Früchte und alle Arten von Süßigkeiten sehr zu lieben. — Don Mendez hatte uns ein geräumiges, mit seinem Wohnhause zusammenhängendes Magazin zur Wohnung überwiesen. Da unsere Betten sich noch auf dem Schiffe unter Siegel befanden, so mußten wir uns während der ersten Nacht mit Hängematten begnügen, die frei schwebend im Zimmer befestigt wurden. Ungeachtet der Hitze und der ungewohnten Quälgeister, die uns in der Gestalt von Fliegen, Schaben und Käfern marterten, erfreuten wir uns doch eines gesunden Schlafes und traten am andern Morgen, gekräftigt und erfrischt, in den Kreis der lieben Familie, wo uns das gastfreie Ehepaar und dessen beide Kinder, eine Tochter von vierzehn und ein Sohn von eilf Jahren, herzlich empfingen.

Santa Marta soll während des blutigen Kampfes mit dem Mutterlande mehr, als jede andere Stadt gelitten haben; denn da sie in strategischer Beziehung für einen der wichtigsten Punkte galt, so stritten beide Parteien um sie fortwährend, und sie mochte nun in die Hände der Spanier oder die der Patrioten fallen, so wurde sie von beiden stets gleich stark mitgenommen, bis sie denn endlich, irre ich nicht, im November 1823 zum zwölften und letzten Male in die Gewalt der Patrioten zurückfiel und darin verblieben ist. Obschon sie sich seitdem, wie man sagt, sichtbar erholt hat, so soll sie doch lange noch nicht zu ihrer frühern Blüthe zurückgekehrt sein. Die Zahl der Einwohner, welche sich bei der letzten Eroberung nur auf 2,500 belief, hat sich seitdem wieder bis auf 3,400 gehoben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Stadt, deren Bevölkerung mit jedem Jahre steigt, sich zu einem der ersten Handelsplätze Südamerika's erheben wird; und Falls man noch auf die gesunde Idee kommen sollte, sie zu einem Freihafen zu erklären, so unterläge das gar keinem Zweifel.

Die meistens einstöckigen Häuser, deren Zimmer ohne Zwischendecken bis unter die, mit Hohlziegeln gedeckten Dächer reichen, von welchen die myriaden-

farbige, mit größter Sorgfalt gehegte und gepflegte, Flora, den Vorübergehenden anlächelt, gewähren mit ihren weiß übertünchten Umfangsmauern einen äußerst freundlichen Anblick. Die Fußböden in den Zimmern sind der Kühlung halber mit Barnsteinen ausgelegt oder bestehen auch nur aus festgestampfter Erde. — Fußteppiche trifft man nur in den vornehmen Häusern. Das Mobiliar ist in der Regel mehr auf Bequemlichkeit, wie auf Eleganz berechnet, selbst bei den Vornehmern. Dagegen hält die mittlere Klasse viel auf blank geputztes Silbergeschirr; und habe ich nicht selten in ganz gewöhnlichen Bürgerhäusern den „pot de chambre“ von demselben Metall angetroffen, während die höhere Classe feines Porcellain vorzieht.

Die Bevölkerurg trennt sich in ziemlich scharfer Schattirung in vollblütige Spanier, in Kreolen, Mulatten und Indianer. Zur Zeit der spanischen Regierung sollen die Spanier vor den Kreolen und diese vor den andern Racen besondere Vorrechte genossen haben; seit Eintritt der republikanischen Verwaltung sind solche mittelst eines von Bolivar erlassenen Gesetzes aufgehoben. Don Mendez versicherte freilich, bitter lachend, daß thatsächlich jene Vorrechte vor wie nach fortdauerten, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Kreolen,

und theilweise selbst die Mulatten, an die Stelle der echten Spanier getreten wären und die ganze Verwaltung von oben bis unten hin sich zugetheilt hätten. In der Provinz Santa Marta mochte das wirklich der Fall sein, weil die „Don's" während des ganzen Krieges sich eben nicht als sogenannte Patrioten bewiesen haben sollen, und aus diesem Grunde ein gewisses Mißtrauen gegen sie noch fortdauern mochte. In den übrigen Provinzen dieses, wie der andern Freistaaten, haben ich eine Zurücksetzung der Spanier keineswegs wahrgenommen. — Eine Behauptung des Dr. William — welcher, beiläufig erwähnt, des Spanischen mächtig, uns als Dollmetscher diente — daß nämlich die bürgerlichen Absonderungen nach der Hautfarbe mit der Zeit ganz aufhören und alle Farben brüderlich in eine einzige verschmelzen würden, schien unserm Wirthe, der auf sein unvermischtes, castilianisches Blut nicht wenig stolz war, zu mißfallen; doch zu artig, um sich dieses merken zu lassen, erwiederte er bloß mit lächelndem Blick auf seine hübschen Kinder, daß die Möglichkeit einer solchen Verschmelzung eben so nahe liegen dürfe, wie die Verschmelzung aller Religionen in eine.

Eine vorherrschende Leidenschaft der Südamerikaner

aus allen Ständen und von jeder Farbe ist unbegränzte Spielsucht; sie besitzen eine wahe Spielwuth. Ein Lieblingsspiel, insbesondere des niedern Volks, ist das sogenannte „Mas diez“, das gedankenloseste Spiel, was mir je vorgekommen ist. Der Spieler stößt nämlich eine Kugel auf einem Tische, welcher mit herabhängenden, der Reihe nach bis zu der Zahl 22 bezeichneten, Beuteln versehen ist; die Kugel fällt hierauf in einen der Beutel unter Nr. 10. oder über diese Nummer oder endlich in Nr. 10 selbst. Im erstern Fall gewinnt der Spieler, im andern der Bankhalter, im letztern Keiner. Hiernach hat der Banquier drei Nummern zum Voraus. — Nächst diesem Spiele wurden in Santa Marta die Würfel am häufigsten tractirt, Kartenspiele weniger.

Bei weitem unschuldiger sind die Volksbelustigungen, sie bestehen vorzugsweise in Tanz und Musik. Des Abends wird dort nicht leicht ein Haus oder ein öffentlicher Platz angetroffen, wo man nicht die klimpernde Guitarre hört und leichtfüßige Tänzer sieht, die sich nach ihr bewegen. Der Fremde wird, wo er sich blicken läßt, freundlich willkommen geheißen und zur Theilnahme an ihren Freuden auf das Wärmste eingeladen. Meinem Freunde Wilhelm, ein Virtuose auf der Guitarre, ward mancher

Dank gezollt von den hiesigen Schönen für sein anmuthiges Spiel. Eines Abends gaben meine beiden Freunde und ich vor dem Portale unsres Hauses ein Conzert zum Besten. Wilhelm und ich spielten die Guitarre, Heinrichs die Laute, welche Señorita mia (Fräulein Mendez) gehörte; dazu sangen wir deutsche Lieder, unter andern auch das bekannte Schweizerlied; und da Wilhelm im Jodeln eine besondere Fertigkeit besaß, so erregten wir bei der versammelten Menge einen wahren Enthusiasmus; mein älterer Freund und ich hatten natürlich den geringsten Antheil daran. Wir, die auf dem Harze nur mittelmäßige Guitarristen genannt wurden, galten hier für Meister. Ich will damit nur gesagt haben, daß, so sehr die Columbier die Musik auch lieben, man unter ihnen doch selten einen ausgezeichneten Virtuosen findet. Desto ausgezeichneter zeigen sie sich im Tanze, den sie nicht weniger leidenschaftlich lieben.

Den Fandango und eine Abstufung davon, den Bolero, beide spanische Nationaltänze, sah ich in ihrem unbeschreiblichen Reiz hier zum ersten Mal tanzen. Der Fandango, in drei Viertel Tact, wird von einer Guitarre begleitet, indem Castagnetten den Tact dazu geben; er wird von einer bunten, später

sich paarweise auflösenden, Reihe getanzt. Er charakterisirt sich insbesondere durch langsame Bewegung voll Anmuth und Sinnenlust. Der Bolero ist eine neuere Nachahmung von ersterm; er wird unter Begleitung der obigen Instrumente und mit Gesang von einzelnen Paaren ausgeführt. Die Pas in diesem Tanze sind lebhafter, feuriger, die Bewegungen schneller. Der ganze Körper zeigt Glut und Leben, jede Muskel fieberische Aufregung. Der Bolero in seinen Figuren ist die feurigste Liebe voll Launen und himmlischem Entzücken.

Mit Dr. William, der ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber war, machte ich fleißige Ausflüge in die Umgegend. Zuweilen begleitete uns Wilhelm, seltener mein älterer Genosse, Heinrichs. Wir hatten vortreffliche Jagdgewehre. Der eigentliche Schütze war der Doctor; vor uns Andern hatte das Wild eben nicht Ursache, sich zu fürchten. — Sehr häufig traf ich während dieser Streifzüge in Felsenhöhlungen auf Erze, in denen sich Fasern von gediegenem Silber von mehr und minderm Gehalte zeigten. Auch sollen in der Umgegend bisweilen Klumpen von reinem Silber gefunden werden; mir selbst bot man einen solchen zu Kauf, den ein Neger gefunden hatte, und

ungefähr ein halbes Pfund wiegen mochte. Hiernach zu schließen, müßte man den nächsten Kreis von Santa Marta, namentlich in südöstlicher Richtung, für silberreich halten; indessen findet sich kein Bergwerk in der Nähe. — Was dem Ankömmling in der neuen Welt am ersten auffällt, sind die gigantischen Naturverhältnisse, die ihn umgeben. Die mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge, deren Gipfel noch von keinem menschlichen Fuße betreten worden sind; die ungeheuern, von undurchdringlichen Wäldern besaumten Ebenen, die Flüsse und unergründlichen Seen; eine Kraftwelt von Thieren, eine Vegetation, üppig und mannigfach in eine Farbenpracht gekleidet, wie sie die lebhafteste Phantasie nicht zaubert — kurz, die ganze Natur ist colossal, neu und hält die Aufmerksamkeit fortwährend in Spannung.

Auf einer unserer gewöhnlichen Streifereien verlor ich mich in Gesellschaft des Doctors in der Dikkung wildverwachsener Aloepflanzen, unter welchen wir Stämme von zwanzig bis dreißig Fuß hoch antrafen. Gegen Abend führte uns der buchstäblich dornichte Pfad nicht fern von San Pedro in eine weite Ebene und bald darauf zu einer ansehnlichen Zuckerpflanzung (Plantage), deren Eigenthümer uns

gastfrei aufnahm und reichlich bewirthete. Da wir vier bis fünf engl. Meilen von der Stadt entfernt waren und sie vor Eintritt der Dunkelheit nicht mehr erreichen konnten, so übernachteten wir hier. — Unser Wirth, ein silberlockiger Greis, dessen langer Name mir leider wieder entfallen ist, stammte in gerader Linie von den ersten Eroberern der Terra firma ab, worauf er sich nicht wenig zu Gute that. Dessen ungeachtet schien er ein eifriger Patriot zu sein und haßte das Mutterland herzlich, wie alle diese. Er zählte sich zu Bolivar's vertrauten Freunden und hatte, ungeachtet seines schon damals vorgerückten Alters, für die Freiheit tapfer mitgekämpft. Wegen des Todes seines hohen und berühmten Freundes — Bolivar starb plötzlich am 10. December 1830 auf seiner Hacienda bei San Pedro — ging er noch in tiefer Trauer. Da diese Besitzung kaum eine halbe Stunde davon entfernt lag, so kam der alte Herr dem von uns geäußerten Wunsche, uns morgen nach dem Grabe dieses großen Mannes zu begleiten, bereitwillig entgegen. Namentmentlich über Bolivar's letzte Jahre äußerte er sich frei und offenherzig und behauptete, daß dieser durch seine freiwillige Abdankung — bekanntlich am 27. April 1829 — nur der Absetzung zuvorgekommen sei, be-

zweifelte indessen nicht, daß er dennoch wieder zur Gewalt gekommen sein würde, wenn ihn, „zum Glücke Columbiens“, der Tod nicht daran gehindert hätte. — Als Privatmann, im Umgange mit seinen Freunden soll er stets äußerst liebenswürdig, dagegen als Inhaber der Staatsgewalt Despot und selbst zur Tyrannei geneigt gewesen sein. Die Presse, welche hier zu Lande freilich nie besonders geblüht, wurde von ihm fast ganz unterdrückt, hat sich auch bis zu diesem Augenblicke von dem erlittenen Druck noch nicht wieder erholt; das von ihm erlassene Strafgesetzbuch behandelt die gemeinen Verbrechen ungemein gelinde, dagegen aber die Staatsverbrechen mit einer beispiellosen Härte. — Ich werde später bei einzelnen, während meiner Anwesenheit in Columbien sich zugetragenen, Straffällen, auf den „Code Boliviano“ zurückkommen. — Jedoch de mortuis nil nisi bene! Und wenn auch der Geschichtschreiber diesen Ausspruch der Pietät nicht anerkennt und selbst nicht anerkennen darf, so ist er dem Volke doch mit stählernem Griffel in's Herz gegraben. Man hört seit Bolivar's Tode von ihm nur Gutes; die Schattenseiten hat das Volk, wie unser Don Wirth versicherte, aus dessen Leben verlöscht; dieses sieht in ihm nur noch den tapfern

Krieger und Befreier des Vaterlands und verehrt ihn als solchen. Der Volksruf „Viva el Libertador!", den man alle Tage zu hören bekömmt, wird mit Bolivars Namen fortleben, so lange die hiesigen Freistaaten, als solche, existiren werden. Was freilich nicht ewig währen wird.

Am folgenden Morgen, nachdem wir uns in der hübschen Besitzung umgesehen und in einem leinewandnen, mit Schilf gedeckten, Lusthause, welches sich in dem nahen, sehr anmuthigen Blumengarten befand, ein reichliches Frühstück eingenommen hatten, wurden Pferde vorgeführt, und in Begleitung unsres rüstigen Wirths und zweier Sclaven, die sich in der, von der gütigen Natur ihnen verliehenen, glänzend schwarzen Livree ganz eigenthümlich zu Pferde ausnahmen, ging es in dem hier sehr beliebten, sogenannten Paßschritt dem Grabe des großen Befreiers zu. Nach einem ungefähr halbstündigen Ritte erreichten wir es. Feierliche Stille umgab uns. Eine unsichtbare Gewalt beugte auch uns Europäer zur Erde neben jenen, die bei der Ankunft am Grabe niederknieten und beteten. Nur wer jemals an der Grabstätte eines großen Mannes gestanden, vermag das Gefühl zu begreifen, welches sich unsrer bemächtigt hatte.

Die Grabstätte Bolivar's befindet sich auf einer kleinen Anhöhe in einem lichten Walde von Citronenbäumen, kurz gehaltenen Aloebüschen und weißen Pappeln, umgeben von einer grandiosen, südamerikanischen Natur. Das Grab selbst ist äußerst einfach; ein weißer, von seinen Freunden ihm gesetzter, Sandstein mit der simplen Inschrift: „Bolivar el Libertador!" in Cursivschrift ziert es. Wie es heißt, soll ihm auf Staatskosten ein prachtvolles Mausoleum gebaut werden. Wozu das? Bedarf er etwa erst noch eines Werks zwerghafter Menschenhände zu seinem Ruhm? Sein Riesendenkstein, den er sich selbst gesetzt hat, ist Columbien, ist Peru, ist Bolivia. Man lasse ihm diesen und sein einfaches Grab. —

Zur Siesta kehrten wir mit unserm gastfreien „Mantuano", wie die Enkel der ersten Eroberer vorzugsweise genannt werden, nach der Plantage zurück. Nachdem wir uns hier erfrischt hatten, ritten wir mit ihm nach seinen verschiedenen Viehweiden, wo er in fünf Abtheilungen fast neunhundert Stück Kühe und Kälber und eine hübsche Anzahl von Schafen und Pferden treiben ließ. Das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch auf der Weide. Stallfütterung kennt man dort nicht. Die Hirten sahen recht munter aus;

es waren durchgehends freie Leute, die einen gewissen Antheil an der Heerde hatten und außerdem noch ein gewisses Quantum an Lebensmitteln von ihrem Herrn erhielten. Dagegen wurde die Plantage von Sclaven bearbeitet, die, so viel ich wahrnehmen konnte, von Gesundheit strotzend, mit ihrem Lebensloose nicht unzufrieden zu sein schienen. Da jeder von ihnen etwas Land zum eigenen Betriebe und Nutzen, einige sogar einen kleinen Viehstand besitzen, so ist ihnen dadurch die Gelegenheit geboten, sich durch Fleiß und Sparsamkeit die Mittel zu ihrer Loskaufung zu erwerben.

Die größte Erquickung während unsres Aufenthaltes in Santa Marta gewährte uns das Baden. Oft wanderten wir, wollten wir kein Seebad nehmen, nach einem Bache, der ungefähr eine halbe Stunde entfernt lag, dessen klares und stets kühles Wasser von den Eingebornen in großen Quantitäten nach der Stadt verführt wird, wo es die Einwohner zum Kochen und Trinken kaufen. Das Baden gilt unter dieser heißen Zone überhaupt für eine Lebensbedingung. Wohin man auch kommen mochte, fand man zu jeder Tageszeit eine gemischte Badegesellschaft von Herren und Damen im Wasser. Die Damen trugen dann freilich, wie auch die Herren, weite

Badekleider; dennoch erschien uns Europäern dieses anfangs so befremdend, daß wir der Badestelle kaum zu nahen wagten. Hernach aber, von den Damen selbst aufgemuntert und an den Anblick, der an sich gar nichts Schreckhaftes hatte, bald gewöhnt, fanden wir dieses Baden höchst angenehm und schwammen mit den Wassernymphen lustig in die Wette. Im Uebrigen sind diese gemeinschaftlichen Wasserfreuden sehr unschuldiger Natur, und sie sind Sitte, voilà tout!

Die Temperatur ist im Allgemeinen sehr angenehm; doch treten Abends häufig Wechsel ein, gegen die man sich wohl zu verwahren hat. Nicht minder gefährlich ist der kurz vor Sonnenaufgang gleich dichten Wolken niederfallende Thau, welcher hier den Regen vertritt und, setzt man sich ihm unvorsichtig aus, hitzige Fieber, Nervenzufälle, an häufigstem Gliederlähmung nach sich zieht. Deßhalb tragen denn auch beide Geschlechter aus der mittlern und niedern Klasse, wie überhaupt Personen, welche den Veränderungen der Temperatur an meistem ausgesetzt sind, wollene Hemden anstatt der leinenen.

Leider verloren wir in Santa Marta einen uns Allen lieb gewesenen Kameraden, Heinrich Gußmann aus dem Sächsischen. Wie versichert wurde, soll er

ein tüchtiger Bergmann gewesen sein. Er fiel als Opfer einer von ihm begangenen Unvorsichtigkeit, indem er, um den Durst zu löschen, kühlende Früchte genossen und unmittelbar darauf kaltes Wasser getrunken hatte. Fünf Minnten später stellte sich eine Art Cholera morbus bei ihm ein, und schon nach zwei oder drei Stunden war er todt. Die zufällige Abwesenheit unsres Doctors, welcher sich auf der zwei Leguas entfernten Hacienda eines vornehmen Herrn zum Besuche befand, war sehr zu bedauern, da dieser ihn vielleicht hätte retten können. Als er in Folge der ihm zugeschickten Botschaft eilig ankam, war es zu spät; ein hiesiger Quacksalber, welcher sich, Gott weiß, aus welchem Grunde! „Doctor“ nennen ließ, hatte das Todeswerk bereits vollbracht.

Der Capitain und die ganze Equipage der Brigg, mit der wir von England gekommen waren und die noch im Hafen lag, verband sich mit uns, um die Bestattung unsres frühern Kameraden recht feierlich vor sich gehen zu lassen. Wie dieser aber Protestant war, so konnten wir für ihn von der hierorts noch immer herrschenden pfäffischen Intoleranz nur mit Mühe einen kleinen Fleck außerhalb des Friedhofs erlangen.

Man untersagte jede Verzierung des Sargs und den Gebrauch von Candelabern; auch durfte uns, was dort allenthalben Sitte ist, keine Musik nach der Grabstätte geleiten. So trugen wir denn noch an demselben Abend den unverzierten und unangestrichenen Sarg, welcher die irdische Hülle des Abgeschiedenen barg, in aller Stille zur letzten Ruhe. Wilhelm eröffnete, mit einem mit schwarzem Flor umhüllten Stabe, als Marschall den Zug, umgeben von vier Fackelträgern; ihm folgte der Steuermann mit der englischen Fahne, die er tief gesenkt trug; darauf kam zwischen zwei Fackellinien der von acht Indianern getragene Sarg; diesem folgten wir Uebrigen paarweise mit brennenden Fackeln. Verschiedene Fremde und Einwohner hatten sich uns, mit Fackeln, angeschlossen. Am Grabe hielt Dr. William eine kurze Rede über die Vergänglichkeit des Lebens und warnte uns zugleich vor ähnlichen Unvorsichtigkeiten, wie sie der, in der vollen Blüthe dahingeraffte und von uns gegenwärtig so innig betrauerte, Jüngling begangen habe, und empfahl uns endlich — in einer Leichenrede freilich etwas barok — unter diesem Himmelsstriche nie Wasser ohne Zuguß von Spirituosa zu trinken, weil anders eine äußerst starke, uns Euro-

päern unbekannte, Transpiration einträte, welche die nachtheiligsten Folgen mit sich führen könne.

Nach zehntägigem Aufenthalte in Santa Marta hatten wir die Vorbereitungen zu unsrer Reise in's Innere von Columbien glücklich beendigt. Das Boot, welches uns den Magdalenenfluß hinauf bis Baranco bringen mußte, war gehörig bemannt und mit unsern Habseligkeiten und den nöthigen Lebensmitteln befrachtet; es wartete des Einsteigens. — Nachdem wir Herrn Robert James erst noch Briefe nach Europa zur Besorgung eingehändigt, von ihm, dem Steuermann, dem Koch und der übrigen Schiffsmannschaft Abschied genommen, Don Mendez und seine liebe Familie mit einem „Adios mis buenos Amigos!“ auf spanische Weise umarmt und für die uns bewiesene Gastfreundschaft unsern Dank ausgesprochen hatten, verließen wir die Hafenstadt am 20. Februar, Nachmittags drei Uhr.

Man prophezeihete uns eine unglückliche Fahrt, weil wir — an einem Sonntage ausfuhren. Denn es war Sonntags.

XIV.

Die Böte, s. g. Champans. — Die Fahrt auf dem Magdalenenfluß. — Begräbniß eines indianischen Katholiken. — Die Moskitos. — Der Kaiman oder Alligator. — Die Meerkatze und der Aberglaube. — Die Niguas oder Sandflöhe. — Die Jagd. — Ankunft in Baraquilla. —

Beiläufig und zum Eingange dieses Capitels kann ich versichern, daß die Rückerinnerung und die Beschreibung der, auf dieser Wasserfahrt ausgestandenen, Drangsale, weit angenehmer sind, als die Reise selbst. — Da der Magdalenenfluß stellenweise zu seicht für große, tiefgehende Böte ist, so bedient man sich zu dieser Flußfahrt gewöhnlich langer, flacher, aber sehr festgebauter Fahrzeuge, die Champane genannt werden, und welche in ihrer Bauart und äußeren Form noch ganz den Böten ähnlich sind, mit denen die Ureinwohner schon vor der Ankunft der Spanier diesen Fluß befuhren. Unser Champan, welches, was selten der Fall ist, ein kleines Segel führte,

war zehn Fuß breit und vierundzwanzig lang und hatte in der Mitte ein gewölbtes, zehn Fuß langes Verdeck, unter welchem neben unseren übrigen Sachen auch die Lebensmittel aufbewahrt wurden. Die Schiffsmannschaft, sämmtlich Indianer, bestand aus einem Patron (Commandeur) und zehn Ruderern.

Wir fuhren im caraibischen Meere längs der Küste Cartagena zu. Da ein günstiger Wind den Ruderern zu Hülfe kam, so erreichten wir noch bei guter Zeit die Mündung des Magdalenenflusses — „Rio Magdalena“, auch „Rio grande“ genannt — der hier zehn Leguas breit ist und über zwölf Meilen weit in's Meer schießt. Etwa zwei Leguas ward im Flusse noch hinaufgerudert und dann für die Nacht an einer bequemen Uferstelle angelegt.

Während der kurzen Fahrt war ein junger Indianer gestorben, ein junger Soldat, der eben den Abschied erlangt hatte und im Begriffe war, mit seinem Vater, der ihn abgeholt, in das väterliche Haus zurückzukehren. Mutter, Geschwister und Braut harrten seiner Ankunft. Sie harrten nun vergebens. — Vergnügt und voll Lebenskraft hatte er das Boot bestiegen, kauerte sich darauf mit seinem Vater in den

äußern Winkel, den das Verdeck mit der Seitenwand des Vordertheils bildet, und war eben in einer lebhaften Unterhaltung begriffen, als ihn der Schlag rührte und er auf der Stelle verschied. Herr William suchte ihn in's Leben zurückzurufen; doch er war todt. Sein einfaches Begräbniß fand am Abend Statt. Nachdem wir beigelegt hatten, stieg der Vater mit dem Patron und den übrigen Indianern an das Land und bohrten mit Stöcken, theilweise auch mit bloßen Händen in dem lockern Sande eine Grube, welche eben groß genug war, einen menschlichen Körper zu fassen; hierauf legten sie den, bloß in eine Strohmatte gehüllten Todten hinein, bedeckten ihn mit der früher ausgeworfenen Erde, ohne jedoch einen Hügel zu bilden, und stampften den Boden wieder fest, indem sie auf dem flachen Grabe heulend umhersprangen; zuletzt umtanzten sie es drei Mal, warfen sich eben so oft mit dem Gesichte an den Boden, pflanzten ein rohes, hölzernes Kreuz daneben und kehrten unter Anstimmung eines monotonen Gesanges nach dem Champan zurück. — Diese Indianer galten für gute Katholiken. Mich dünkt, der indianische Katholicismus riecht noch stark nach Heidenthum.

Als wir nach der Begräbnißscene, die wir mit

angesehen hatten, auf den Champan zurückgekommen waren, holten wir unsere Betten herbei und suchten eine Schlafstätte, so gut es der enge Raum gestatten wollte. Allein die blutgierigen Plagegeister, welche sich unter diesem Himmelsstriche, und ganz insbesondere an diesen Ufern, in der Gestalt langbeiniger Mücken bei Myriaden einstellen, die Moskitos, ließen uns nicht einschlafen. Obschon ich mich mit einem sogenannten Moskitonetze verwahrt hatte, so war ich bei dessen Gebrauch doch nicht vorsichtig genug zu Werke gegangen, und ein Heer von diesem Geschmeiß, dessen unausstehliches, trommelartiges Gesumse nicht weniger peinigte, wie seine Stiche, war darunter gekrochen. Ich verlor zuletzt alle Geduld, stand mit mehren Andern, welchen es nicht besser ging, wieder auf und setzte mich mit ihnen, die Füße wohl verwahrt, auf das Verdeck. Wir zündeten Cigarren an und suchten die Unholde mittelst Tabacksqualms, den sie nicht vertragen können, zu vertreiben. Dennoch fand ich mein Gesicht am andern Morgen in Folge des ersten Angriffs, da ein jeder Stich des Moskito Entzündung nach sich zieht, so arg zugerichtet, daß selbst Doris mich nicht erkannt haben würde, wenn sie mich gesehen hätte. Bei weitem schlimmer war es

dem armen Heinrichs in dieser ersten Nacht ergangen. Da er nämlich bei der Einfahrt in diesen Fluß den offenen Rachen eines Kaiman (amerikanischen Krokodills) zu sehen bekommen, und man ihm gesagt hatte, daß es hier davon wimmele, so wagte er sich während den ganzen Nacht nicht unter dem Verdeck hervor, und da ihm das Moskitonetz, wegen des noch ungewohnten Gebrauchs, ebenfalls keinen Schutz gewährt hatte, so war ihm das Gesicht und die Zunge so angeschwollen, daß er nicht sehen und kaum sprechen konnte. Der Doctor ließ ihn zur Ader und wandte bei ihm, wie auch bei uns Uebrigen, die von von dem Stich der Moskitos gelitten hatten, in Rum eingeweichte Tabacksblätter an. Das Mittel zeigte sich probat. Die Haut unserer, bis zum Gürtel nackten Indianer schien gegen den Stich dieser südamerikanischen, höchst bösartigen Mücken gestählt zu sein. Kaum daß sie sich die Mühe gaben, das Insect zu verscheuchen, wenn es sich auf sie niederließ. Nur von der Nasenspitze, die einzige Stelle, wo sie einige Empfindung zu haben schienen, mußten sie fern bleiben; wehe dem Moskito, der sich gelüsten ließ, dort seinen blutigen Stachel einzubohren!

Die erste Nacht auf dem Rio Grande war eine

furchtbare! — Todtmüde, ohne schlafen zu können, von widrigem Geschmeiß gepeinigt und verwundet, erschreckt während der Mondhelle von dem gespensterhaft graulichen Anblick hungriger Kaimane, deren oft fünf bis sechs auf ein Mal dem Boote naheten; dann die melancholische, ringsum herrschende Stille, nur zeitweilig von dem pfeifend durchdringenden Schrei der am nahen Ufer jagenden Tiger und Jaguare unterbrochen; die Erinnerung, der sich gewaltsam aufdrängende Gedanke an die ferne Heimath, an den traulichen, dort zurückgelassenen Kreis der Freunde, und die Frage wird man je dorthin zurückkehren, von den Freunden je wieder einen umarmen? — alles Dieses läßt die erste, im Champan auf dem Magdalenenstrome zugebrachte Nacht zu einer physischen und moralischen Pein werden. Indessen gewährt sie, was sich nicht läugnen läßt, dem Reisenden einen wesentlichen Nutzen, indem sie ihn gegen die Gefahren, Leiden und Schrecken, denen er auf dieser, zweihundert Leguas langen Flußfahrt stets ausgesetzt ist, vorbereitet und stählt.

Mit dem ersten Morgenstrahle wurde das Fahrzeug losgebunden. Die Ruderer gingen an das Tagewerk; mittelst riesiger Ruderstangen trieben sie das

Boot unter fröhlichem Gesange bald rasch vorwärts, bald wieder, wenn wir seichte Stellen hatten, bewegten sie es, während sie monotone Gurgeltöne ausstießen, kaum von der Stelle. Etwa um neun Uhr Morgens sahen wir, in einer Entfernung von ungefähr dreißig Schritt, zwei Kaiman am Ufer sich sonnen. Da sie bei unsrer Annäherung nicht gleich davon liefen, gleichsam um zu zeigen, daß sie uns nicht fürchteten, so gab das Gelegenheit, diese ungeheure Eidexe genauer zu beobachten, weil man von ihnen, wenn sie sich im Wasser befinden, gemeiniglich nichts zu sehen bekömmt, wie den geschuppten Kopf mit seinen verglas'ten Augen und der lippenlosen, immer grinsenden Schnauze. Wer jemals eine Eidexe gesehen hat, der kann sich sehr leicht von der äußern Gestalt des Kaimans oder Alligators einen richtigen Begriff machen. Nur daß dieser letztere, anstatt weniger Zolle, wie seine europäische Verwandtschaft, zwischen zehn bis zwanzig Fuß lang ist; mit dem knochigen Schwanze seinen Erbfeind, den Tiger, zu zerschmettern vermag; sein grüner Schuppenpanzer kugelfest ist und den Angriffen des Menschen spottet, und endlich ein scharfgezähnter, grinsender Rachen von Jedwedem, der sich ihm naht, Respect fordert, weil

sich mit ihm in der That nicht gut spaßen läßt. Bei alledem ist dies von der Natur zum Helden ausgerüstete Ungethüm, zum Glücke der dortigen Uferbewohner und der Reisenden, ungemein feig. Ein plätschernder Ruderschlag, eine Klapper, ein lauter Ruf verscheuchen es. Nur dann fangen sie an, dreister, selbst frech zu werden, wenn sie erst Menschenblut geschmeckt haben, und je öfter, je verwegener werden sie. — Man gewöhnt sich bald an den Anblick dieser Thiere, und wenn die Dreistigkeit auch nicht immer so weit geht, um sich mit ihnen in Zweikampf einzulassen, wie jene Indianer, welche, wie man erzählt, es in seinem Elemente, im Wasser, mit einem bloßen Manchetto (Messer) angreifen, und während sie den mit starkem Leder umwickelten, linken Arm dem Rachen Preis geben, mit der Rechten dem Unhold den Bauch aufschlitzen — ich meine, wenn die Dreistigkeit auch nie so weit gehen sollte, so verliert man doch mit der Zeit alle Furcht vor ihnen. — Doch zu unsern beiden, am Ufer sich behaglich sonnenden, Kaimanen zurückkehrend, so hatte Herr William dem größten, welcher ungefähr funfzehn Fuß lang sein mochte, eine Kugel aus seiner Doppelbüchse zugeschickt; ehe er aber noch Zeit hatte, den zweiten Schuß

abzudrücken, waren beide mit Blitzesschnelle, die man bei der anscheinenden Unbehülflichkeit dieser Thiere gar nicht erwartete, im Strome, in den sie setzten, unsern Blicken entschwunden.

Da wir zehn Europäer, die wir uns beisammen befanden, die Küche gemeinschaftlich führten, so wurde jeden Morgen mittelst Looses der Koch für den Tag bestimmt. Wie aber Keiner von uns die Geschicklichkeit besaß, ein geschmackhaftes Gericht zu Stande zu bringen, so hatten wir neben den andern Leiden auch die trübe Aussicht vor Augen, uns noch zum öftern, wie an diesem ersten Mittage, wo das Loos mich getroffen, und ich ungeschickt die Suppe versalzen, ein Zugemüse verpfeffert und das Fleisch und einen Pudding, an dessen Zubereitung ich mich tollkühn gewagt, zu schwarzer Kohle gebraten und geschmort hatte, mit einer magern, kalten Küche begnügen zu müssen. Später, wenn wir einen Lachs fingen oder sonst Jagdbeute machten, halfen bisweilen die Indianer mittelst ihrer rohen Kochkunst aus. Die gewöhnliche Nahrung dieser Leute bestand aus einem einzigen Gerichte von Pisang, Reis und in der Luft getrocknetem Rindfleisch. Die breiten Ruder, welche sie sich quer

über den Schooß legten, dienten ihnen zum Tisch, die zehn Finger statt der gewöhnlichen Fleischwaffen.

Wir sahen den ganzen Tag über kein Dorf, selbst nicht eine einzelne Hütte oder einen angebauten Fleck; doch boten die Ufer eine reiche Mannigfaltigkeit an Bäumen, Gesträuchen und an Gewächsen von der verschiedensten Art. Besonders prachtvoll zeigten sich die Schlinggewächse voll Blüthen von den glänzendsten Farben. Den König der Schöpfung, den Menschen, vermißte aber das Auge, so weit es auch über den Strand hinweg in die Ferne schweifte. Dieser Mangel ließ eine Leere fühlen, welche die fremde Thierwelt, so sehr sie auch in Erstaunen setzte, doch nicht auszufüllen vermochte. — Ich schoß nach einem rothen Löffelreiher, traf ihn aber nicht. Gegen sechs Uhr Nachmittags kamen wir bei einer kleinen, grünen Insel vorüber, auf welcher wir lang geschwänzte Meerkatzen (eine Art von Affen) sahen, die, heulend und keifend, einen furchtbaren Lärm machten. Der Doctor wollte eine von ihnen, die mit dem Schwanze einen Baumast umschlungen hielt und sich spielend schaukelte, herunter schießen, doch Heinrichs, welcher Affen für verwünschte Menschen hielt, hinderte ihn daran; die Tödtung eines Affen, schrie er, sei Men-

schenmord. Der Doctor lachte, schenkte aber gutmüthig dem armen Monkey das Leben. Da er aber das Vergnügen, hin und wieder eine Meerkatze zu schießen, den Grillen unsres Freundes nicht opfern wollte, so suchte er diesem, so gut es in gebrochenem Deutsch gehen wollte, begreiflich zu machen, daß Menschen bisweilen wohl Affen, aber Affen niemals Menschen seien oder dafür gehalten werden könnten. Mein alter, redlicher Freund war nun zwar von dem Irrthum seines Glaubens nicht zu überzeugen, hatte am Ende aber doch nichts mehr dagegen, daß nach Meerkatzen, welche, beiläufig erwähnt, von allen Affenarten dem Menschen am wenigsten ähnlich sehen, geschossen würde, nur nicht, das machte er zur Bedingung, in seiner Gegenwart. — Man darf es mir glauben, daß ich diese Anekdote nicht mitgetheilt habe, um meinen ehrlichen Freund Heinrichs lächerlich zu machen, sondern einzig nur, um durch ein Beispiel zu beweisen, wie sich der dümmste Aberglaube erhält und endlich mit den Ideen des selbst vernünftigern Menschen verkörpert, wenn ein solcher vom weichen Kindesgemüth ein Mal aufgenommen und längere Zeit hindurch in ihm genährt worden ist. Der Doctor hatte diese lächerliche Frage, ohne den mindesten Spott zu zeigen, mit phlegmati-

schem Ernst behandelt und gerieth zuletzt auf den Gedanken, als ob jener Aberglaube unter den weniger gebildeten Ständen in Deutschland allgemein herrschend, hier also gleichsam ein ganz gewöhnlicher Volksglaube wäre. Dieser Irrthum führt aber zu der, namentlich für Reisende, sehr heilsamen Lehre: bei Beurtheilung der Bildungsstufe und des Charakters eines Volks mit größter Vorsicht das einzelne Individuum von der Gesammtheit zu unterscheiden.

Da wir, durch die Erfahrung belehrt, uns diesen Abend frühzeitiger und ehe noch die Moskitos die Büsche verlassen hatten, in welchen sie des Tags über schwärmen, das Nachtlager bereitet und mit den Moskitonetzen besser verwahrt hatten, als in der vorhergehenden Nacht, so erfreuten wir uns eines leidlich guten Schlafs.

Am folgenden Tage mußten wir verschiedene Brandungen passiren, welche sich durch die Ausmündungen von Flüssen und Seen in den Rio Grande gebildet hatten; die Passage war mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, doch ging sie glücklich von Statten. — Auch heute sah man nur unangebaute, mit wilden Pflanzen, Buschwerk und Waldungen bedeckte Flächen; nirgends die leiseste Spur von schaffender Menschen-

hand. Dieser schöne, fruchtbare Boden, welcher Tausende von fleißigen Menschen ernähren könnte, diente bloß wilden Thieren zum Unterhalt und zur Wohnung. Da der Doctor mit dem Pflanzenreich nähere Bekanntschaft zu machen wünschte und ein Paar von den scharlachrothen Papageyen schießen wollte, welche sich in großer Anzahl in der Nähe des Ufers sehen ließen, so wurde am Nachmittage um drei Uhr angelegt. Während Herr Martin, der mit uns von England gekommene Franzose, welchem heute das Loos als Koch getroffen hatte, das Mittagsessen bereitete, begab sich der Doctor mit Wilhelm und mir auf die Jagd. Meine bis über das Knie ragenden Wasserstiefel, wenn auch bei der Hitze — 86° Fahrenheit — äußerst beschwerlich, schützten mich gegen die Niguas, oder Sandflöhe, die sich in die Füße, vornehmlich unter den Nägeln einzufressen und in die verursachte Wunde ihre Eier zu legen pflegen; eine Operation, nach welcher anfangs ein leichtes Jucken, dann aber ein brennender Schmerz folgt und, sofern man versäumt, diese fast unsichtbaren Thierchen nebst ihren Eiern mittelst einer Nadel herausziehen zu lassen, leicht den kalten Brand zur Folge hat.

Wir fanden viele Pomeranzenbäume, Pisang und

Kletterstauden in prachtvoller Blüthe. Von Ferne erblickten wir eine große Tigerkatze, sie kam aber nicht zum Schusse; als sie uns bemerkte, sprang sie in die nahe Dickung, wohin wir nicht folgen konnten. Im Uebrigen war die Jagd nicht ergiebig; der Doctor schoß eine Goldbrust, etwa von der Größe einer Amsel, von bläulicher Hauptfarbe und hochgelber Brust, mit einer sehr schönen, hochrothen Kappe versehen; dann zwei rothe Papageien, die er dem Schiffspatron zum Geschenk machte, welcher sie briet. Später, nachdem wir zufällig die Erfahrung gemacht hatten, daß das Fleisch vom Papagei sehr gut schmeckt, wurde keiner wieder verschenkt. Wilhelm schoß unter andern nach einem weißen Reiher, dessen Federn wir gern gehabt hätten, traf aber nicht. Wir Beide hatten unser Pulver ganz umsonst verschossen. Später ging es besser.

Herr Martin hatte sich seine Pflicht als Koch sehr angelegen sein lassen. Hungrig und müde zurückgekehrt, fanden wir zum Mittagsessen Reissuppe, Kohlgemüse und gepökeltes Schweinefleisch; daneben noch einen drei Fuß langen, sehr wohlschmeckenden Fisch, einen sogenannten Bagre, den Heinrichs diesen Morgen geangelt hatte; und zum Dessert neben Feigen

und anderen tropischen Früchten sogar einen, freilich verunglückten Reispudding. Außer diesem letzten Gerichte, an dessen Schöpfung Herr Martin sich versuchsweise nur gewagt, waren die andern Speisen schmackhaft zugerichtet. Gegessen wurde am Strande in einem duftigen Lorbeerwäldchen, dessen Schatten uns erquickte und kühlte. Zum Tisch diente uns die mit einer saubern Strohmatte bedeckte Erde.

Bei der Abfahrt gaben wir jedem Indianer ein Glas Rum. Die lebhaft ausgedrückte Dankbarkeit, womit sie es empfingen, ergötzte uns. Wir thaten das während der Reise öfter und hatten es nicht zu bereuen. Ich rathe Jedem, der mit Indianern in Champans fährt, sich mit Rum zu versehen und unsrer Freigebigkeit nachzuahmen. Ein Glas Rum treibt diese Leute mehr an, wie die inständigsten Bitten, ja, selbst wie das Versprechen eines Geldgeschenks nach Beendigung der Reise, weil sie hierin sich doch oft betrogen sehen und das „Haben" immer besser ist, wie das „Kriegen", oder wie sich poetischer der Spanier ausdrückt: mas vale pajaro en mano, que buytre volando, d. h. lieber einen Singvogel in der Hand, als einen Geier im Fluge. — Da wir gutes Fahrwasser hatten, nirgends auf Hindernisse stießen, zudem

ein scharfer Lufthauch in unsern Segellappen blies und die Ruderer arbeiteten, daß die kräftigen Sehnen hoch aufschwellten, so legten wir fünf engl. Meilen in der Stunde zurück, was stromaufwärts (aguas arriba), viel sagen will.

Am Mittwoch, den 23. Februar, sahen wir am linken Ufer drei oder vier zerstreute Indianerhütten und bald darauf, seit unsrer Abreise von Santa Marta zum ersten Male wieder — angebaute Felder. Der größere Theil war mit Mais und Zuckerrohr bestellt; auf einigen wenigen stand Cacao und Baumwolle. Noch weiter aufwärts kamen weitläufige Prairien, auf welchen ansehnliche Heerden von Pferden, Kälbern und Kühen weideten. Schaafe und anderes Weidevieh, wie Maulesel und Schweine, sah ich nicht. — Gegen Abend erreichten wir das Dorf Baraquilla.

XV.

Aufenthalt in Baraquilla. — Herr Gliston, der andere Engländer, und dessen kurze Lebensskizze. — Der Bongo, ein neues Fahrzeug. — Die Weiterreise. — Ein Indianer fällt in das Wasser. — Ankunft in Baranca Nuevo. — Der Tellschuß.

Da sich zu unserer größten Unbequemlichkeit der Raum im Champan, als viel zu beschränkt für uns und unsre Sachen erwiesen, so wurde beschlossen, am hiesigen Orte ein zweites Fahrzeug, einen sogenannten Bongo, zu miethen. Der Patron versprach diesen binnen zwei, höchstens drei Tagen herbeizuschaffen. Wir mietheten unterdessen im Dorfe eins der größten Häuser, ließen unsre Betten und das nöthige Küchengeschirr dorthin bringen, und suchten uns möglichst bequem einzurichten. Frische Lebensmittel kauften wir von den Einwohnern; Herr Gleen, ein hier wohnender englischer Kaufmann, hatte die Güte, uns

mit einer ansehnlichen, frischen Ochsenkeule ein gern angenommenes Geschenk zu machen. — Unser Haus hatte zwei Gemächer, welche bis an das mit Schilf gedeckte Dach ragten, und von welchen das eine achtzehn Fuß lang und nicht ganz so breit, das andere bedeutend kleiner war. Dies letztere schien den Bewohnern zur Küche, Vorrathskammer und wahrscheinlich auch zur Schlafkammer gedient zu haben; der Rauchfang, welcher auf den Dörfern überhaupt zu den größten Seltenheiten gehört, fehlte auch hier. Kleine viereckige, ohne Symmetrie und Ordnung angebrachte und mit Jalousien versehene Oeffnungen bildeten die Fenster. Die Jalousien werden wegen des Schutzes, den sie gegen das Eindringen der Moskito's gewähren, „Moskitäre" genannt. — Mit Ausnahme von zwei oder drei Häusern, welche Hr. Gleen in neuerer Zeit hatte bauen lassen, und die ein städtisches, schmuckes Ansehen hatten, trafen alle übrigen Häuser des Dorfes mit dem unsrigen genau überein, nur in der Größe unterschieden sie sich bisweilen. Unsre Wohnung, die längere Zeit hindurch unbewohnt gestanden, mußten wir erst unzähligen Schaben, Fliegen, Zoll langen Spinnen und Gott weiß welchem Ungeziefer, das sich vor unsrer Ankunft in Besitz ge-

setzt hatte, förmlich abkämpfen, ehe wir sie beziehen konnten.

Am folgenden Tage erhielt der Doctor und Hr. Gliston, nämlich der andere Engländer, welcher mit uns gekommen war, von Herrn Gleen eine Einladung zum englischen Lunch, von wo sie indessen erst spät in der Nacht zurückkehrten.

Herr Gliston, mit welchem ich den Leser bekannt zu machen wünsche, war ein kränklich aussehender Mann von 25 bis 30 Jahren, welcher sich in der Eigenschaft eines Oberhüttenschreibers oder Hütteninspectors, was hier gleich galt, nach Marmato engagirt hatte und während der Reise, nach der von unserer Prinzipal-Gesellschaft erhaltenen Instruction, die gemeinschaftliche Casse führte. Bittere Lebenserfahrungen hatten ihn zum Misanthrop gemacht. Er lebte während der ganzen Reise sehr zurückgezogen, und nur höchst selten geschah es, daß er an einem Vergnügen oder auch nur an einer Unterhaltung Theil nahm. Wir wunderten uns, daß er die Einladung des Herrn Gleen angenommen hatte, da er während unsers Aufenthalts in Santa Marta ähnliche abgelehnt. — Wie mir der Doctor mittheilte, war er der Sohn eines verdienten Offiziers, welcher,

unter Wellington in Spanien dienend, dort in einem unbedeutenden Scharmützel geblieben war. Nachdem seine Mutter ihrem Gatten bald nachgefolgt war, nahm ein in Northumberland lebender Onkel von mütterlicher Seite den verwaisten Knaben zu sich. Hier aber ward er der Zankapfel ewigen Familienzwistes, in dessen Folge ihm alle Jugendfreuden, die reinsten und seligsten Genüsse im menschlichen Leben, geraubt wurden. Er hatte die härtesten Drangsale zu erdulden. Als er so unter schweren Prüfungen zum Jünglinge herangereift, widmete er sich dem Bergfache und erhielt dann später eine sehr vortheilhafte Anstellung. Hierauf heirathete er ein armes Mädchen aus Neigung, und durfte nun endlich den Genuß vom Leben hoffen, der ihn bisher noch geflohen war. Das häusliche Glück ward im ersten Jahre durch die Geburt eines Knaben erhöhet; im zweiten Jahre ging seine Frau, unmittelbar nach dem Tode des, kaum fünf Monate alt gewordenen, Knabens, mit einem Franzosen davon, welcher bei Herrn Gliston acht Monate hindurch kostenfrei gelebt hatte. Mehre Umstände erregten sogar den Verdacht, als sei das Kind, welches der Flucht der Mutter vielleicht im Wege gestanden, keines natürlichen Todes gestorben.

Der betrogene Gatte gab sein Amt auf und verfolgte die Flüchtlinge, durcheilte vergebens halb Europa, und kehrte dann, ärmer und unglücklicher wie je, nach England zurück, wo er bald darauf das Engagement nach Amerika annahm, um nie nach Europa zurückzukehren.

Was dem Dorfe ein freundliches Ansehn gab, waren die theilweise recht hübschen, mit Aloe und verschiedenen hohen Cactusgewächsen befriedigten Gärten vor den Häusern, von deren Blumenreichthum die ganze Atmospäre duftete. Trümmer von Pallisaden, halb ausgefüllte Gräben und verfallene, mit Schießscharten versehene Lehmwände, zeugten, daß dieses Dorf während des Freiheitskampfes ein fester, für die militairische Strategie vielleicht nicht unwichtiger Punct gewesen sein müsse. Die Einwohner bestanden aus Kreolen und Indianern; doch war die Zahl der letzteren, wie in allen Dörfern am Magdalenen-Flusse, die bei weitem größere. Ansässige Europäer trifft man nur höchst selten.

Der Schiffspatron hatte den erhaltenen Auftrag zu unserer vollen Zufriedenheit ausgeführt. Schon am zweiten Tage war der mit einem Steuermann und fünf Indianern bemannte Bongo (d. h. ein aus

einem ausgehöhlten, mächtigen Baum bestehender Kahn) herbeigeschafft. — Nach dem wir uns hierauf mit neuen Vorräthen von Chocolade, Zucker, Reis und getrockneten Fischen versehen und von der Tüchtigkeit des neu erworbenen Fahrzeugs überzeugt hatten, ward am Freitage, den 25. Februar Abends 5 Uhr, die Weiterreise angetreten. — Der alte Indianer, welcher auf so traurige Weise seinen Sohn verloren und seitdem nicht einen Laut von sich gegeben hatte, gleichsam vernichtet schien, hatte uns bei der Ankunft in Baraquilla verlassen. Da seine Hütte nur zwei Leguas von hier entfernt lag, so begleiteten ihn zwei von unsern indianischen Ruderern oder Pionen dorthin. Der Empfang des alten Vaters soll erschütternd gewesen sein. Es läßt sich denken.

Der Bongo, wie schon erwähnt, aus einem einzigen Baumstamm bestehend, war sechsunddreißig Fuß lang und sieben Fuß vier Zoll breit und mit einem ovalförmigen, der Länge nach mit breiten Leisten beschlagenen Dache versehen, auf welchem man ging. Wir hatten hierher unsere ganze Päckerei verladen und dadurch im Champan einen ansehnlichen Raum gewonnen, und fuhren von nun an weit bequemer. — Wir waren noch nicht weit gekommen,

als einer der Pione in's Wasser fiel und uns einen nicht geringen Schrecken verursachte, da kaum 15 Schritt davon entfernt der Kopf eines auf Beute lauernden Kaimans dem Unglücklichen entgegengrinste. Indessen kamen wir mit dem bloßen Schreck davon, indem der Indianer, während seine Kameraden unter gellendem Geschrei ihre langen Ruderstangen in's Wasser schlugen und die hungrige Eidechse entfernt hielten, ohne weitern Unfall wieder an Bord stieg, wo er uns um ein Glas Rum zur Stärkung anging, welches wir ihm, wie auch den übrigen, die nun ebenfalls darum baten, denn auch gern verabreichten. An dem Zischeln und Lachen der Indianer und aus den einzelnen Worten, die wir von ihnen hörten und verstanden, konnten wir bald abnehmen, daß man bloß Comödie gespielt hatte, um — ein Glas Rum zu gewinnen. Um ein Glas Rum wagte dieser Mensch sein Leben —

Evoe, recenti mens trepidat metu!

rief Doctor William, als wir uns dieses Falles später erinnerten.

Die von den hohen Andes begränzte Landschaft, an der sich unsere Blicke weideten, und die ihren tropischen Character in jeder Staude, ja in jedem Gras-

halme tief ausprägt, ist wunderreizend. Lachende, von Hirten und zahlreichen Heerden belebte Auen, wechselten mit üppigen Feldern und Pflanzungen, mit wildem, bosketartigem Gesträuch und Urwäldern, die sich in hellgrüner Linie nach allen Seiten zogen. Einzelne, zerstreut liegende Hütten, meistens von der Königspalme beschattet und von Blumengärten und Fruchtfeldern umgeben, deren einfache Constructur ihnen ein wahrhaft patriarchalisches Ansehn verlieh, gaben dem Bilde die höhere Weihe, das Gepräge der Ruhe und des Stilllebens. — An den Ufern fanden wir den wilden Baumwollenbaum mit reifen, geborstenen Kapseln, und ferner die lieblich ins Auge fallende Schmarotzerpflanze, von welcher die Vanille gewonnen wird. — Wir fuhren an einem großen Dorfe vorbei, welches der Patron „Solidad" nannte; ungefähr drei Leguas aufwärts wurde für die Nacht angelegt. Der Mondschein, welcher in Tropenländern an Helle fast dem europäischen Wintertage gleichkommt, ließ uns in einer kleinen Entfernung vom Ufer eine von Palmen und kleinern Bäumen verdeckte Hütte wahrnehmen. Der Patron bestätigte es, mit dem Hinzufügen, daß dort ein wohlhabender Pflanzer wohne, welcher für einen Kreolen gehalten werde.

Herr Martin und ich stiegen mit dem Doctor an das Land, entschlossen die Gastfreundschaft des vermeintlichen Kreolen in Anspruch zu nehmen, weil wir bei ihm mindestens ein besseres Nachtlager hoffen durften, als das Fahrzeug uns bieten konnte. Näher kommend fanden wir die Hütte, die uns sehr ansehnlich erschien, mit Bambusrohr umzäunt, gleichsam verpallisadirt und den Eingang, hier eine seltene Erscheinung — verschlossen. Dieser Umstand gab uns keine hohe Idee von des Besitzers Gastfreundschaft. Ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, wollten wir uns nicht wieder wegbegeben; gaben deshalb unsere Anwesenheit durch lautes Rufen und Klopfen kund. Alsbald erschienen auch zwei Neger, welche die äußere Pallisadenpforte aufschlossen und uns ohne Schwierigkeit einließen; an der weitgeöffneten Hausthür aber wurden wir in stümperhaftem Spanisch von einem Weißen sehr artig bewillkommt und in ein fast europäisch möblirtes Zimmer geführt. Hier fanden wir eine Indianerin, welche, wie leicht zu bemerken war, eben im Begriff stand, vier Kinder, zwischen ungefähr ein und sechs Jahren, zu Bette zu bringen. Sie begrüßte uns nicht nur sehr freundlich, sondern selbst auf eine Weise, die es errathen ließ,

daß sie nicht ohne Bildung war. Man denke sich aber mein Erstaunen, als ich auf dem roh gezimmerten Tische ein aufgeschlagenes Buch fand und zufällig hineinblickend eine deutsche Bibel erkannte. Eine deutsche Bibel in den Savannen des katholischen Südamerika's! Ich traute kaum meinen Augen. Meine Verwunderung, hernach meine Freude erreichte aber ihren Gipfel, als ich unsern Wirth, welcher sich einen Augenblick entfernt hatte und jetzt mit zwei Negern zurückkehrte, die eine Last von Speisen und Getränken herbeischleppten, auf die Bibel hinweisend neugierig frug, ob er denn diese Sprache verstände? und er, an der Sprache den Deutschen erkennend, sich mir in die Arme warf und weinend ausrief: „ja freilich! denn auch ich bin ein Deutscher, ein Hannoveraner!“ — Als Herr Peterholz vernahm, daß sich in der Nähe noch andere Deutsche befänden, eilte er dorthin und gab sich nicht eher zufrieden, bis sie alle, mit Ausnahme von Hrn. Gliston, welcher eigensinnig zurückblieb, sich unter seinem gastfreien Dache befanden. Die Betten wurden von den Sklaven nachgeholt.

Madame Peterholz, eben jene Indianerin, die wir bei unserm Eintritt im Zimmer vorgefunden hat-

ten, sprach ziemlich geläufig Deutsch und schien über unsere Anwesenheit keine geringere Freude zu haben, wie ihr Mann, der, von der Sonne verbrannt, einem Indianer ähnlicher sah, als einem Deutschen. Die Fata, welche ihm hier eine neue Heimath angewiesen haben, sind merkwürdig genug, um in Kürze erzählt zu werden.

Der Sohn eines Landschulmeisters, widmete er sich demselben Fache. Nachdem er die Vorbereitungsschulen absolvirt und einige Jahre hindurch privatisirt hatte, erhielt er eine Lehrer- oder sogenannte Küsterstelle auf einem kleinen Dorfe. Nicht lange, so überwarf er sich mit dem Pfarrer, der, wie man behaupten wollte, den vorigen Küster zu Tode geärgert haben sollte. Herr Peterholz wurde auf die Handlungen seines Vorgesetzten, von welchem sich die Gemeinde Allerlei in die Ohren flüsterte, aufmerksamer, und glaubte endlich Dinge wahrzunehmen, die sich mit dessen Pastoralpflicht schlecht vertrugen und sein strenges Rechtlichkeitsgefühl verletzten. Als ihm aber der Zufall nach einiger Zeit Documente in die Hände spielte, welche klar zu beweisen schienen, daß er sich als Pastor wie als Verwalter des Kirchenguts schon öfter unverzeihliche Pflichtverletzungen habe zu Schul-

den kommen lassen, so hielt es Herr Peterholz, in seiner großen Einfalt, wie er sagte, für seine Pflicht, beim Herrn Superintendenten die schuldige Anzeige zu machen und ihm zugleich die zufällig aufgefundenen Beweismittel mit jener zu überreichen. Dieser höhere Vorgesetzte, ein zwar äußerst rechtlicher und pflichtgetreuer Herr, aber wo es auf das eigentliche Durchgreifen einer Sache ankam, schwach und ohne Energie; auch viel zu weichmüthig und gutherzig, um einen Menschen, und wenn dieser auch ein Betrüger wäre und es hundert Mal verdient hätte, wehe zu thun oder gar unglücklich zu machen, lobte zwar den Herrn Küster sehr über seine Handlungsweise, wußte es aber doch dahin zu bringen, daß die Sache zu großer Unzufriedenheit der Gemeinde niedergeschlagen wurde und der Pfarrer, dessen Absetzung eines warnenden Beispiels halber jeder Unterrichtete erwartet hatte, Pfarrer blieb. Zwischen diesem aber, dem der Angeber nicht unbekannt bleiben konnte, und dem Küster war an Frieden nicht mehr zu denken. Denn, abgesehen von dem materiellen Nachtheil, den jener durch die eingeführte schärfere Controle erlitt, so pflegt man in der Regel auch den zu hassen, von dem man glaubt, daß er gerechte Gründe habe uns zu verach-

ten. — Herr Peterholz hielt um Versetzung an; sie ward ihm zugesichert. Aber dabei blieb es. Er führte Beschwerden gegen seinen Pfarrer, der bei jeder Gelegenheit ihn verletzte und hudelte. Man hörte ihn; versprach Abhülfe; aber dabei blieb es. Kurz, es war klar, wie er sagte, die hohen Herren lobten ihn mit dem Munde, haßten ihn aber von Herzen, weil er, der Untergebene, eigene Augen und eigene Ohren hatte haben und gebrauchen wollen. Il ne faut pas mettre le doigt entre l'arbre et l'écorce!

Herr Peterholz, der Plackereien müde, nahm seine Entlassung und entschloß sich, als seine Bemühungen, anderwärts Unterkommen zu finden, fruchtlos blieben, zur Auswanderung nach Amerika. Der Zufall ließ ihn in Hamburg, wohin er sich zunächst begab, einen Bekannten treffen; einen von der Fußzehe bis zur Spitze des Scheitelhaars mit Deutschthum und Freiheit vollgepumpten Exstudenten, welcher, nachdem ihm der Pump auf vier deutschen Universitäten ausgegangen war, nach Südamerika wollte, um hier eine Freiheit erkämpfen zu helfen, zu deren Genuß er das philisterhafte „Germanien" noch nicht reif hielt. Der Ex-Küster, der in seinen besten Jahren stand, sich voll Lebenskraft fühlte, und dem jeder

Punkt in der Welt und jede ehrenhafte Beschäftigung gleich galt, ließ sich von jenem leicht bereden, ebenfalls ein Kämpfer für die Freiheit zu werden. — Sie setzten nach England über und schifften sich im Hafen von Portsmouth nach Cartagena ein. Dort nach einer glücklich überstandenen Seefahrt angekommen, traten sie sogleich unter den tapfern General Cariguan, welcher diese Hafenstadt kurz zuvor den Spaniern entrissen hatte, in columbische Dienste. — Sie trafen hier mehre Engländer und Franzosen, auch einen Deutschen, Namens Rosenthal, aus Mühlhausen gebürtig, welcher es bis zu dem Grade eines Capitains gebracht hatte, und später (1823) bei der letzten Einnahme von Santa Marta geblieben sein soll. — Herr Peterholz, also den Baculum mit der Muskete vertauschend, ein neues Vaterland sich erkämpfend, fand öfter Gelegenheit, sich auszuzeichnen und wurde bemerkt. — Er erwarb sich auf dem Schlachtfelde unter dem columbischen General Morillo, dem rohesten, aber auch dem tapfersten Haudegen in der Armee, die Epaulette nach einem heißen Treffen, in welchem er seinen Reisekameraden und treuen Freund, den Exstudenten B..d..n aus F..... verlor, der hier von einer feindlichen Kugel tödtlich getroffen wurde. —

Der Ehrgeiz spornte jenen zu glänzenden Waffentha-
ten. Der General, welcher ihn zu würdigen verstand, benutzte ihn häufig zu Streifzügen in das Land, wo die Spanier noch verschiedene feste Punkte besaßen, und mit Hülfe der ihnen geneigten Indianer solche behaupteten. Auf einer solchen Expedition begriffen, fiel er in einen ihm gelegten Hinterhalt; dann von dem vier Mal stärkeren Feinde geschlagen, wurde er schwer verwundet von seinem zersprengten Korps auf dem Schlachtfelde für todt zurückgelassen. Die Feinde bemerkten ihn in der Hitze der Verfolgung nicht, und als sie auf ihre Schritte zurückkehrten, um die Gefallenen zu plündern, hatte Hr. Peterholz Zeit gehabt, in dem nahen Walde ein sicheres Versteck aufzufinden. Erst nach zwei Tagen wagte er sich hervor, um menschliche Hülfe aufzusuchen; und am dritten Abend nahte er sich endlich, gemartert von Hunger, Durst und dem peinlichsten Schmerz, den ihm seine Wunden verursachten, einer einzeln stehenden indianischen Hütte. Er trat hinein, sein elendes Leben auf das Spiel setzend. Kaum erblickte ihn aber ein Indianer, der sich im Zimmer befand, als er, den feindlichen Officier erkennend, mit dem Manchetto auf ihn losstürzte; doch eben so rasch sprang diesem eine

junge Indianerin entgegen, riß ihm das lange Messer aus der Hand und schleuderte es weit weg. Zwischen Beiden, Vater und Tochter, entspann sich jetzt ein heftiger Wortwechsel um Leben und Tod des unterdessen vor Ermattung niedergesunkenen feindlichen Officiers. Die junge Wilde siegte. Herr Peterholz fand gastfreundliche Aufnahme, Pflege und ein sicheres Versteck vor den hier schwärmenden Spaniern und spanischen Indianern.

Länger als drei Monate dauerte es, ehe er sich von seinem ärmlichen Lager zu erheben vermochte. Erst allmälig erholte er sich wieder und sprach endlich von seiner nahen Abreise. Doch die Wilde wollte nichts davon hören; drohte Anfangs sogar, ihn und sich selbst zu ermorden, wenn er wieder davon anfinge; ergab sich aber zuletzt darein, wenn er sie mitnehmen wolle. Sie liebte ihren Pflegling, und liebte ihn mit allem Feuer einer tropischen Sonne.

Gewiß! es ist der edelste und schönste Trieb der unverdorbenen menschlichen Natur, den zu lieben, der uns für empfangene Wohlthaten verpflichtet ist. Hierin dürfte auch der Schlüssel zu jener Liebe zu finden sein. Denn Herr Peterholz war nichts weniger als schön. Er bewies sich in-

dessen als eine ehrliche deutsche Haut. Die Dankbarkeit ließ ihn die dunkle Farbe seiner Lebensretterin vergessen. Er nahm seinen Abschied vom Militair, den man ihm um so weniger verweigern konnte, als er in Folge der empfangenen Wunden, wenn auch kaum merklich, gelähmt war, und ließ sich durch einen willfährig gefundenen Priester seine Wilde antrauen. In der Hütte seines Schwiegervaters, welcher erst seit Kurzem das Zeitliche gesegnet hat, vom Augenblick seiner Verheirathung unbeschränkter Herrscher geworden, wandelte er die winzige Besitzung in eine ansehnliche Plantage um, und lebte gegenwärtig ein ruhiges, glückliches Stillleben im Kreise seiner braunen Familie. Um Politica, namentlich um die zu dieser Zeit sich blutig erhobenen bürgerlichen Zwiste der sogenannten Unitarier und Föderalisten, kümmert er sich nicht; und etwaige Marodeure von der einen oder andern Partei, welche sich bisweilen blicken lassen, fürchtet er in seiner festungsartigen Wohnung nicht; ihren Angriffen, wenn sie sich dergleichen gelüsten lassen sollten, weiß er mit seinen neun gut bewaffneten und einexercirten Sclaven, die ihn wie einen Vater lieben, gehörig zu begegnen. Wie er

uns erzählte, hatte er erst vor Kurzem einen solchen Strauß zu bestehen gehabt.

Der Morgen überraschte uns beim Glase Catalanwein, noch in voller Unterhaltung. Wir alle, bis auf Hrn. Martin, welcher zu wenig Deutsch verstand, um an der Erzählung unsers Wirths lebhaftes Interesse zu finden, waren munter geblieben. — Gern hätte ich es gesehen, wenn wir den Bitten unsers Landsmanns hätten nachgeben und bei ihm einige Tage verweilen können. Doch die Bestimmung unserer Reise litt es nicht. Nach dem Frühstück nahmen wir von dieser glücklichen Familie, mit der wir uns in den wenigen Stunden so innig befreundet hatten wie man es unter andern Umständen in Jahren nicht wird, den herzlichsten Abschied. Während wir vom Ufer stießen, hatten sie alle eine nahe Anhöhe erstiegen, wo wir sie noch lange bemerken konnten. — Auf dem Schiffe fanden wir Schweineschinken, geräucherte Würste, die hier zu den größten Seltenheiten gehören, Geflügel und Eier, als ein werthvolles Abschiedsgeschenk unsers Landsmanns, vor. Er hatte diese Sachen, nebst zwanzig Flaschen Catalanwein, noch vor unserer Ankunft auf das Schiff bringen lassen. Der Catalanwein ist ein moussirender, dem

Champagner ähnlicher Wein, welcher aus einer hellrothen, nur in diesem Districte einheimischen Traube, gewonnen wird.

Etwa um zehn Uhr des Morgens kamen wir an dem großen Dorfe Savannah vorbei, wo eben Militair einrückte; wenige Stunden später sahen wir nahe am Ufer ein zweites Dorf, dessen Name mir aber entfallen ist. Da die Breite des Flußbettes hier anfängt bedeutend abzunehmen, so wurde, je weiter aufwärts wir kamen, die Strömung stärker und die Arbeit unsrer Pione anstrengender und mühsamer. Wir hielten es für angemessen, ihnen jetzt öfter ein Glas Rum zu reichen. Diese wohlangebrachte Freigebigkeit hatte die gute Folge, daß wir schon am 28. Febr. gegen 4 Uhr Nachmittags, nachdem wir des Morgens dem Städtchen Piqua am rechten Ufer, und gleich darauf an verschiedenen kleinen, mit wilden Fruchtbäumen und blühenden Sträuchern bedeckten, Inseln, vorbei gekommen waren, das, am linken Ufer liegende Städtchen, Baranca Nuevo, erreichten.

Unmittelbar vor unsrer Landung hatte der Doctor das Glück, durch seine Jagdgeschicklichkeit ein Menschenleben zu retten. Die Büchse in der Hand, um einen Vogel zu schießen, der seine Aufmerksamkeit er-

regt hatte, sah der Doctor einen Kaiman auf zwei Mädchen zuschießen, welche am Ufer bis an die Knie im Wasser standen und Zeug auswuschen. Er drückte ab und traf die Amphibie in dem Augenblicke, als sie nach der einen etwas vorstehenden Wäscherin schnappte. Das durch den gut gezielten Schuß erschrockene Unthier verschwand mit einem Stück Zeuge, welches es bereits erfaßt hatte, von der Wäscherin aber glücklicher Weise noch zeitig genug losgelassen und preisgegeben wurde. Diese war gerettet und durch einen Tellschuß gerettet. Ein minder sicherer Schütze hätte ihn nicht wagen dürfen.

XVI.

Die Dampfschifffahrt des Herrn Elbers auf dem Magdalenenfluß. — Etwas über das Städtchen Baranca Nuevo. — Die Wirkung eines Empfehlungsbriefes in Südamerika. — Die Weiterreise. — Die Wasserströmung. — Das Dorf Plato. — Die Plantage. — Die Stadt Mompor. — Dortige Sitten, Einwohner und Gesellschaft von gutem Ton. — Fortsetzung der Magdalenenfahrt. —

Wir fanden in Baranca Nuevo ein Dampfboot, welches uns bis Nare und, Falls die Strömung es zulassen würde, bis Honda bringen sollte. Es war kurz vor unsrer Ankunft eingelaufen. Das Dampfboot gehörte einem gewissen Herrn Elbers, welcher vor acht oder neun Jahren das, jede Concurrenz ausschließende Recht von der culumbianischen Regierung erkauft hatte, den Magdalenenfluß mit Dampfböten zu befahren. Demnach ein anderes Dampfboot, als ein Elbers'sches, sich auf diesem Flusse nicht blicken lassen durfte. Es ist auffallend in einem Freistaate, und noch dazu in einem so jungen Freistaate,

diese Art persönlicher, den freien Verkehr hemmenden Privilegien anzutreffen. Im Uebrigen ist Herr Elbers ein vor etwa funfzehn Jahren in Columbien eingewanderter, in Bogota wohnender Deutscher, welcher dort wegen seiner anerkannten Biederkeit allgemein geliebt und geachtet wird. Ich werde Gelegenheit haben, später auf ihn zurückzukommen.

Zur Wohnung mußten wir in dieser Stadt mit einer Hütte fürlieb nehmen, die weder Thüren, noch Fenster hatte und ziemlich jenen Viehställen, die man häufig auf deutschen Bauerhöfen neben den Hauptgebäuden antrifft, ähnlich sah; nur daß diese letzteren gemeiniglich sauberer gehalten werden, in ihnen sich auch nicht so viel Ungeziefer aufhält. Ehe wir unsere Sachen in das einzige Zimmer, aus welchem die ganze Hütte bestand, bringen konnten, mußte erst ein Haufen Unrath hinausgeschafft und das sich dort eingebürgerte Geschmeiß mittelst Dampfes ausgetrieben werden. Die Selbstsucht, die dem Menschen inne wohnt und oft veranlaßt, für die eigne liebe Person auf die Unkosten Anderer eine gewisse Behaglichkeit zu erkaufen, ließ es uns bitter bereuen, das Anerbieten von den Aeltern des geretteten Mädchens, die uns ihre zwar kleine, doch reinliche Hütte hatten einräumen

und selbst so lange im Freien campiren wollen, aus einem Anfall von Großmuth von der Hand gewiesen zu haben. — Die Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe, landseitwärts von hohen, mit wildem Strauchwerk bedeckten Felsen umgeben; nach der Wasserseite hin gewährt sie eine schöne, freie Aussicht. Die Häuser, oder wohl richtiger „Baracken", sind durchgehends klein, unansehnlich, schmutzig von der Sohle bis zum Dache. Zehn bis zwölf Häuser machen eine Ausnahme; doch das will nichts sagen für eine Stadt, deren Einwohnerzahl — was hier viel sagen will — sich über zwölfhundert beläuft. Ueberdieß ist Baranca Nuevo einer der bedeutendsten Stapelplätze im Innern Columbiens und der hiesige Verkehr sehr lebhaft; wie man sagte, soll die Stadt verschiedene reiche Handelshäuser zählen.

Am folgenden Tage stattete der Doctor in Begleitung des Herrn Gliston dem Geistlichen einen Besuch ab, dem sie von Herrn Gleen in Baranquilla empfohlen worden waren. Eine Stunde später wurde unsre ganze Gesellschaft von diesem zum Mittagsessen eingeladen. Der größere Theil von uns schweifte aber schon, als die Einladung erfolgte, mit Heinrichs in der Umgegend umher, während Wilhelm und ich zum

Postmeister gegangen waren, dem wir ein Empfehlungsschreiben von Don Mendez y Cordua, einem genauen Bekannten von ihm, abzugeben hatten. Wie hier, machte ich auch später oft die Erfahrung, daß der Empfehlungsbrief unter dieser Zone für kein so bedeutungsloses Ding gelte, als jenseit der Meere, wo er in der Regel für nichts weiter angesehen wird, als für eine bloße Verpflichtung zu einer leeren, oft genug beiden Theilen äußerst lästigen, Höflichkeitsformel, für einen Etiquettenwisch. Welcher Unterschied in dem Empfange eines holländischen „myn heeren van der Smelden" und eines Don Mendez in Santa Marta oder des Postmeisters in Baranca! Dieser hatte kaum das Creditiv gelesen, als er Frau und Kinder herbeirief, gleichsam als hätten ihn seine liebsten Verwandten mit einem Besuche überrascht. Und so wurden wir auch von der ganzen Familie begrüßt. Gleich darauf bog sich der Tisch unter den Weinflaschen und aufgetragenen kalten Speisen, neben welchen die auserlesensten Früchte und Cigarren nicht fehlten. Der Postmeister sprach etwas englisch, wir hatten bereits einige spanische Worte gelernt und so konnten wir uns nothdürftig mit einander unterhalten; die Zeichensprache mußte freilich immer noch

das Beste thun. — Zur Siesta — denn natürlich kamen wir sobald nicht wieder fort — wies man uns ein kühles, äußerst reinlich gehaltenes Zimmer an. Nach dem zweistündigen Mittagsschläfchen, das uns bei der ungewohnten Hitze — das Thermometer stand am Mittage im Schatten 96 Grad Fahr. — sehr erquickte, nahmen wir in Gesellschaft des Herrn Postmeisters und seiner ganzen Familie im nahen Flusse, an einer seichten, von dichtbelaubten Bäumen überschatteten Stelle ein erfrischendes Bad. Während wir badeten, mußten uns Sclaven mit zwei Kähnen, in welchen sie saßen, fortwährend umkreisen und mittelst Schellen und großer Klappern Lärm machen, um die Kaimane zu verscheuchen, deren es hier viele giebt und oft Unheil anrichten. — Die Familie drang in uns, bis zu unsrer Abreise bei ihnen zu wohnen. Wir lehnten es ab, weniger aus Blödigkeit, als weil wir es billig hielten, keine Annehmlichkeiten vor unsern Kameraden voraus zu nehmen, mit diesen vielmehr die Leiden eines schlechten Nachtlagers gemeinschaftlich zu theilen, und entfernten uns daher nach dem eingenommen, verschwenderischen Mittagsessen. — Am Abend gingen wir mit mehren von unsrer Gesellschaft wieder zum Baden. Dieses Mal trafen wir außer unsern

beiden englischen Freunden und dem Prälaten, bei welchem sie zu Gaste gewesen waren, auch noch eine ansehnliche Gesellschaft von Herren und Damen im Wasser. Vier Kähne bildeten einen Cordon gegen die Kaimane.

Nachdem Herr John, nämlich der Conducteur des Dampfboots, von einer kleinen Geschäftsreise, die ihn mehre Tage entfernt gehalten hatte, zurückgekehrt war, und wir den letzten Tag erst noch recht vergnügt mit unsern hiesigen Freunden verlebt hatten, wurden am Donnerstage, den 3., des Morgens um acht Uhr, die Anker gelichtet. — Das Thermometer stand im Schatten auf 92° F.

Unser Dampfboot, welches nach dem Namen der Madame Elbers „Carlotta" hieß, von nur vierzig Pferdekraft, bot uns, was den innern Raum betraf, nicht mehr Bequemlichkeit, als unser bisheriges Fahrzeug. Doch abgesehen davon, daß die Fahrt rascher von Statten ging, bot uns „Carlotta" in mancher andern Hinsicht weit mehr Annehmlichkeiten. Das Verdeck war mit einem leinenen Dache überzogen, welches uns gegen die Sonnenstrahlen, wenn auch nur geringen, doch immer einigen Schutz gewährte. Wir hatten auch eine kleine Menagerie an Bord,

nämlich eine Kuh und zwei Ziegen, deren Milch uns sehr wohl bekam, und ferner zu unsrer Unterhaltung zwei gezähmte, wilde Schweine, ein Stachelschwein und eine zahme rothe Meerkatze. — Das hiesige Stachelschwein ist bedeutend größer, als unser deutsches, hat aber einen kürzern Schwanz und Kopfbusch; sein Kopf, Hals und Rücken sind mit feinen, sehr kurzen Stacheln, seine übrigen Theile mit einem langhaarigen, äußerst weichen braunen Pelz bedeckt; es gewährte uns übrigens auch einigen Nutzen, indem es mit seiner erklärten Feindin, der rothen Meerkatze, die Schaben und Spinnen wegfing, sie aber nicht, wie diese that, auffraß, sondern bloß tödtete und dann wegwarf.

Unser Conducteur, oder Schiffscapitain, wie er sich lieber nennen ließ, war ein englischer Matrose, welcher, nachdem er den englischen Seedienst verlassen, in columbianische Dienste getreten war, und nachdem er hier, in dem Bataillon „Albion", acht Jahre für die Freiheit gegen die Spanier gefochten und zuletzt eingesehen, daß er es zu nichts Großem bringen würde, und wenn er sein Lebelang „Landratze" bliebe, vor etwa fünf Jahren bei Herrn Elbers Dienste genommen hatte. Dieser konnte ihn bei seiner

Dampfschifffahrt, die bis Nordamerika ging, sehr gut gebrauchen. Und Herr John fand diesen Dienst, wobei er für sich allerlei kleine Handelsgeschäfte betreiben konnte, seinem pecuniären Vortheile, wie auch seiner Neigung entsprechender, wie den eines Infanteristen.

Im Laufe des Tages fuhren wir an den Dörfern Baranca-Viejo und Yuël vorbei, sahen auch viele einzelne Hütten liegen, die, von hohen Cocuspalmen beschattet und zum Schutz gegen wilde Thiere mit starkem Bambusrohr umzäunt, sich lieblich ausnahmen. Der Capitain schoß nach einer etwa drei Fuß langen Eidere (Iguana), mochte sie aber gar nicht, oder nur schlecht getroffen haben; denn sie verschwand im Wasser, was uns leid that, indem ihr Fleisch sehr wohlschmeckend sein soll. Gegen vier Uhr wurde angehalten und ein Boot mit vier Matrosen an das Land geschickt, um Kochholz herbeizuholen; denn wegen Mangel einer eigentlichen Küche, konnten wir den Dampf des Maschinenkessels, wie es auf andern Dampfschiffen der Fall ist, nicht benutzen. Da es noch immer an einem Koch fehlte, so wurde die Besorgung dieses Geschäfts vor wie nach mittelst Looses bestimmt. Herr John, welcher mit in unsre Menage getreten war, zeigte übrigens eine nicht geringe Geschicklichkeit im Kochen, der

wir denn manches geschmackhafte Gericht verdankten. Die Matrosen, welche ihre tägliche Ration an Fleisch und Gemüse roh empfingen, mußten sich solche selbst zubereiten.

Am folgenden Morgen kamen wir an einer umfangreichen Sandbank vorbei, welche sich durch Aufschwemmung des Sandes mitten im Flusse gebildet hatte. Auf dieser zählten wir acht ungewöhnlich große Kaimane, die an den Fliegen, welche sie sich in den weit aufgesperrten Rachen schlüpfen ließen, ein Göttermahl zu halten schienen. Wir beobachteten sie längere Zeit aus der Ferne mittelst eines guten Perspectivs, welches der Doctor bei sich führte; hernach, als wir uns der Sandbank auf einen halben Büchsenschuß genahet hatten, ohne daß sie uns zu bemerken schienen, thaten wir gleichzeitig sechs Schüsse nach ihnen, worauf sie augenblicklich auf die entgegengesetzte Seite in's Wasser eilten. Der Fluß zeigte sich in dieser Gegend auf eine Länge von ungefähr vierhundert Klaftern so seicht, daß die Maschine angegriffen werden mußte, um sie durchzubringen. Es dauerte fast eine volle Stunde, ehe wir diese kleine Strecke hinterlegt hatten. Eine größere Gefahr zeigte sich uns, als wir etwa drei Stunden später eine Ge-

gend erreichten, in welcher sich in Folge der Ausmündung eines zwar schmalen, aber reißenden Gewässers in den Magdalenenfluß eine Art von Wirbel bildete, den wir bei dem ersten Anschein nicht glaubten überwinden zu können. Herr John, der ihn schon oft und erst vor einigen Tagen passirt hatte, erinnerte sich nicht, ihn jemals so gewaltig gesehen zu haben. Er meinte, der Himmel müsse irgendwo alle seine Schleusen geöffnet und die ganze Wassermasse in dieses Flüßchen ergossen haben. Indessen es gab keinen Ausweg, wir mußten hindurch. Drei Mal von dem uns entgegen stürzenden Wasserberg zurückgeschleudert, wurden mehre Tonnen Schiffspech zur Feuerung des Maschinenkessels angewandt, und nachdem dieser bis nah vor dem Zerspringen erhitzt war, das Räderwerk furienartig arbeitete und das Wasser um sich in Schaum verwandelte, setzten wir zum vierten Male an, und dies Mal gelang es. Wir kamen glücklich durch. Herr John versicherte später, daß er um keinen Preis ein solches Spiel noch ein Mal spielen möchte; es hieße Kopf und Kragen einsetzen.

Bei dem Dorfe Plato, welches mit reinlichen, koketten Häusern, ein weit freundlicheres Aeußere bot, wie die Stadt Teneriffa, an welcher wir vorbeige-

kommen waren, wurde geankert. — Herr John stellte uns hier seinem Freunde, dem „Alcalden“ (ersten Dorfbeamten), als Einwanderer vor, welche sich in Columbien ankaufen und eine Colonie begründen wollten. Der Alcalde, ein alter, liebreicher Mann von ehrwürdigem Ansehen, glaubte das. Ich gestehe, daß mir diese Lüge, so unschuldig sie an sich auch war, nicht gefallen wollte. Die Lüge ist unter Umständen oft nothwendig; die gute Sitte, selbst die höhere Moralität fordert sie bisweilen. Gewiß! der Sterbliche soll erst noch geboren werden, der im Umgange mit Menschen unter keinen Umständen lügen will. Ueberdies lügt man nicht bloß mit Worten, man lügt auch mit den Augen, mit dem Gefühle, man lügt mit falschen Locken, mit eingesetzten Zähnen. Nun, diese Lüge, ich will sie körperliche nennen, meine ich nicht, die Societät hat sie sanctionirt; der strengste Sittenrichter begeht diese Sünde, wenn es eine ist, täglich hundert und einige Male. Ich will auch keineswegs die Lüge verdammen, womit man sich vielleicht aus einer leiblichen Gefahr retten kann; der strengste Moralist, er wird sie begehen; und thut er es nicht, so ist er dennoch unwahr; denn er lügt gegen sich selbst, gegen den Selbsterhaltungstrieb, der jedem

lebenden Wesen, von der höchsten bis zur niedrigsten Gattung, angeboren ist. Ich halte Den für einen Thoren, der in eine feindliche Stadt geräth und auf die Gefahr hin, erschossen zu werden, nicht verläugnen wollte, daß er Feind sei. Doch die Lüge ohne allen Zweck, aus reiner Lust zum Lügen, oft nur, wie Herr John gegen den Alcalden, um einen Dritten zum Besten zu haben, ihm, wie man zu sagen pflegt, etwas „aufzubinden", diese Lüge, die man im gewöhnlichen Leben die unschuldige nennt, halte ich für eben so verächtlich, wie die, womit eine Nichtswürdigkeit erzielt oder verdeckt werden soll.

Während die Uebrigen von der Gesellschaft beim Alcalden zurückblieben, begab sich der Doctor in Wilhelms und meiner Begleitung auf die Jagd. Man warnte uns vor dem hier heimischen, gefleckten Tiger, der äußerst blutgierig sein solle und auf Menschen ginge. — Als wir nicht weit vom Dorfe durch ein niedriges Gesträuch drangen, trat ich auf eine zwei Fuß lange und etwa fingersdicke Natter, die laut aufzischte, meinen hoch aufgezogenen Wasserstiefeln aber nichts anhaben konnte. Ich trat sie todt. Dr. William kannte sie nicht. Der Alcalde, dem wir sie zeigten, nannte sie eine der giftigsten, die man hier

kennt. Sie war schmutzig weiß mit einem braunen, schmalen Längestreif über den Rücken und wurde „Paragu" genannt. Das Merkwürdigste an ihr war ein, von kleinen schwarzen Schuppen geformtes Kreuz auf dem dreieckigen Kopfe. Eine ungefähr sechs Fuß lange Klapperschlange, welche wir in demselben Gebüsche angetroffen hatten, war bei unserer Annäherung davon geeilt. Der Doctor, welcher den einen Lauf seiner Doppeltbüchse mit grobem Hagel geladen hatte, schickte ihr diesen zu spät nach. Nachdem wir einen schwarzen, wilden Truthahn, von der Größe unserer Hofhühner, zwei rothe Papageyen und einen rothen Ara erlegt hatten, kehrten wir, ohne einen Tiger oder auch nur ein sonstiges vierfüßiges Wild gesehen zu haben, nach dem Dorfe zurück, von wo wir uns nach einer eingenommenen Erfrischung wieder an Bord begaben und weiter fuhren.

Am Sonnabend, den 5. März, fiel ein kleiner Regen, welcher, so unbeträchtlich er auch war, uns doch sehr erquickte und der ganzen Natur ein lebhafteres Colorit verlieh. Das Thermometer fiel in der nämlichen Zeit von 94° auf 82° Fahr. — Unmittelbar nach dem Regen stiegen wir bei einer Anpflanzung, die hier ziemlich nah bei einander lagen, an das Land.

Das Aeußere der Hütte gewährte den freundlichsten Anblick, was uns bewog hineinzutreten. Im Innern war sie bequem und, was hier seltener angetroffen wird, auch reinlich und gegen das Eindringen von fliegendem Ungezieſer durch dichte Jalousien und Thüren verwahrt. Der Besitzer, ein Kreole, empfing uns in der Mitte seiner zahlreichen Familie — wir zählten zehn Kinder, wovon das älteste, ein Knabe, vielleicht funfzehn oder sechzehn Jahre zählen mochte — auf das Freundlichste. Die nahe bei der Hütte befindlichen Felder waren sorgfältig mit Mais, Zuckerrohr, Pito (Flachs) und Baumwollenstauden, ein geringer Theil auch mit Kürbissen und Kohlgemüsen bestellt. Schattige Baumgänge und Gruppen von Cacao-, Kaffee- und Cocusbäumen boten eben so viel Nutzen, wie Annehmlichkeit. — Der Doctor fand hier den Kopf eines Kaimans von einer so außergewöhnlichen Größe und von den Ameisen so geschickt präparirt, daß er es der Mühe werth hielt, ihn mitzunehmen und später dem Londoner Museum zuzuschicken. — Als wir von hier wegfuhren, stießen wir im Wasser oft auf große Bäume, welche sich von den Uferwänden losgerissen haben mochten und uns mit dem Strome entgegenkamen. Wegen ihrer Menge waren

sie der Fahrt nicht selten hinderlich; mehre Matrosen mußten angewandt werden, um sie mit langen, starken Stangen aus dem Wege zu schieben. Einige Male war aber doch ein fatales Anstoßen nicht zu vermeiden; indessen kamen wir noch unbeschädigt davon und gelangten am folgenden Tage glücklich nach Mompox.

Mompox, im Umfange größer als Santa Marta und an achttausend Einwohner zählend, gehört zu den ansehnlicheren Städten von Columbien (Neugranada). Die Mehrzahl der Bewohner besteht aus freien Negern, deren an dreitausend angegeben werden, und Indianern, deren Zahl sich auf viertausend belaufen soll. Der Transitohandel dieser Stadt mit Kaffee, Zuckerrohr, Cacao, Taback, Goldstaub und verschiedenen Holzarten ist sehr bedeutend. Außer diesem Handel, welcher im Verhältnisse zu der Zahl der Einwohner nur von wenigen großen Kaufleuten betrieben wird, beschäftigt sich der größere Theil mit Fischfang, Viehzucht und vornehmlichst mit Schiffbau und Ruderdienst. Hier werden fast sämmliche Champane und Bongo's, welche den Rio Grande befahren, angefertigt; und die größte Zahl der Ruderer, die

man auf diesen Fahrzeugen antrifft, gehören in Mompor zu Hause.

Mit der Wohnung waren wir nicht viel glücklicher, wie in Baranca. Dr. William hatte ein Empfehlungsschreiben von England an Herrn Lynch mitgebracht, einen hier etablirten Briten, und Wilhelm und ich waren von dem gastfreien Postmeister in Baranca mit einem ähnlichen Creditiv versehen worden, welches uns bei einem andern hiesigen Kaufmann, Herrn Klementi, einführen sollte. In Folge dieser verschiedenen Empfehlungen hatten wir vor der Landung unter uns die Verabredung getroffen, daß, im Fall wir bei dem einen oder andern der genannten Herren nicht Raum genug fänden, um beisammen bleiben zu können, wir uns in zwei Gesellschaften theilen und der Doctor mit Herren Gliston, Martin und zwei Deutschen bei Herrn Lynch und wir Uebrigen bei Herrn Klementi unsre Wohnung nehmen wollten. Gewiß, erdacht war das prächtig. Leider! hatten wir aber die Rechnung, wie man gemeinhin zu sagen pflegt, ohne den Wirth gemacht. Der Erste hatte, als wir ankamen, großen Besuch von Verwandten und einen ganzen Troß von Freunden bei sich. Nicht nur sein Wohnhaus, selbst seine zu dem

Zwecke ausgeleerten Speicher hatten Jene eingenommen. Bei Herrn Klementi dagegen lag der Stab eines, am Tage zuvor einmarschirten, Regiments und deren ganze Bedienung. Beide Herren, denen es leid zu thun schien, daß sie uns nicht aufnehmen konnten, gaben sich viele Mühe, für uns eine bequeme Wohnung aufzufinden, was freilich wegen des vielen Militairs, welches die besten Häuser eingenommen hatte, nicht leicht war. Zuletzt erhielten wir aber doch ein geräumiges, nothdürftig mit Luftlöchern versehenes Zimmer, welches uns jede Bequemlichkeit geboten haben würde, wenn wir es nicht mit acht schwarzfarbigen Soldaten hätten theilen müssen. Mit diesen auch nur eine Nacht in demselben Zimmer zuzubringen, schien uns unmöglich. Nicht etwa, daß wir vielleicht deren Arroganz zu fürchten gehabt hätten, im Gegentheil, sie legten gegen uns, die sich einer weißen Haut erfreuten und einen ganzen Rock auf dem Leibe trugen, die tiefste Demuth an den Tag. Aber ein Blick auf ihre zerlumpte Uniform, deren ursprüngliche Farbe sich Alters halber nicht mehr errathen ließ, zeigte uns Myriaden von den bekannten kleinen, kriechenden Parasiten, deren Namen man in anständiger Gesellschaft nicht gern nennt, in ihrem philosophischen Gleichmuthe

schon Könige umgebracht haben und die wir mehr fürchteten, als alles andere tropische Ungeziefer. Herr Klementi, welcher während unsrer Berathung oder vielmehr unsrer Rathlosigkeit in das Zimmer trat und dem wir uns mittheilten, flüsterte dem Eigenthümer des Hauses ein Paar Worte zu, worauf dieser fortging, aber nach kaum zehn Minuten in Begleitung von sechs Negern zurückkehrte, welche sämmtlich lange Bambuspfähle mitbrachten. Keine Stunde war verflossen, so sahen wir uns von den montirten Negern mittelst einer aufgeschlagenen Scheerwand getrennt, die stark genug war, daß selbst der stärkste Kaiman sich hätte den Kopf daran zerschellen können. Um dem gefürchteten grauen Insecte jeden Durchgang zu versperren und von der starken Ausdünstung jener Leute selbst möglichst wenig zu leiden, war die Wand mit Matten belegt worden. Damit wir uns gegenseitig nicht wegen des Durchgangs zu belästigen brauchten, hatte man die entgegengesetzte Lehmwand durchbrochen, so daß wir Jeder unsern eigenen Ausgang in das Freie hatten.

Außer Herrn Eliston, Heinrichs und zwei anderen Deutschen, welche es vorzogen, zu Hause zu bleiben, begaben wir übrigen uns gegen vier Uhr

zu Herrn Klementi, von welchem wir zum Mittagsessen und zu einer kleinen Abendpartie eingeladen waren. — Wir fanden einen Cirkel von Damen und Herren bei ihm, die sämmtlich der höhern Gesellschaft anzugehören schienen. Unter anderen, außer den sechs Officieren, die bei ihm im Quartier lagen, noch den Stadtcommandanten, einen hohen Prälaten und einige der ersten Civilbeamten. Dies war in meinem Leben das erste Mal, daß ich mich in einer größern vornehmen Gesellschaft befand. Ich gestehe gern meine Schwäche und versichere, daß ich diesen glänzend erleuchteten Saal in dem Augenblick, als ich hineintrat und die mir so ganz fremde Welt zu sehen bekam, gern mit jenem Winkel in unsrer Wohnung vertauscht hätte, in welchem sich unsere Nachbaren, die Schwarzen, befanden. Der Ton, der Anstand, den ich hier bemerkte, erschreckte mich. Glücklicher Weise schrieb man mein linkisches Benehmen dem Mangel meiner Sprachkenntniß zu; und wenn ich in dem mehr wie verlegenen Zustande, in welchem ich mich in dieser columbianischen „haute volée" befand, bisweilen das verkehrte Ende meiner brennenden Cigarre zum Munde führte und mir die Lippen verbrannte, so verursachte das höchstens nur bei den jüngeren

Damen ein leises Kichern. Doch alsdann vermochten zu meiner Beschämung auch einige ältere Damen und Herren den Lachkitzel nicht ganz zu unterdrücken, als die Pflicht mir auflegte, eine junge Dame zur Tafel zu führen, die in einem andern Saale servirt war, und ich nun steif und unbeholfen mehr vor, wie neben ihr herschritt, die Hände, mit welchen ich nirgends hinwußte, kreuzweis über den Rücken geschlagen, endlich, blind und taub über meine eigenen Füße stolpernd, meiner Dame unsanft auf den Fuß trat und ihr einen lauten Schrei auspreßte. Mit einem Worte: ich war ein Stock. Wenn die Momporaner den in Deutschland herrschenden guten Ton nach mir beurtheilen wollten, so würden sie davon eine sehr geringe Meinung erhalten. Der Doctor foppte mich später noch oft mit diesem Abend.

Die Bewirthung war prächtig. Die riesenhafte Schüssel von der berühmten olla potrida, d. h. ein Gemengsel von verschiedenen Arten gehackten Fleisches stark durchwürzt und dampfend aufgetragen, fehlte nicht. Nach dem ersten Gange, wurde eine halbstündige Pause gemacht, während welcher man sich im Zimmer oder im Garten erging; darauf wurde der zweite Gang in Angriff genommen, der in einem

Ueberflusse von gesottenen Geflügeln, von Torten, Puddingen, eingemachten Früchten und andern Leckereien bestand. — Damen aus den mittleren oder niederen Ständen Cigarren rauchen zu sehen, gleich einem deutschen Dragoner, daran war ich schon gewöhnt; daß aber auch die vornehmen Damen, und selbst in größerer Gesellschaft mit den Herren um die Wette dampften, das sah ich in der Abendgesellschaft bei Herrn Klementi zuerst. Was mir aber, ungeachtet meines verwirrten Zustandes, noch besonders auffiel, war, zu bemerken, daß die Damen durchgehends nur wenig Wein tranken, dagegen aber desto mehr Aguardient, d. h. aus Zucker bereiteten und mit Anis abgezogenen, sehr starken Branntewein. Ländlich, sittlich! — Nach aufgehobener Tafel und nachdem Kaffee und Thee umhergereicht worden, trugen die beiden Fräulein Klementi einige Bravourstücke auf der Harfe vor. Beide spielten das hier seltene Instrument recht artig; ein junger Herr begleitete ihr Spiel mit der Flöte. Diesen folgten verschiedene andere Damen und Herren, welche ihre mittelmäßige Fertigkeit auf der muntern Guitarre zeigten. Ihr Gesang war mitunter abscheulich. Der Doctor, um uns Gelegenheit zu verschaffen, den Eindruck, welchen unser linkischer Anstand auf die

Gesellschaft vielleicht hervorgebracht haben konnte, wieder zu verwischen, wußte zu veranlassen, daß man Wilhelm und mich zum deutschen Gesange aufforderte. Wir zierten uns nicht. Ueberhaupt glaube ich, gehört die Ziererei, d. h. das fingirte Bescheidenthun mit irgend einem Talente, welches zeigen zu können man in der Regel selbst begierig ist, nicht zu dem hiesigen guten Ton. Nach der von uns vorgetragenen musikalischen Unterhaltung begann der Tanz. — Wilhelm, der sich in Folge der höhern Schulbildung und feinern Lebensverhältnissen weit freier bewegte, wie ich, und dessen äußere, männlich schöne Persönlichkeit schon ein gewisses Selbstvertrauen einflößen mußte, fühlte sich in diesen geschmückten Sälen bereits einheimisch, als der Tanz begann. Er machte die Eroberung der sechzehnjährigen Tochter eines hohen Offiziers, die, ungeachtet ihres, in das Kaffeebraune spielenden Teints, sehr hübsch war und, eine Seltenheit bei den columbianischen Damen, sehr schöne Zähne hatte.

Als wir uns nach Mitternacht wegbegaben und über den großen Marktplatz gingen, sahen wir hier einen Haufen niedern Pöbels im Handgemenge, welcher wüthend mit langen Messern (Manchetto's) schlug. Der Kampf war blutig. Soldaten, vielleicht eine von

der nahen Wache abgeschickte Patrouille, sahen zu und lachten laut auf, wenn einer röchelnd niederstürzte. Am andern Morgen erzählte man als etwas Alltägliches, daß in dieser nächtlichen Schlägerei Zwei das Leben eingebüßt hätten, weit Mehre aber mehr oder weniger gefährlich verwundet worden wären. — In keiner andern Stadt Columbiens herrscht die Trunksucht in dem Grade, wie in Mompox. Man gehe hier, wann und wohin es immer sei, man wird Betrunkenen begegnen und ausweichen müssen. Diese, für Mompox eben nicht rühmliche Bemerkung, die Jedem, der hier auch nur einen Tag verweilt, auffallen muß, deren Richtigkeit man überdies auch von hiesigen achtungswerthen Einwohnern bestätigen hört, bin ich der Wahrheit schuldig.

Am folgenden Morgen bewirthete Herr Lynch uns Alle mit einem verschwenderischen dejeuné à la fourchette. Zum Mittagsessen blieb von uns aber nur Doctor William, Herr Gliston, John, der mit Jenem in Geschäftsverbindung stand, und Wilhelm, welcher hier seine Schöne von gestern Abend wieder zu finden hoffte. Ich scheute mich, von der Gesellschaft zu sein, weil ich fürchtete, hier, wo mehre Engländer anwesend sein würden, weniger Nachsicht

zu finden, wie in dem gestrigen Cirkel. Später wurde ich dreister in dieser Hinsicht. Heute indessen zog ich es vor, in Begleitung von Herren Martin, Heinrichs und zwei anderen Gefährten eine Streifpartie in der Stadt und nahen Umgegend zu machen. Während dessen stand das Thermometer im Schatten auf 91° Fahr. —

Gutes Trinkwasser ist hier eben so schwer zu bekommen, wie in Santa Marta; es muß Stunden weit herbeigeholt werden. Leute aus den niederen Ständen besorgen es, und da sie es sich gut bezahlen lassen, so dient ihnen das Trinkwasser zum Nahrungsquell. Die Vornehmern halten sich Gesinde, deren einzige Beschäftigung die Besorgung desselben ist. Wir trugen beständig Panalen, d. h. leichte Rollen raffinirten Zuckers, bei uns, um nöthigen Falls auch schlechtes Wasser dadurch trinkbar machen zu können.

Mompor zählt mehre recht hübsche Kirchen und fünf Klöster. Die letzteren hat sich die weltliche Regierung zugeeignet, nachdem sie deren frühere Bewohner, Mönche und Nonnen, durch einen Machtspruch hinausgeworfen und nach allen zweiunddreißig Winden zerstreut. Seit Kurzem aber hat man sich geneigt gefunden, wie man sagt, noch auf Bolivars Betreiben,

eins jener Klöster zehn bis zwölf abgelebten Mönchen auf Lebenszeit wieder einzuräumen. — In der Nähe des Ufers erblickten wir einen röthlich braunen, ungefähr fünf bis sechs Fuß langen Pelikan. Er ließ sich sehr nahe kommen. Ich bedauerte, ohne Gewehr ausgegangen zu sein; da er anders sicher meine Beute geworden wäre, ein so unsicherer Schütze ich auch war. Der Doctor behauptete, als ich ihm davon eine Beschreibung gab, daß Pelikane von dieser Farbe im Innern des Landes nur höchst selten angetroffen würden. — Als wir in die Stadt zurückkehrten, rief ein nicht zehnjähriger Knabe unsern Schutz an, indem er von einem andern, vielleicht vier Jahr älteren mit einem Manchetto heftig verfolgt und mit dem Tode bedroht wurde. Beide Knaben waren betrunken.

Herr John hatte zu unsrer Freude die Beendigung seiner Geschäfte möglichst beeilt, und konnten wir daher schon am Dienstage, den 8., des Morgens zehn Uhr, unsre Reise fortsetzen.

XVII.

Ankunft in Santa Pedro Vieja. — Der dortige Alcalde und der schreckliche Tod seines Sohnes. — Unser Monkey verunglückt und der tödtliche Gram des Stachelschweins. — Santa Pablo. — Der improvisirte Ball der Indianer. — Die Trennung von einem Theile unserer bisherigen Reisegefährten. — Das Dampfboot auf einer Sandbank. — Die Jagd. — Die Parderkatze. — Der geldsüchtige Alcalde und die Hülfsmannschaft. — Der Affenkopf. — Der Kanalbau. — Das hülfreiche Gewitter. — Der Wasserfall. — Ankunft in Nare. —

Da der Fluß von hier bis ungefähr zwanzig Meilen aufwärts sehr seicht ist, so kamen wir auf dieser Strecke nur langsam fort. Um nicht unversehends festzusitzen zu kommen, mußte jedes Mal mit Anbruch der Dunkelheit beigelegt werden. Am dritten Tage erreichten wir ziemlich frühzeitig St. Pedro Vieja, ein ansehnliches, nur von Indianern bewohntes Dorf, mit einem großen Marktplatz. Wir gingen an das Land, um frisches Fleisch zu kaufen. Der

Alcalde, bei dem wir vorsprachen, bot uns für die Nacht ein reinliches, leerstehendes Haus an. Da wir die vorhergehenden Nächte vor dem ewigen Gesumse der Moskito's wenig hatten schlafen können, so gaben wir die beabsichtigte Weiterreise für heute auf und ließen unsere Betten vom Schiffe holen. Uns fiel die tiefe Niedergeschlagenheit des Alcalden auf, eine bei Indianern ganz ungewöhnliche Erscheinung. Wir erkundigten uns nach der Ursache und erfuhren, daß ein unglücklicher Zufall ihm erst kürzlich seinen zwanzigjährigen, einzigen Sohn geraubt habe. Dieser kehrte nämlich, wie er mit thränenden Augen erzählte, zu Fuße von einem Besuche zurück, den er seiner Braut, die ungefähr zwei Leguas von hier bei ihren Eltern wohnte, abgestattet hatte. Müde, vielleicht auch in Folge eines plötzlichen Unwohlseins, mochte er so unvorsichtig gewesen sein, sich unterwegs niederzulegen und einzuschlafen. Man weiß es nicht. Sein gutes Gewehr hatte er bei sich. Am folgenden Morgen in aller Frühe kam seine Braut mit ihren beiden Brüdern desselben Weges, um ihn an dem eingefallenen Feiertage mit einem Besuche zu überraschen. Schon von Ferne, als sie ein Gewehr am Boden liegen sah, erkannte sie es; sie erkannte auch

den Strohhut, der nicht weit davon lag; ihr Bräutigam hatte ihn am vorigen Abend, als er von ihr Abschied genommen, noch getragen. Von einer trüben Ahnung engriffen, sprang sie — nein, stürzte sie vom Pferde. Da lag das Gewehr, fünf Schritt davon lag der Hut, und von ihnen führte eine breite Blutspur weiter. Die Unglückliche sucht, von ihren Brüdern zu Fuße gefolgt, der Spur nach. Sie läuft über eine kurze Ebene dem dichten Gebüsch zu. Keuchend schlägt sie mit beiden Händen ein hohes Strauchwerk von einander, in welches sich der erstarrte rothbraune Faden zog. Sie bemerkt es nicht, daß ihre Brüder einen Tiger erlegen, der ihr aus dem Gebüsch entgegengesprungen war, ihr Leben bedroht hatte; sie, o schrecklicher Anblick! sieht nichts als die zerrissenen Kleider, die hier zerstreut umher lagen, als einen Ohrring, den er getragen, einen zerbrochenen goldnen Armring, ihr Geschenk; von dem Bräutigam sieht die Braut nur Ueberreste — noch blutende Fetzen. — Sie überlebte ihn indessen nur zwei Monate. — — — Eine deutsche Braut wäre mit Ohnmachten davon gekommen, eine Indianerin — stirbt.

Herr John und der Doctor gingen allein auf die Jagd. Uns Uebrigen war durch die eben gehörte

Erzählung die Lust dazu vergangen. Da es zum Schlafengehen noch zu früh war, so schlenderten wir im Dorfe umher. — Die Häuser waren alle weiß übertüncht und sahen recht schmuck aus. In mehre traten wir ein und wurden von den Besitzern freundlich aufgenommen. Sie alle wollten uns bewirthen. Einige setzten uns Zuckerwasser vor, Andere brachten gekochte Kaimanseier, die weiß aussehen und in Größe und Geschmack dem Gänseei ähnlich sind; die Meisten aber drangen uns Aquadient auf. Die Häuser, welche wir auf diese Weise im Innern zu sehen bekamen, bestanden alle nur aus zwei Gemächern. — Auf einem großen Platze im Dorfe wurde getanzt. Die Musik bestand aus zwei Pfeifen und einer Trommel; zu der letztern diente eine getrocknete, straff angezogene Kuhhaut. Daß wir, von den Indianerinnen lebhaft dazu aufgefordert, fröhlich mittanzten, so gut es angehen wollte, braucht wohl kaum versichert zu werden.

Am folgenden Morgen wurde frühzeitig aufgebrochen. Da wir tiefes Fahrwasser hatten und auf keine erheblichen Hindernisse stießen, so wurden in der Stunde fünf Leguas zurückgelegt. — Durch die Unvorsichtigkeit der Matrosen verloren wir unsre Meer-

katze; ein Verlust, den wir allgemein bedauerten. Als nämlich die Matrosen mit dem Boote an das Land geschickt wurden, um Kochholz zu holen, hatte sich Monkey aus Furcht vor einer verdienten Strafe — der Bösewicht hatte die Sahne von der Milch genascht — darin versteckt, und war unbemerkt mit hinübergefahren. Dort angekommen, sprang er in hurtigen Purzelbäumen über die Köpfe der erschrockenen Matrosen, die damit beschäftigt waren, das Boot am Ufer zu befestigen, hinweg und suchte das Weite. Frei, trieb er anfangs allerlei Kurzweil mit seinen Verfolgern, indem er, einmal im Vorsprunge, minutenlang stehen blieb, ihnen Gesichter zuschnitt und dann, sich plötzlich umdrehend, mit seinen langen Fingern auf einen gewissen unästhetischen Körpertheil trommelte; eine Pantomime, die ihn die Matrosen selbst gelehrt hatten, und worüber sie sich jetzt am meisten ärgerten. Endlich aber, gedrängt und sonst kein Versteck wahrnehmend, lief er in großen Bögen auf eine Baumgruppe am Strande zu. Ehe der arme Schelm diese aber erreichen konnte, wurde er von einem Kaiman ergriffen und in den Fluß gezogen. Monkey's unglückliches Schicksal führte zu einer Beobachtung, die uns allen auf der „Carlotta" auffiel und von Dr. William

ein naturhistorisches Wunder genannt wurde. Nämlich, wie vorübergehend schon oben bemerkt, lebten Monkey und das Stachelschwein beständig mit einander in Hader; fingen aber dessenungeachtet gemeinschaftlich das Ungeziefer weg, bei welchen Jagden ersterer diejenigen Spinnen und Schaben, welche sich an den Wänden oder Decken befanden und von dem letztern, dem Stachelschwein, nicht erreicht werden konnten, diesem zujagte und von ihm, gleichsam zu seiner Unterhaltung, tödten ließ. Von dem Augenblick nun, wo Monkey das Schiff verlassen hatte, bekümmerte sich das Stachelschwein um die Jagden nicht mehr, griff kein Insect mehr an, und wenn dies auch dicht um seine Schnauze kroch, wurde unruhig, verweigerte hernach die Annahme von Futter und wurde nach einigen Tagen auf seinem Lager todt gefunden. Der Doctor behauptete, das Thier habe sich um Monkey's Verlust zu Tode gegrämt. Zu erklären wußte er diesen Gram aber nicht, indem anscheinend zwischen diesen beiden Thieren mehr Antipathie als Sympathie geherrscht hatte.

Wir kamen an mehren Dörfern von beträchtlicher Größe vorbei, mit größtentheils Alleen von Cocuspalmen, die sich bis an den Fluß hinzogen. Die

Dörfer selbst erhielten dadurch ein freundliches Ansehen. — Am Dienstage, den 15., des Morgens eilf Uhr, erreichten wir St. Pablo, ein schmutziges Dorf, wo wir aber länger verweilen mußten, um für Herrn Martin nebst drei andern von unsrer Gesellschaft, welche für die Silberbergwerke von Pampelona engagirt waren, und sich hier von uns trennen mußten, ein Fahrzeug zu miethen, welches sie einen kleinen Fluß hinaufbringen sollte, der hier ausmündete.

Die Trennung wurde von uns allen tief gefühlt. Unsere Freundschaft, es ist wahr, war noch jung; sie schrieb sich nicht von Jahren, sondern nur von wenigen Monaten her. Indessen wogen diese Monate — in denen wir stets beisammen lebten, gemeinschaftlich Gefahren und Beschwerden, wie sie das Leben nur bieten mag, zu ertragen hatten, in denen wir uns Liebesdienste von einer ganzen Lebensdauer an Anzahl und an Werth erweisen konnten und erwiesen haben — wohl Jahre auf.

Da es möglich, ja höchst wahrscheinlich war, daß wir uns im Leben nicht wiedersehen würden, so beschlossen wir die Trennungsstunde recht feierlich zu begehen. Da unsre Culinargeschicklichkeit nicht ausreichte, um eine gut besetzte Tafel, das vornehmste

Erforderniß zu jeder solchen Feierlichkeit, zu beschaffen, so hatte eine Kreolin, in deren Hause wir logirten, die Gefälligkeit, die Besorgung derselben zu übernehmen. Herr John, der Alcalde, und ein columbianischer Officier, Namens Yubert, welcher mit einem kleinen Detachement hier lag und den wir beim Alcalden getroffen hatten, waren die fremden Gäste unsers kleinen Festes. Nach dem Essen, wobei es natürlich an Aquadient, Chika (ein hier sehr beliebter starker Cider) und andern Spirituosen nicht fehlte, wurde auf einem freien Platze, welcher neben unsrer Wohnung lag, ein Ball improvisirt, woran das ganze Dorf Theil nahm. Bis tief in die Nacht lebten wir herrlich und in Freuden.

Am folgenden Morgen um acht Uhr waren wir zur Abreise gerüstet. Wir nahmen Abschied von einander. Jene bestiegen den Champan und steuerten nach Osten, wir andern Sechs, nämlich Herr Gliston, Doctor William, Heinrichs, Wilhelm Knapp, Anton Barth aus Obersachsen und ich, begaben uns an Bord der „Carlotta" und fuhren dem Süden zu. Man darf mir glauben, der Abschied von dem Landsmanne und treuen Gefährten in einem in Sitte und Sprache fremden Lande, mehre tausend Meilen von dem hei-

mathlichen Boden entfernt, ist herzlicher und wird weit tiefer gefühlt, als der Abschied von dem, hinter dem väterlichen Ofen hockenden Freunde zu einer kleinen Landpartie. So lange, bis die Uferbänke sie unserm Gesichtskreise entrückt hatten, wehten wir ihnen mit unsern, von Thränen gefeuchteten Tüchern den letzten Abschiedsgruß zu. Selbst Herr Gliston, so theilnahmlos er sonst auch schien, konnte bei dieser Gelegenheit eine gewisse Rührung nicht ganz unterdrücken. Herr Anton Barth war der erste, der seine Heiterkeit wieder gewann. Er holte die Guitarre herbei und suchte uns durch fröhliche Lieder wieder zu ermuntern. Dieser sah im Uebrigen auch einer seltenen Freude entgegen, indem er binnen einigen Tagen seinen älteren Bruder sehen sollte, welcher sich seit mehren Jahren in den Silberbergwerken von St. Anna befand und ihn, nach der empfangenen Zuschrift, in Honda erwarten wollte. Dieser ältere Bruder war es auch, der ihn zu dem Engagement nach St. Anna ermuntert und es hernach veranlaßt hatte. Der arme Anton! Doch ich will den Ereignissen in der Erzählung nicht vorgreifen. — Wir sahen heute viele schwarze Wasserhühner, von welchen aber keine zum Schusse kamen; dagegen schoß der Doctor einen grauen

Weiher, der von der einen Flügelspitze bis zu der andern drei Fuß maß. Sein Fleisch war ungenießbar; wir bedauerten die Zuthaten, die wir bei der Zubereitung verbraucht hatten. — Spät am Abend schreckte uns ein heftiger Stoß aus dem ersten Schlaf. Durch die unverzeihliche Nachlässigkeit zweier Matrosen, welche während der Nachtfahrt mit dem Senkblei das Fahrwasser sondiren sollten und die beide eingeschlafen waren, war unser Dampfboot auf eine Sandbank gerathen und hatte sich dort festgeschleift. Wir machten während der Nacht keinen Versuch zum Loskommen; schossen aber nach den beutegierigen Kaimanen, welche schaarenweise herbeikamen.

Mit dem ersten Morgenstrahl machten wir uns an das mühsame Werk, unser Fahrzeug wieder flott zu machen. Wir erkannten mehr wie zu bald das Fruchtlose unserer Bemühungen. Das Schiff stand fest, war weder vor- noch rückwärts zu bewegen. Durch die Gewalt des Anlaufs hatte es sich bis fast auf die Mitte der Bank tief eingeschnitten. Jetzt blieben uns nur zwei Wege, entweder Hütten zu bauen und mit Gemüthsruhe den nächsten Regen abzuwarten, welcher uns von selbst flott machen würde, oder vom nächsten Dorfe die nöthige Mannschaft herbei-

zuholen, um nach der Länge der Sandbank einen Kanal zu bauen, tief genug, um die „Carlotta“ hindurchzubringen. Da der Schiffsbarometer auf „sehr trocken“ stand, in der That auch kein Wölkchen am ganzen Horizont zu erblicken war, so hielten wir das letzte Mittel als das kürzeste, auch für das beste. Nach langer Berathung, und nachdem die Schiffswinden noch einmal vergebens angestrengt worden waren, bestieg Herr John mit vier handfesten Matrosen das große Boot, welches wir nebst einem kleineren bei uns führten, und verließ uns mit dem Versprechen bald wieder zurückzukehren. Das nächste Dorf, an welchem wir am Abend zuvor vorbeigekommen waren und woher die Hülfsmannschaft nun geholt werden sollte, mochte ungefähr eine oder zwei Stunden entfernt liegen.

Nachdem Herr John uns verlassen hatte, fühlten wir auf dem Schiffe die größte Langeweile. Es bedurfte daher von Seiten des Doctors nicht vieler Ueberredung, um uns zu einem Jagdzuge nach dem Walde zu bewegen, welcher vom Ufer nicht sehr entfernt lag, und gute Beute, mindestens Zeitvertreib versprach. Herr Barth, Wilhelm und ich begleiteten ihn. — Als wir durch das erste Strauchwerk, unge-

fähr hundert Schritt vom Ufer, uns den Weg gebahnt hatten und eben an der andern Seite hinaustreten wollten, horchte der Doctor auf das leichte Rascheln im trocknen Laube, welches sich hören ließ; er meinte, daß man sich auf den Angriff eines Tigers gefaßt halten müsse. Unser Sachse, der bisher nur selten einer Jagd gefolgt war, ward leichenblaß, wie er vom Tiger hörte. Ob ich mehr Muth fühlte, das will ich nicht behaupten, zumal ich nicht viel besser schoß, als jener. Doch das Rascheln schien sich wieder zu verlieren, ohne daß wir in derselben Richtung eine Bewegung des obern Buschwerks wahrgenommen hätten. Doctor William, der sich nicht glaubte geirrt zu haben, und einen Tiger im Rücken für gefährlicher hielt, wie vor dem Schusse, ließ uns, als wir das Gebüsch etwa zwanzig Schritte hinter uns hatten, Halt machen und ein lautes „Hallo!“ erheben. Als sich hierauf noch nichts rührte, bat er mich, loszubrennen, und wo möglich auf die Stelle zu halten, wo wir das Geräusch zuletzt gehört hatten. Ich that es, und unmittelbar nach dem Schusse sahen wir ein kleines, fahles Ungethüm in hohen Bogensprüngen auf uns losstürzen. Ein Kernschuß des Doctors streckte es nieder. Wilhelm hatte gleich-

zeitig geschossen und ihm einige Hagelkörner in die Vorderläufe gejagt. Es war eine Parderkatze von fahler Grundfarbe mit schwarzen Streifen und Flecken. Diese Katze soll eben so wild wie der hiesige Tiger, aber dem Menschen noch weit gefährlicher sein wegen ihrer größern List, mit welcher sie ihre Beute zu erlauern weiß. Der Rumpf war drittehalb Fuß lang; dagegen maß sie vom der Nasenspitze bis zur Spitze des eben nur die Erde berührenden Schwanzes fünftehalb Fuß. — Bei genauerer Untersuchung fand sich, daß mein ins Blinde gehaltener Schuß sie ebenfalls getroffen und den linken Schenkel gestreift hatte; wahrscheinlich ist sie durch den Schmerz aufgeschreckt und zum Angriff gereizt worden. Bei dem Abstreifen des hübschen Pelzes, eine Kunst, in welcher der Doctor eine besondere Geschicklichkeit an den Tag legte, waren die weißen Ameisen, Sandflöhe und summenden Moskitos, die uns aus den nahen Büschen in hellen Schaaren umschwärmten, nicht wenig lästig. Leber und Zunge wurden nebst dem Felle in die Jagdtasche gesteckt und mitgenommen.

In dem Walde kostete es viele Mühe, uns einen Weg zu bahnen, bis wir so etwas von einem Pfade entdeckten, welcher von den Indianern herrühren

mochte, die hier Wachs und wilden Honig zu suchen pflegen. Wir trafen selbst viele Bäume, in denen wilde Bienen bauten, und erlaubten uns einige Pfunde Honig auszunehmen, dessen Genuß uns bei dieser unerträglichen Hitze, die wir ungeachtet des dichten, gegen Sonnenstrahlen schützenden Laubdaches auszustehen hatten, erquickte und bei Kräften erhielt. Wegen der vielen giftigen Schlangen, die in den Wäldern sich aufhalten, mußten wir im Gehen sehr auf unserer Hut sein; kleinere, von welchen vielleicht die wenigsten giftig oder gefährlich waren, trafen wir genug, doch größere Arten sahen wir nicht. — Nach einem dreistündigen Umhertreiben hatte der Doctor außer dem Parder, noch einen drei Fuß langen, schwarzen Anhima geschossen, der an der Stirne einen drei Zoll langen hornartigen Auswuchs hatte, ferner zwei rothe und einen grünen — in dieser Gegend seltneren — Papagei und eine rothe Meerkatze mit einem acht Zoll langen, sehr rauhen Barte. Ich nahm den Kopf zu mir, um Heinrichs ein Geschenk damit zu machen. Wilhelm hatte zwei Papageien zur Beute gemacht und einen bläulichen Secretair (Schlangenfresser) angeschossen, wegen Mangel eines Hundes seiner aber nicht habhaft werden kön-

nen. Unser dritter Jagdgenosse that im Ganzen sechs Schüsse; ob er etwas getroffen hat, war nicht zu ermitteln; endlich habe ich außer dem ersten blinden Schusse noch verschiedene Male auf Vögel und Affen abgedrückt. Der Doctor meinte lachend, die Thiere wären mit dem bloßen Schrecken davon gekommen.

Indem wir uns im Walde verirrt und durch Aufsuchen des Rückweges eine kostbare Zeit verloren hatten, so war es nah vor Abend, als wir endlich ins Freie kamen. Da in den Tropengegenden, ohne den Uebergang von der Abenddämmerung, mit dem ersten Dunkelwerden gleich die Nacht einbricht, wir aber bis zum Strande eine artige Strecke vor uns hatten, und ein eigentlicher Weg dorthin nicht führte, so konnte unsre Lage eine höchst kritische werden. Glücklicher Weise sahen wir gleich bei dem Austritte aus dem Holze in der Gegend, wo unser Schiff lag, Feuer aufgehen, und konnten leicht errathen, daß diese von der herbeigeholten Hülfsmannschaft herrühren mußten. Diese Feuer dienten uns zu Wegweisern. Obwohl wir die Dickungen zu umgehen suchten, so waren sie doch nicht ganz zu vermeiden; und wie die Nacht völlig hereingebrochen war und wir das Geheul der, vor dem weiten Feuerkreise stutzen-

den Jaguare und Tiger hörten, die vor uns und neben uns haus'ten, hatten wir gewiß unsern ganzen Muth aufzubieten, die erforderliche Kaltblütigkeit zu behalten. Ehe wir einen Busch oder auch nur das unbedeutendste Gesträuch passirten, wurde erst hineingeschossen; auf freien Ebenen, die in der Nacht am gefährlichsten sind, gingen wir je Zwei Rücken an Rücken, nach jedem dunkeln Gegenstand, der uns auffiel, schießend. Am Ende fehlt es aber an Munition, und Gott weiß, wie es uns noch hätte ergehen können, da wir noch mehre tausend Schritte vom Strande entfernt waren, wenn nicht Herr John, durch das fortwährende Schießen aufmerksam gemacht und wegen unserer Verspätung schon besorgt, unsre Gefahr errathen hätte. Ohne Verweilen schickte dieser uns in der durch das Schießen angezeigten Richtung einen Theil der Mannschaft entgegen, die die wilden Bestien mittelst helllodernder Baumzweige, welche sie trugen, und durch Geschrei verscheuchten. — Den vor wenigen Stunden einsamen und verlassenen Strand fanden wir bei unsrer Zurückkunft in ein reges Dorf umgewandelt.

Da die Kaimane des Nachts das Wasser nicht zu verlassen pflegen, gegen die Angriffe der Jaguare

oder Tiger aber ein helles Feuer genügenden Schutz gewährte, so schliefen auch wir Europäer am Lande, weil man hier von den Moskitos weniger zu leiden hatte. — Herr John hatte dreißig Indianer gleich mitgebracht; noch funfzig andere sollten, wie ihm der Alcalde versprochen, am andern Tage nachfolgen. Ohne jedoch diese abzuwarten, machten wir uns am folgenden Morgen mit Tagesanbruch an die Arbeit. Es war langweilig, das sahen wir ein; wollten wir aber nicht auf das Ungewisse hin hier liegen bleiben, so mußte sie vollführt werden. Unsere Werkzeuge, mit welchen wir einen Kanal von 120 Fuß Länge, 11 F. Breite und etwa 8—12 F. Tiefe herzustellen hatten, bestanden aus sechs eisernen Spaten, vierzehn breiten Piken, drei Haken und so viel hölzernen Spaten, Pflöcken und Treibern oder Schlagen, wie die Matrosen und Indianer während der Nacht hatten anfertigen können. — Etwa um 8 Uhr des Morgens erschien der Alcalde aus jenem Dorfe, von wo wir den Succurs erwarteten, in eigener Person, brachte aber anstatt der versprochenen funfzig nur fünf Indianer mit, vorgebend: daß die andern an einem Freitage, den wir hätten, weil dieses ein Fast-, mithin auch ein Festtag sei, nicht arbeiten

wollten. Es bedurfte nur geringen Scharfsinns, um einzusehen, daß es bei dem ehrlichen Manne nur auf Geldprellerei abgesehen war. Wir kannten die Gewalt, die ein indianischer Alcalde in einem indianischen Dorfe übt, zu gut, um uns auch nur einen Augenblick täuschen zu lassen. Da wir der Leute jedoch dringend bedurften, wollten wir nicht wochenlang hier liegen bleiben, so mußten wir schon, wie man zu sagen pflegt, in den sauren Apfel beißen. Herr John that daher, was Jener wollte, und versprach ihm funfzehn Dollars (ungefähr 20 Thaler Cour.) für seine Bemühung, wenn er seine Dorfheiligen veranlasse, sich bis höchstens ein Uhr hier einzustellen. Mit der Versicherung, das Seinige aufzubieten, um dem Wunsche des Herrn Capitains zu genügen, kehrte der Alcalde nach dem Dorfe zurück. Es war noch lange nicht ein Uhr, so befanden sich die streng orthodoxen Indianer schon bei uns. Dem ehrlichen Dorfsouverain schenkten wir Passagiere, neben der von Herrn John versprochenen Gratification, noch sechs Dollars aus unsern eigenen Mitteln, dafür, daß er sich so beeilt und noch vier Mann über die zugesicherte Zahl mitgebracht hatte. Vor Freuden außer sich küßte er uns allen die Hände, und würde uns auch die Füße ge-

küßt haben, wenn wir es gelitten hätten. — Eine ähnliche Geldgier ist mir bei Indianern nie wieder vorgekommen. Dieser Alcalde machte eine Ausnahme von der Regel.

Heute Mittag bekam mein alter Freund Heinrichs zufällig meine Jagdtasche in die Hände. Neugierig, was sie bergen möge, griff er hinein. Aber schreckensbleich und mit dem Ausrufe: „Großer Gott, ein Mord!“ ließ er den herausgezogenen, von mir in der Verwirrung vergessenen Affenkopf seinen zitternden Händen entfallen. Er glaubte den Kopf eines donischen Kosacken zu sehen. Es dauerte acht Tage, ehe er mir den ihm verursachten Schrecken verzieh. — Als wir die gestrige Jagdbeute hervorholten, um sie auf den Mittag zuzubereiten, war sie größten Theils von weißen Ameisen und scheußlichen Maden verzehrt, und der Rest bereits in Fäulniß übergegangen. Die Jagdtaschen mußten, ehe wir sie wieder gebrauchen konnten, mit Tabackslauge gereinigt werden.

Die Arbeit ging bei der, selbst den Indianern unerträglichen Hitze — das Thermometer zeigte um zwei Uhr im Schatten 96° F. — nur langsam von Statten. — Da die Indianer andauernd regelmäßige

Arbeiten verabscheuen, so erfordert es große Vorsicht, wenn man sie dazu verwenden will. Wir bestimmten daher im Voraus die Zahl und die Zeit der Arbeitsstunden, nämlich Vormittags von sechs bis eilf Uhr, und Abends von fünf Uhr bis Mitternacht. Diese späten Abendstunden sollten die durch die lange Siefte am Tage verlorene Zeit ersetzen. Während der Nachtarbeit mußte dann die Sandbank, da wir keinen Mondschein hatten, durch große Feuer, die an beiden Ufern unterhalten wurden, erleuchtet werden, während man die zahlreichen, hier hausenden Kaimane, durch Schießen und Klappern zu verscheuchen suchte. Eine oberflächliche Berechnung hatte ergeben, daß mit den Kräften, die uns zu Gebote standen, zehn Tage zu der Herstellung des Canals erforderlich sein würden. Und zehn Tage bei dieser Hitze fast unter freiem Himmel zubringen zu müssen, war, wahrlich! keine erfreuliche Aussicht. Unsre schon erregte Mißstimmung erreichte aber den höchsten Grad, als die Indianer am folgenden Tage gleich nach dem Mittagsessen ihren Tagelohn forderten, mit der einmüthigen Erklärung, nach dem Dorfe zurückkehren zu wollen, um den einfallenden Sonntag zu Hause zu feiern. Sie versprachen freilich, sich am Montag Morgen

frühzeitig wieder einzustellen; aber unterdessen ging für uns eine kostbare Zeit verloren. Hr. John bot alle Ueberredungskünste auf, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; versprach selbst doppelten Tagelohn. Doch vergebens. Den Abend um 6 Uhr hatten uns jene verlassen, und wir waren wieder allein.

Ein altes sehr bekanntes Kernsprichwort sagt: wenn die Noth am höchsten ist, ist die Hülfe am nächsten. Wer es sich tief einprägt, wird nie verzweifeln, so arg seine Lage für den Augenblick auch scheinen möchte. Und welcher Sterbliche hat dessen Kraft und Wahrheit nicht schon an sich erfahren? — Es mochte Abends gegen neun Uhr sein — die Luft war drückend schwül —, ich hatte, um von den Besuchen der Tiger nicht belästigt zu werden, die am Ufer leicht hergestellte, mit Heinrichs und Wilhelm bewohnte Hütte, eben verrammelt, als Hr. John ein Boot an das Land schickte, mit der Aufforderung, uns mit der übrigen Gesellschaft, die sich ebenfalls dort befand, ohne Säumen an Bord zu begeben, weil ein Gewitter im Anzuge sei. — Die Maschine war noch nicht geheizt, als sich in den fernen Gebirgen schon ein dumpfes Toben hören ließ; von zwei Seiten zog ein leichtes, durchsichtiges Gewölk herbei; kein Lüftchen

regte sich; und doch wurden die Wolken mit jedem Augenblick dunkler, drohender. Welche unsichtbare Macht peitschte diese dunklen, furchtbaren Wassermassen über uns? Bald war der ganze Horizont bedeckt; endlich fuhr ein Blitz herab, der erste, ein langer feuriger Zickzack, der Donner folgte, ehe man noch drei zählen konnte. Das Gewitter war da.

Wer in diesem tropischen Klima nicht selbst ein Gewitter erlebt hat, ist außer Stande, sich von dessen Allgewalt, von dessen furchtbaren, ich möchte sagen gräßlichen Schönheit, bei deren Betrachtung auch der Muthigste bebt und zittert, eine richtige Idee zu machen. Die Natur bietet kein zweites Bild, welches damit zu vergleichen wäre. Das schnelle Aufeinanderfolgen der zackigen Feuerströme, des Donners gewaltiges, unaufhörliches Rollen und sein tausendfach in den Gebirgen wiederhallendes Echo; das unaufhörliche, fast den Donner übertäubende Geplätscher der aus des Himmels weit geöffneten Schleusen stürzenden Wasserstrahlen; die wunderbare Geschwindigkeit, mit welcher ein Gewitter heranzieht, sich in Strömen ergießt und dann ohne Uebergang wieder verschwindet — kurz das Großartige, das Ueberraschende dieser gewaltigen Naturscene schildern, davon ein

Bild geben zu wollen, welches der Wahrheit nur nahe käme, ich weiß nicht, ob es die Feder irgend eines Sterblichen vermag; mit meiner wenigstens trete ich bescheiden zurück.

Das Gewitter hielt nur achtundzwanzig Minuten an. Aber schon nach den ersten Minuten des Ausbruchs hob sich unser Fahrzeug, und einige Secunden später glitt es über die Sandbank hinweg; und da wir bei dem eingetretenen hohen Wasserstande unsre Maschine für die Nacht unbesorgt spielen lassen konnten, so traf uns „Aurora's erstes Lächeln" in vollem Fahrwasser, die verlassene Bank weit hinter uns. Der Sonntag wurde festlich begangen. Herr John hielt Gottesdienst, d. h. er las aus einem englischen Andachtsbuche ein, auf den uns begegneten Vorfall ziemlich treffendes, Capitel vor, und schloß mit einem lauten Gebete aus dem nämlichen Buche. Nach dem Mittagsessen, welches beiläufig erwähnt von Herrn John bereitet, sehr gut gerathen war und zu welchem der Doctor zwei schwarze Wasserhühner geschossen hatte, die ein den Tauben ähnliches, zartes, wohlschmeckendes Fleisch haben, wurde Grogg getrunken.

Ohne auf wesentliche Hindernisse zu stoßen, ging unsre Fahrt rasch und auf die erwünschteste Weise

von Statten, bis wir am Mittwoch, den 30. März, in der Gegend des Dorfes Sitio de Guerepata auf einen beträchtlichen Wasserfall stießen, der nicht zu umgehen war. Auf einer kleinen Anhöhe am rechten Ufer sah man drei hohe Kreuze. Sie hatten zum Zweck, daß die vorbeikommenden Schiffer sich an ihrem Fuße durch Gebet auf die kommende Gefahr vorbereiten, oder aber, wenn sie stromabwärts führen, für die überstandene Gefahr danken sollten. Fünf von unsern Matrosen, Katholiken, setzten in der That über und beteten dort. Wir Protestanten gingen freilich nicht mit, indessen unsre Blicke wandten sich nicht weniger zu Ihm, der da helfen konnte und uns auch hier geholfen hat. — Am folgenden Tage, als am Gründonnerstage, den 31., gelangten wir glücklich nach Nare, wo uns der Alcalde ein unbewohntes Haus zum Quartier anwies.

XVIII.

Wir verlassen das Dampfboot. — Aufenthalt wegen Mangel an Boga's oder Ruderern. — Unsre Wohnung und die Häuser in Nare überhaupt. — Das Mutter Marienbild. — Die Prozession. — Unsere Haushälterin Majula. — Der Gottesdienst. — Abschiedsgeschenke. — Die Weiterfahrt. — Ein Haus ohne Bewohner. — Die schlaflos zugebrachte Nacht auf einer Insel. — Ein Unglücksfall. — Beendigung der Fahrt auf dem Magdalenenflusse und die Ankunft im Zollhause vor Honda. — Die getäuschte Hoffnung eines Bruders. —

Der Magdalenenfluß wird, je weiter aufwärts bis Honda, so seicht, daß er mit Dampfböten nur unter günstigen Umständen, d. h. bei starkem Regenwetter, zu befahren ist. In diesem Augenblicke glaubte es Herr John nicht wagen zu dürfen. Wir sahen uns daher genöthigt, hier wieder ein Champan zu nehmen. Diesen verschaffte uns der Alcalde noch an demselben Abend; indessen war kein Pione oder — wie sie hier genannt werden — Boga (Ruderer)

zu bewegen, vor Ablauf der einfallenden Festtage den Champan zu besteigen. Uns blieb daher keine andere Wahl, als bis zu Ende der Osterfeier in Nare zu bleiben. — Herr John, mit welchem wir recht brüderlich gelebt hatten, fuhr am Sonnabend nach Baranca zurück. Zur Rückfracht lud er Taback und Cigarren, die aus der Tabacksfactorei zu Ambelina für ihn angekommen waren. Uns wäre es sehr lieb gewesen, wenn auch er die Festtage hier gefeiert hätte. Jedoch, da er, wo möglich noch vor dem Einfall der Regenzeit (Mai) eine Reise nach den nordamerikanischen Staaten anzutreten beabsichtigte, so wollte er keine Zeit verlieren. Beim Abschiede erhielten wir von ihm das Versprechen, uns in Marmato zu besuchen, sobald er nach Bogota zurückgekehrt sein würde, was in acht oder höchstens zehn Monaten geschehen könnte. Der Mensch denkt, Gott lenkt! Wie mir später Herr Elbers erzählte, ist Herr John auf der Fahrt nach Nordamerika mit dem Schiffe verunglückt.

Mit unsrer Wohnung konnten wir zufrieden sein; sie war geräumig und, so weit das Klima es gestattete, auch rein vom Ungeziefer. Ein kleiner Garten mit herrlichen Fruchtbäumen, seltenen Blumen und Gesträuchen, welcher sich dabei befand, gewährte uns

viel Vergnügen. Wir würden das Alles vielleicht nicht so schön gefunden haben, wenn wir gewußt hätten, was wir erst später erfuhren, daß erst vor Kurzem eine zahlreiche Familie in diesem Hause am gelben Fieber ausgestorben sei. — Die Häuser im ganzen Orte waren wegen der Feiertage frisch mit weißem Kalk übertüncht und sahen recht festlich aus. Man findet hier, in Betracht der Oertlichkeit, eine ganz hübsche Kirche, die insbesondere an Heiligenbildern reich ist. Unter diesen fiel mir vor allen aber ein Mutter-Marienbild auf, in sitzender Stellung mit dem Jesuskinde auf dem Schooße; sie von riesenhaftem Gliederbau mit einem so kleinen Kopfe auf dem dicken Halse, daß sie ihn mit der flachen Hand füglich drei Mal hätte bedecken können; das Kind dagegen ein Pygmäe mit dem Kopfe eines Goliath. Der Kopf, die Hände und unbeschuheten Füße waren nicht ganz ohne Kunst aus hellbraunem Holze geschnitzelt. Neben dem Bilde herum sah man viele fromme Gaben. — Der hiesige Pfarrer wird, wie das hier in den kleineren Ortschaften meistens allenthalben der Fall ist, durch freiwillige Beiträge, die fast immer in Naturalien bestehen, erhalten. — In Santa Marta habe ich während der Fastenzeit verschiedenen Prozessionen

beigewohnt, aber doch keiner so sonderbaren, wie hier. Vier Neger mit Trommel, Triangel und zwei Guitarren führten, während sie nach dem Tacte ihrer eigenen, unharmonischen Musik tanzten und sangen, den Zug an; ihnen folgten vier bunt gekleidete Indianer, welche einen langen, schmalen Tisch hoch in der Luft trugen, auf welchem der Länge nach eine wunderlich herausgeputzte Indianerin lag mit einem Kinde. Sie stellte die Jungfrau Maria vor. Hierauf kamen acht Indianer, die einen rothen Baldachin trugen, unter welchem der Pfarrer mit der kostbar verzierten Monstranz feierlich einherschritt, neben sich vier Chorknaben mit Räucherbecken; vier Musikanten und ein Gefolge von singenden und lärmenden Männern, Frauen und Kindern beschlossen den Zug. Da die Prozession Abends Statt fand, so trugen Viele, zur Erleuchtung des grotesken Scene, Harzpechfackeln.

Eine junge Frau, deren Mann abwesend war und dicht neben uns wohnte, erbot sich zu Führung unsres Haushalts, was wir um so lieber annahmen, als sie reinlich zu sein schien und sich mit vielem Anstande benahm. Da man hier einen lebhaften Markt hat, so ging ich mit ihr dorthin, um die nöthigen Lebensmittel einzukaufen. Wir fanden diese von der

besten Qualität, namentlich habe ich das frische Fleisch auf der ganzen bisherigen Reise nicht so gut angetroffen. Die Preise für die Sachen, die hier verkauft wurden, waren mäßig, d. h. mäßiger, als ich sie bisher noch getroffen hatte, und bis auf das Fleisch, welches das Pfund auf ungefähr zwei Gr. Cour. kam, um zwei Drittel geringer, als in Deutschland; vorausgesetzt, daß die Sachen in Deutschland überhaupt zu haben wären. Da ich große Vorräthe eingekauft hatte und meine artige Begleiterin mit dem Tragen derselben nicht belästigen mochte, so rief ich, ungeachtet ihres Sträubens, einen Indianer herbei, der den Sack, worin jene sich befanden, aufnehmen mußte. Diese ihr ungewohnte Artigkeit, bei der ich in dem Augenblicke kaum etwas dachte, und die ein deutscher Dienstbote kaum mit einem „Bedanke-mich!“ beantwortet haben würde, schien Jene, meine Begleiterin, in der That, tief zu rühren. — Majula, so hieß sie, war eine schlanke, zart gebaute Indianerin, mit einer Taille, die man vollkommen mit den Händen umspannen konnte. Ihr weicher, stark in das Bräunliche hinüberspielende Teint verlieh den regelmäßigen, mit einem lebhaften Mienenspiele verbundenen Zügen einen fremden, aber höchst anziehenden

Ausdruck. Daß sie auf ihr langes, schwarzes Haar, was sie in herabhängenden Flechten trug, wie auf ihre schönen Zähne, mit welchen die Indianerinnen hier überhaupt vor den weißen Damen bevorzugt sind, und eben so auf die kleinen fleischigen Hände, die sie hatte, besondere Sorgfalt zu verwenden schien, sprach für eine bessere Bildung, als bei ihrer Race in der Regel angetroffen wird. — Da sie in Folge eines kurzen Aufenthalts in einer englischen Familie in Honda, etwas Englisch verstand und ich ein Paar Worte Spanisch wußte, so konnten wir uns mit der nöthigen Beihülfe von Zeichen, die aller Welt verständlich sind, recht gut unterhalten. Sie erzählte mir, daß ihr Mann sich während des ganzen Jahres kaum einen Monat zu Hause aufhielte und er auch in diesem Augenblicke schon wieder seit vier Monaten in Bogota sei, und es vielleicht noch vier Monate dauern könnte, ehe er wieder zurückkehrte. Auf mein Befragen, ob ihr diese beständige Abwesenheit denn nicht unangenehm sei, versicherte sie mit naiver Offenherzigkeit, ihr Mann wäre viel zu alt und zu grämlich, als daß sie an seiner Gegenwart große Freude haben könne. Wie ich später erfuhr, hatte sie ihn aus Einfalt, oder vielmehr auf dringendes Zureden ihrer Verwandten geheirathet.

Sie war, als er sie vor drei Jahren zum Altare führte, kaum sechzehn Jahr alt, während er achtundfunfzig zählte. Man sieht, daß auch Indianer in der Civilisation schon vorgeschritten sind; denn anders könnten solche Mißheirathen, die der natürliche Verstand verbietet und unter reinen Naturmenschen nicht vorkommen können, nicht geschlossen werden.

Nach dem Mittagsessen, welches Majula auf spanische Weise zubereitet hatte und uns Allen recht gut schmeckte, ging der Doctor mit Herrn Barth und Heinrichs auf die Jagd, einen Dorfbewohner als Führer im nahen Walde mit sich nehmend; Herr Gliston und Wilhelm begaben sich zu dem Pfarrer und Alcalden, um diese zu einem Mittagsessen auf den folgenden, als den ersten Ostertag, einzuladen. Ich dagegen mußte wegen eines fatalen Schmerzes am rechten Fuße einstweilen das Haus hüten. Majula, die bald darauf erschien, um den Thee zu bereiten, und der ich meine Noth klagte, untersuchte die Schmerzensstelle, an welcher der Doctor nichts hatte wahrnehmen können, und zog mittelst einer langen, sehr spitzen Nadel alsbald mehre Nigua's nebst den bereits gelegten Eiern aus der Haut. Ich verdankte sie einem Spaziergange im Garten, den ich unvor-

sichtiger Weise in leichten Schuhen am Abend zuvor gemacht hatte. Mein artiger Arzt warnte mich wohlmeinend, nie wieder mit leichter Fußbekleidung die Blumenbeete oder das Boskett zu besuchen, weil sich dort außer den Nigua's auch giftige Nattern, gegen deren Biß man die Füße gut zu verwahren hätte, aufzuhalten pflegten. Sie selbst trug feine, dicht geflochtene Baststiefel, welche, wie sie sagte, bis an die Knie reichten.

Da sich der Schmerz mit der Entfernung der Ursache verloren hatte, so beschloß ich, meine beiden Gefährten beim Pfarrer oder Alcalden aufzusuchen. Die junge Frau meinte jedoch, daß ich gut thäte, den Fuß, wenigstens für heute noch, möglichst zu schonen, und lud mich ein, wenn ich es in meiner Wohnung vielleicht zu langweilig finden sollte, mit nach ihrem Hause zu kommen, um doch auch zu sehen, wie hübsch daß sie wohne. Ich wußte nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, und den bereits zubereiteten Thee und eine Flasche Rum im Korbe mitnehmend, folgte ich ihr dorthin. — Das Häuschen lag, fast versteckt, unmittelbar hinter unserm Garten, durch welchen wir den Weg genommen hatten. Im Aeußern zeichnete es sich vor den anderen Häusern eben

nicht aus; allein im Innern desselben herrschte, wohin man kam, ein gewisses Comfort, welches sowohl die Ordnungsliebe, diese bei den Indianern so seltene Tugend, als auch eine gewisse behagliche Wohlhabenheit der Besitzer allenthalben durchblicken ließ. Nachdem sie mir ihre Hühner und eine Kuh gezeigt, welche, mit einer Schelle am Halse, neben dem Garten weidete und auf ihren Ruf herbeigelaufen kam, und nachdem ich die Stube und die Kammer mit den bequemen Möbeln und auch ihren kleinen, recht artigen Blumengarten gesehen hatte, setzten wir uns neben diesem in ein kühles, halb dunkles Zimmer auf ein niedriges Gurtenbett, über welchem Matratzen gebreitet lagen, und tranken, während die nahe Blumenflur uns ihren süßesten Duft durch die offene Thür entgegen hauchte, umher die tiefste Stille herrschte, gemüthlich Thee mit Rum. — Wir unterhielten uns sehr angenehm. Wie am Morgen, so mußten auch diesen Abend die Zeichen nachhelfen, wo es mit der Sprache nicht recht fort wollte. — Sie ist bis zu ihrem vierzehnten Jahre, wie sie erzählte, von einer mildthätigen, vornehmen Dame in Honda, in deren Diensten ihr Vater gestorben war, erzogen worden, und war alsdann, nach dem Tode dieser Dame, auf kurze Zeit in die

Dienste einer englischen Familie getreten; hernach aber, als diese nach Europa zurückkehrte und sie dorthin nicht folgen mochte, hatte sie der hiesige Schulmeister, ihres Vaters Bruder, zu sich in das Haus genommen, dem sie unterrichten half; denn, mirabili dictu! sie verstand mehr wie er, denn sie konnte schreiben. Freilich, keine moralische Novellen, wie die Frau Pfarrerin Henriette H.; oder Comödien, wie die Prinzessin N. N.; oder portugiesische Rittergeschichten, wie Fräulein W., und noch weniger Räubergeschichten, wie Madame L., die sie unter dem Namen ihres Mannes drucken läßt; indessen Majula konnte, wie ich mit Wahrheit versichern darf, ihren Namen und das ganze Alphabeth schreiben und Geschriebenes lesen. Man lächele hierüber nicht; denn um einzusehen, was das sagen will, muß man wissen, daß, was notorisch ist, in Columbien, Peru und Paraguay der größte Theil der Damen, selbst aus den höher gebildeteren Ständen kaum Gedrucktes, viel weniger Geschriebenes lesen kann. — Eben der Schulmeister war es nun auch, der sie zu der Heirath überredet hatte, weil er sie dadurch am besten versorgt und für die Zukunft gesichert glaubte. Ihr Mann, der nicht unbemittelt war, trieb in Bogota und der dortigen Um-

gegend Mäkler- und Handelsgeschäfte mit Taback, Cigarren, rohem Zucker und hauptsächlich mit Kuhhäuten. Er würde sich, wie der Schulmeister, Majula's Oncle, behauptete, schon längst in Bogota häuslich niedergelassen haben, wenn seine ungerechte Eifersucht ihn nicht fürchten ließe, daß seine junge Frau in dieser volkreichen Stadt weit eher verführt werden könnte, als in Nare. —

An beiden Feiertagen besuchten wir den Gottesdienst, der, nach katholischem Ritus, in lateinischer Sprache abgehalten wurde. Wie ich bemerkte, hatte von der ganzen Gemeinde nur der Schulmeister ein Gebetbuch in der Hand. Ob außer dem Priester noch ein Einziger in der Versammlung auch nur ein Wort von dem Gebete verstand, bezweifle ich. Nach dem Offertorium hielt der Pastor eine ziemlich lange Predigt in spanischer Sprache. Der Doctor hielt sie für einen salbungsvollen Unsinn; dagegen schien die Gemeinde durch sie erbaut. Ich bezweifle nicht, daß sie dieser für ein Meisterstück der Kanzelberedsamkeit galt, wie sie umgekehrt die beste Predigt, nach Doctor Williams Sinne, vielleicht für puren Unsinn gehalten haben würde. — Die Kirchenmusik bestand aus einer Trommel, zwei Pfeifen und ungefähr acht von den Gemeinde-

gliedern mitgebrachten Guitarren. Die lateinischen Kirchengesänge wurden dem Schulmeister nachgesungen, welcher sie strophenweise vorsang.

Die Zeit verschwand angenehmer und rascher, als wir uns vorher dachten. Am ersten Feiertage speis'te der Priester nebst dem Schulmeister und dem Alcalden bei uns zu Mittage; am folgenden Tage revangirte sich der Erstere. Die bei ihm angetroffene gut und reich besetzte Tafel ließ eine Knauserigkeit der Pfarrkinder eben nicht erkennen. Er war ein gutmüthiger, liebenswürdiger Greis, und ich glaube, daß Padre Joseph der tiefen Verehrung, die ihm allgemein bewiesen ward, würdig war. Der Schulmeister, der schon erwähnte Oncle Majula's, war ein, aus den in Mompor aufgehobenen Klöstern vertriebener, Mönch, welcher hier auf Veranlassung seines alten Freundes, des Padre Joseph, als Lehrer der Nare'schen Jugend Aufnahme und Unterstützung gefunden hatte. Wie uns gesagt wurde, sollen die Aeltern hier im Allgemeinen streng darauf halten, daß die Unterrichtsstunden von den Kindern fleißig besucht werden. Wenn er dessen ungeachtet keine Gelehrte bildet, so liegt das offenbar nicht an seinem guten Willen, sondern an seiner eigenen Bildung. Er selbst hat erst in

dem letztern Jahre, wie er sich mit einer gewissen naiven Genugthuung selbst rühmte, etwas Schreiben gelernt.

Am Dienstage, den 5. April, konnten wir endlich weiter reisen. Es kostete uns freilich viele Mühe, die gedungenen Boga's zusammenzubringen und hernach ihren Skrupel zu überwinden, am dritten Ostertage zu rudern. Doch mit Hülfe des Priesters und des Alcalden, also der geistlichen und weltlichen Macht vereint, gelang es uns, um zwei Uhr des Nachmittags zum Ziele zu kommen. Beim Abschiede schenkte mir die junge Indianerin einen schönen Papagey, den sie Sprechen gelehrt, und der durch seine Exclamation: Viva Majula e la biene aventurada Virgn Maria! — keine üble Verbindung! — mich oft an sie erinnerte. Das Geldgeschenk, welches ihr Herr Gliston, vielleicht etwas undelicat, für die uns geleisteten wesentlichen Dienste angeboten, wies sie beleidigt zurück, weil sie — nach ihrem Ausdrucke — ihre Dienste uns nicht um Lohn angeboten habe. Nur mit Mühe war sie zu bewegen, von Dr. William ein seidenes Tuch und von mir eine silberne Repetiruhr anzunehmen. An beiden Gegenständen hatte sie bei einer zufälligen Gelegenheit ihren Gefallen gezeigt. Da es in der Nacht

etwas geregnet hatte, so war die Luft abgekühlt; das Thermometer zeigte um zwei Uhr im Schatten nur 79°.

Der Champan, welcher uns aufgenommen hatte, hielt siebenzig Fuß in der Länge, acht Fuß in der Breite und war fünf Fuß hoch. An der ovalrunden Schilfbedachung liefen außerhalb, wie bei dem frühern Fahrzeuge dieser Art, der Länge nach starke Latten, gegen welche die Boga's ihre Füße stemmten, während sie vom Dache ab ruderten. Da der Fluß stellenweise so seicht wird, daß das Fahrzeug, anstatt gerudert, oft mittelst langer Stangen fortgeschoben, oft sogar ganze Strecken getragen werden mußte, so bedurfte man auf dieser Fahrt auch einer weit größern Mannschaft, wie früher. Wir hatten daher außer dem Patron vierundzwanzig Boga's im Champan. Von diesen befanden sich zwölf im Kiele und die andere Hälfte auf dem Dache. Hörten die unteren zu rudern auf, so fingen die oberen in demselben regelmäßigen Tacte wieder an, und so umgekehrt und fort. — Der größere Theil dieser Leute war bei der Abfahrt berauscht; doch dessen ungeachtet zeigten sie sich eben so geschickt und eben so thätig, wie im nüchternsten Zustande. Bisweilen konnte ich mich eines

innern Grauens nicht erwehren, wenn ich diese Trunkenbolde auf dem Dache umherstolpern sah, und der leichteste Fehltritt sie unfehlbar in den offenen Rachen eines Kaimans gestürzt haben würde.

Die kommende Nacht blieben wir in einer Hütte, welche wir, zu unsrer großen Verwunderung, inmitten einer zwar kleinen, aber sorgfältig angebauten Pisangplantage unbewohnt fanden. Unser Schiffspatron war der Meinung, daß den Bewohnern, die er sehr gut kennen wollte, ein Unglück zugestoßen sein müßte, sei es von Seiten der Marodeure, die hier von der siegreichen föderalistischen Partei zahlreich umherschwärmten und, wo es Raub galt, kein Menschenleben schonten, oder durch andere wilde Bestien. — Bedeutende Blutspuren, die sich uns am andern Morgen in der Nähe zeigten, ließen in der That dergleichen vermuthen; sie zogen sich dem dichten Gehölze zu, welches nicht weit davon lag. Die hier lebende Familie soll aus einem alten Indianer nebst Frau und einer mannbaren Tochter bestanden haben. Von dem vorgefundenen Vorrathe von Cocosnüssen und Weinäpfeln nahmen wir einen Theil mit uns. Die Milch der erstern, wie der Saft der andern Frucht ist ein angenehmes, kühlendes Getränk. Die Boga's eigneten sich einen großen

irdenen Topf zu, den sie gefunden hatten. — In der folgenden Nacht stiegen wir an einer kleinen Insel aus. Unsre Hängematten befestigten wir zwischen zwei Bäumen in einer solchen Höhe, daß die Plagua's (Sandflöhe) uns nicht abreichen konnten; gegen die Moskitos, die hier indessen nicht so arg sind, wie auf dem Wasser selbst, verwahrten wir uns sorgsam mittelst der Netze. Ungeachtet dieser Maßregeln hatten wir uns doch keiner Ruhe zu erfreuen, indem das unausstehliche Heulen der Affen, das summende Schwirren der mächtig großen Fledermäuse und das Gekrächz, ich weiß nicht, welcher Art Nachteulen uns keinen Augenblick schlafen ließ. — Von jetzt an suchten wir es, selbst mit Aufopferung von mehren Stunden, so einzurichten, daß wir Abends zum Uebernachten jedes Mal ein Dorf oder eine Hütte erreichten; denn auf dem Champan zu schlafen unter dem dunstigen Dache in der Mitte der Indianer, war, wo möglich, noch unangenehmer, als auf der Insel unter den Affen und Fledermäusen.

Da oft Halt gemacht werden mußte, um den Boga's die nöthige Ruhe zu gönnen, und zu anderen Zeiten an das Land gestiegen werden mußte wegen Zubereitung des Essens, wozu das Fahrzeug

selbst keinen Raum bot, so benutzte der Doctor diese Stunden in der Regel zur Strandjagd, einer Liebhaberei, der wir manchen Leckerbissen zu danken hatten. Ich konnte ihn nur noch selten begleiten, indem ich von Nare bis zur Ankunft in Honda die alleinige Besorgung der Küche übernommen und damit genug zu schaffen hatte. Dagegen versäumte es Herr Barth selten, der täglich ein besserer Schütze wurde, mit ihm zu gehen. Und das geschahe auch am Sonnabend, den 9. April. Den Tag werde ich nie vergessen! — Indem die Boga's bei Ueberwindung einer seichten Stelle sich mehr wie gewöhnlich hatten anstrengen müssen, so wurde um ein Uhr Mittags angelegt, um die versäumte Siesta nachzuholen. Während daß ich nun die Vorbereitungen zum Essen traf, begab sich Herr William mit Heinrichs, Wilhelm und Barth auf die Jagd, von welcher sie nach einiger Zeit mit reicher Beute heimkehrten. Herr Barth, welcher einen Hasen geschossen hatte, war seelenvergnügt. Dies war der erste Hase, den wir unter dieser Zone sahen. Er hatte ein sehr kurzes, äußerst feines braunrothes Haar. Wir Alle freuten uns des vaterländischen Freundes, der zum Sonntagsschmause bestimmt wurde. Nachdem wir das Mittagsbrot am Lande verzehrt, und

in der frohen Laune, in welcher wir uns befanden, einen Maskeradenscherz verabredet hatten, den Herr Barth mit seinem Bruder treiben sollte, ward gegen fünf Uhr das Fahrzeug wieder bestiegen und abgestoßen. Bei dem guten Fahrwasser, welches wir hatten, glaubte der Patron für die Nacht eine große, ungefähr drei Leguas entfernte Plantage erreichen zu können. Unsere Jäger fühlten sich von der Jagdanstrengung ermüdet und legten sich auf der Bedachung; weil es ihnen im untern Raume zu heiß und zu dunstig war. Der Patron warnte sie vor dem Einschlafen, weil sie in Folge eines Anstoßes, dessen das Fahrzeug hier öfter ausgesetzt sei, leicht hinabstürzen und verunglücken könnten. Herr Barth, von Müdigkeit überwältigt, schläft dennoch ein; bei einer Biegung stößt das Boot an, der Schläfer rollt in die Fluth, und ehe noch an Hülfe gedacht werden konnte, sahen wir ihn schon die rettungslose Beute eines Kaiman werden. O, mein Gott! der gellende Angstschrei, den der Unglückliche im Hinabfallen ausstieß — ich höre ihn heute noch.

Die furchtlose, beispiellose Dreistigkeit, mit welcher sich diese scheußliche Eidere dem Champan ge-

nahet hatte, setzte selbst die Indianer in Schrecken. Offenbar aber war es der nämliche Kaiman, dessen der Plantagenbesitzer, bei welchem wir die folgende Nacht zubrachten, erwähnte; nach Diesem nämlich haus'te seit ungefähr acht Jahren ein Kaiman in dieser Gegend auf zehn Leguas weit, welcher schon vieles Unglück angerichtet haben soll. Leute, die ihn öfter gesehen, schätzten seine Länge auf zwanzig Fuß. Es wären von den Anwohnern, versicherte er, schon vielfache Mittel angewandt, um ihn wegzufangen, doch bis heute habe das noch nicht gelingen wollen.

Viele Schwierigkeiten verursachten die Strudel, denen wir noch häufig begegneten, und die nicht zu umgehen waren. Oft mußte die Mannschaft den Champan mittelst Seile die Ufer entlang ziehen, und nicht selten, daß sie dabei bis über die Knie in Wasser gehen mußten. Auch traf es sich hin und wieder, daß ihre Kräfte allein nicht ausreichten und wir während der sengenden Hitze wohl selbst Hand anlegen mußten. —

Am einundfunfzigsten Tage nach unserer Abreise von Santa Marta erreichten wir zu unsrer unaussprechlichen Freude das Ende dieser so beschwerlichen Flußfahrt. Am Montage, den 11. April,

des Nachmittags um vier Uhr, kamen wir nach der „Bodeja“ oder dem „Zollhause“ von Honda.

Dieses, erst vor wenigen Jahren neugebaute, Haus liegt an der Seite eines buschigten Hügels etwa eine halbe Stunde von der Stadt. Als wir angekommen waren, wurde sogleich ein Soldat mit den uns abgenommenen Pässen nach Honda geschickt. Wir selbst erhielten die Weisung, uns vor dem eingegangenen „Visa“ des Gouvernements nicht nach der Stadt zu begeben. Eine leere Formel, auf die man, wie wir später erfuhren, nichts zu geben braucht. Nachdem wir uns, um die Zeit zu tödten, in der höchst romantischen Umgebung lange umhergetrieben und dann, weil man uns im Zollhause wegen Mangel an Raum nicht hatte beherbergen können, eben im Begriff waren, für die Nacht nach unserm Fahrzeuge zurückzukehren, sahen wir von der Stadt her einen Menschen eiligst auf uns zu kommen. Wir ahneten, wer es sein konnte, und blieben stehen. Noch weit von uns entfernt, hörten wir schon seinen Ruf: „Anton, lieber Bruder Anton!“ — Herr Friedrich Barth, denn dieser war es, befand sich gerade beim Bergdirector Toy, als der Gouverneur diesem unsere Pässe zugeschickt hatte;

als er vernahm, daß wir uns im Zollhause befänden, eilte er sogleich hierher. Er fand uns; aber den er suchte, fand er nicht. Verheimlichen konnten wir ihm das seinem Bruder betroffene Unglück nicht. Dieses gab eine traurige Scene.

XIX.

Die Stadt Honda. — Das Erdbeben von 1807. — Der Ball des Gouverneurs. — Antritt unsrer Reise nach St. Anna. — Heinrichs reitet zum ersten Male. — Der gefahrvolle Felsenpfad. — Das erwünschte Obdach. — Die Erlegung eines Löwen. — Ankunft in St. Anna. — Beschreibung von dem Dorfe und der Colonie. — Eine Schlange in meiner Wohnung. — Ein lustiges Gelage. — Die Sonntagsfeier. —

Am andern Morgen erschien der Director Thomas Toy, welcher, den Silberbergwerken in St. Anna vorstehend, sehr oft nach Honda kam, wo die Prinzipal-Gesellschaft ein eigenes Haus besaß. Er wunderte sich, daß wir nicht schon gestern Abend in die Stadt gekommen wären, wo wir in der für uns eingerichteten Wohnung offenbar eine bessere Nacht zugebracht haben würden, als im Champan. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß dem Zoll-Inspector schon gestern Abend das uns betreffende „Visa" zugegangen, derselbe es aber im Drange der Geschäfte vergessen hatte,

uns davon in Kenntniß zu setzen. — Das Haus der engl. Bergwerks-Compagnie, welches wir bezogen, war zwei Stockwerk hoch und gehörte zu den ansehnlichsten in der Stadt. Von den zwei, auf europäische Weise möblirten Zimmern, die uns eingeräumt wurden, nahm das eine der Doctor und Herr Eliston, das andere ich mit meinen beiden alten Freunden, Heinrichs und Wilhelm, in Besitz. — Froh und im höchsten Grade glücklich, endlich wieder eines ruhigen und sichern Schlafes genießen zu können; zudem ungewöhnlich müde in Folge der letzteren, meist schlaflos zugebrachten Nächte, verließ ich bis zum späten Nachmittage mein Zimmer nicht wieder. Dann aber benutzte ich die Anwesenheit des Herrn Barth, welcher am folgenden Morgen nach St. Anna zurückkehren wollte, um mit ihm, der hier genügend bekannt war, die Stadt zu durchstreifen.

Honda ist von hohen Bergen umgeben, welche den freien Zutritt der Luft hemmen und eine drückende Schwüle verursachen. Während der Tage, daß ich mich dort aufhielt, stand das Thermometer unverändert des Vormittags zwischen 8 und 9 Uhr auf 85°, und Nachmittags gegen 3 Uhr, im Schatten, auf 90° Fahr. Diese fortwährend drückend-schwüle Atmosphäre in Verbindung mit

der, über alle menschlichen Begriffe herrschenden, Unreinlichkeit in den Straßen und auf den freien Plätzen, welche mit faulen Fischen, crepirtem Viehe und allem möglichen Unrathe gleichsam überdeckt sind — ich meine, die mephitischen Dünste, die keinen Abzug haben und von den sorglosen Einwohnern, denen jede polizeiliche Aufsicht fehlt, noch unterhalten werden — mögen auch die Ursache sein, daß man hier Menschen mit allen möglichen körperlichen Gebrechen begegnet; daß gesund sein hier zur Ausnahme gehört, kurz, daß Honda ein großes Krankenlazareth ist. — Die Stadt zählt ungefähr zwölfhundert Häuser mit fünftausend Einwohnern und ist so weitläufig gebaut, daß sie in Deutschland einer Stadt von funfzigtausend Einwohnern im Umfang nichts nachgiebt. Die Häuser sind unansehnlich und werden im Verhältniß nur wenige von zwei Stockwerken angetroffen. Viele Häuser, ja, ganze Straßen liegen in Ruinen. In den letztern weidet das Vieh der Anwohner, und sie können, in der That! als Weideplätze angesehen werden. In diesen Straßen steht das Gras kniehoch. —

Ueberall, wohin sich das Auge wendet, trifft der Blick noch auf lebhafte Spuren des Erdbebens, welches die Stadt im Jahre 1807 betroffen hat. Man scheint

auch gar nicht im Sinne zu haben, die Spuren verwischen zu wollen. Zwei der schönsten Kirchen und verschiedene, ansehnliche Klöster liegen noch in Trümmern; kaum daß der Schutt etwas aufgeräumt ist. Erzählt wird, daß bei jenem schrecklichen Ereignisse an dreihundert Menschen das Leben eingebüßt haben sollen. Einen Greis sieht man jetzt noch in den Straßen betteln, welcher damals seine Frau und drei Kinder verloren hat. Er selbst ist nur durch ein Wunder gerettet worden, indem es ihm nach viertägiger unerhörter Anstrengung gelang, sich mit Hülfe eines winzigen Taschenmessers durch einen verschütteten Erdgang zu arbeiten. Vor dem Ausbruche des Erdbebens soll Honda doppelt so viele Einwohner gezählt haben, wie gegenwärtig. Von denen, welche sich damals nach Bogota oder in die Umgegend geflüchtet haben, soll nur der kleinste Theil in die hart betroffene Stadt zurückgekehrt sein.

Nachdem uns Herr Barth am andern Morgen in aller Frühe verlassen hatte, um, in seiner süßesten Erwartung bitter getäuscht, nach St. Anna zurückzukehren, begab ich mich zur schicklichen Zeit mit meinen beiden Freunden nach dem Hause des Herrn Rodriguez, eines begüterten Kaufmannes, dem wir in

einem Schreiben von Don Mendez freundschaftlich empfohlen waren. Wir trafen ihn zu unserm großen Bedauern nicht, indem er sich mit der ganzen Familie auf seiner Estancia (Oeconomie) befand, die aber zu entfernt lag, um ihn dort aufzusuchen. Diese Abwesenheit that uns Allen um so mehr leid, als wir am hiesigen Orte sonst keine Empfehlungen hatten und nun auf uns allein angewiesen blieben. Der Doctor, welcher hier Landsleute angetroffen hatte, und dem überdieß schon als graduirte Person die höheren Cirkel offen standen und sie auch fleißig besuchte, erbot sich nun zwar uns Proletarier, nachdem wir dem Gouverneur vorgestellt sein würden, dort ebenfalls einzuführen, doch schwebte mir die Abendgesellschaft von Mompox und die dort ausgestandene Angst noch zu lebhaft vor Augen, als daß ich mich hätte bewogen fühlen sollen, sein Anerbieten anzunehmen; auch meine beiden Freunde getrauten sich nicht, davon Gebrauch zu machen.

Am Donnerstage, den 14., gab der Gouverneur, ich glaube zu Ehren eines, während des Freiheitskampfes erfochtenen, Sieges, einen großen Ball, zu welchem die Honoratioren der Stadt und ganzen Umgegend eingeladen waren. Das ansehnliche Orchester

befand sich auf einer auf der Straße, dem Gouvernementspalaste gegenüber, erbauten Balustrade. Daß die geringere Classe der Einwohner diese gleichsam freie Musik bestmöglichst zu benutzen suchte, bedarf wohl der Erwähnung kaum. Während im Ballsaale bis an den hellen Morgen getanzt wurde, geschah dasselbe auch vor dem Hause; und nicht selten mischte sich ein feiner Herr von der obern Gesellschaft hier unten mit ein. Auch für die leiblichen Ergötzungen dieser ungeladenen Gäste hatte der Gouverneur Sorge getragen; indem auf der Straße zwei lange Tafeln reichlich mit Rinderbraten, Pasteten, Kuchen und verschiedenen Früchten gedeckt waren und Jeder sich nach Belieben damit bedienen durfte. Obschon es an berauschenden Getränken, als Aguardient und Chika nicht gefehlt hatte, diese auch ziemlich scharf getrunken wurden, so waren während der Nacht doch weder Schlägereien, noch sonst der geringste Straßenunfug vorgekommen. — Um mich nicht zu wiederholen, werde ich bei einer andern Gelegenheit, nämlich bei Mittheilung eines Vorfalls, der sich hier später zugetragen hat, auf Honda, namentlich auf dessen Straßenpolizei, zurückkommen.

Da man beschlossen hatte, daß ich mit meinen

beiden Freunden vorläufig und bis zum Antritt der Reise nach Marmato, bei den Bergwerken von Santa Anna, welche eine Tagereise von hier entfernt lagen, beschäftigt werden sollte, und Herr Director Toy die nöthigen Führer (Pionen) und Maulthiere bald herbeischaffte, so traten wir schon am 15. den Weg dorthin an. Unser Hütteninspector, Herr Gliston, dessen Gesundheit auf der Reise sehr gelitten hatte, blieb zur Herstellung derselben mit Doctor William in Honda zurück.

Nach der überstandenen, langwierigen Wasserreise auf dem Rio Grande dünkten uns anfangs die Beschwerden, welche die Landreise mit sich führte, ungeachtet der glühenden Sonnenstrahlen, die uns senkrecht auf's Haupt fielen, kaum des Nennens werth. Wir lernten indessen bald einsehen, daß diese Landreisen ebenfalls ihre Plagen und ihre großen Gefahren mit sich führen, wenn auch andrer Art, wie die inmitten der Kaimane, der Sandbänke und der Wasserstrudel. Bald führte hier der Pfad durch reißende Flüsse und Waldstürze, bald über steiles Felsengebirge und dann wieder, wenn wir die Gefahr überstanden zu haben glaubten und frisch aufathmen wollten, so nahe an jähe, mit den Augen nicht zu messende Bergschlünde

hinweg, daß sich das Haar auf dem Kopfe sträubte. — Diese Furcht jedoch, von der man anfangs beherrscht wird und jeden Naturgenuß verbittert, verliert sich, hat man erst die Sicherheit und die Vorsicht kennen gelernt, mit welcher die Mulos (Maulthiere) sich bewegen. Selten, daß sie stolpern; und läßt der Reiter sie auf gefährlichen Wegen nur ruhig gewähren, und ohne Zwang den Zügel über den Hals hängen, so kann er sich versichert halten, daß ihn das kluge Thier glücklich hinüberbringen wird.

Nachdem sich der Weg eine Zeitlang an dichten, hoch liegenden Waldungen weggeschlängelt hatte, aus deren Dickung wir jeden Augenblick einen Tiger hervorbrechen zu sehen, fürchten mußten, führte er auf eine ausgebreitete, stellenweise mit hohem Schilfgrase bewachsene, sumpfige Ebene. Mein älterer Reisegenosse, Heinrichs, welcher zum ersten Male in seinem Leben ritt, und dem diese Bewegung gefiel, wollte sein Reitertalent zeigen, welches er sich angeboren glaubte, und versuchte es, dem Mulo die langen Sporen in die Rippen bohrend, uns vorzujagen. Das kluge Thier aber, welchem die Ungeschicklichkeit seines Reiters nicht entgehen konnte, mochte die ungebührliche Mahnung verdrossen haben; ein kleiner

Ruck, und mein Freund Heinrichs wälzte sich lamentirend im Grase. Glücklicher Weise hatte der kleine Unfall für ihn keine verdrießlichen Folgen weiter, als daß er herzlich ausgelacht wurde und seinem langohrigen Deserteur fast eine halbe Stunde Weges nachlaufen mußte. Dieser war von den Pionen aufgefangen worden, die mit dem Gepäck vorausgeritten waren und unserer an einem kleinen, aber tiefen Waldstrome warteten, den wir zu durchwaten hatten. Sie riethen Heinrichs, seinen Mulo mit einem andern zu wechseln. Diese Thiere pflegen nämlich, wenn sie erst ein Mal abgeworfen haben, das Kunststück öfter zu versuchen. Wilhelm, als der beste Reiter von uns Dreien, ließ sich den Tausch gefallen. — Nachdem wir durchnäßt das jenseitige Ufer erreicht hatten, zog sich der Weg über einen ziemlich beträchtlichen Berg. Auf dem Gipfel desselben trafen wir ein verfallenes Kloster, welches gegenwärtig von einer armen Hirtenfamilie bewohnt wurde. Wir ruhten hier einige Augenblicke, um den Anblick der romantisch schönen Landschaft zu genießen, die sich von dieser Stelle unseren Blicken darbot. Gleich darauf, als wir weiter zogen, passirten wir einen schmalen Felsenpfad, den wohl ein Kühnerer, als sich unter uns befand, nicht ohne

Zittern betreten haben würde. Rechts himmelanstrebende, nackte Felsenwände, an welche wir uns so dicht wegdrängen mußten, daß wir sie mit dem Knie hart berührten; links gähnte ein Abgrund, in dessen unabsehbare Tiefe uns des Maulthiers leisester Fehltritt gestürzt haben würde; vor uns aber konnten wir nicht zwanzig Schritt sehen, indem sich der Weg bald in kurzen Krümmungen um die scharfe Ecke eines mächtigen Steincolosses bog, bald steil bergan lief; das kleinste Steingeröll konnte uns vernichten. Schon glaubten wir, eine flache Anhöhe erreichend, das Gefahrvollste überstanden zu haben, als es jetzt auf der scharfen Hochkante eines Felsens bergab ging. Bei dieser halsbrechenden Prozedur aber mochte ich doch meine gesunden Glieder nicht dem Hufe eines Maulthiers anvertrauen. Ich stieg ab, und indem die Gefährten meinem Beispiele folgten, ließen wir uns langsam den Felsen hinabgleiten, die Mulo's am langen Zügel nachziehend. Die Pione, an diese Gefahren gewöhnt, belächelten unsre Furcht.

Gegen zehn Uhr gelangten wir in ein anmuthiges Thal und nahmen eine Hütte in Besitz, die von den dieses Wegs ziehenden Maulthiertreibern gebaut war und ihnen zum Ruhepunkte zu dienen pflegte.

Nachdem wir beschlossen hatten, hier die Siesta zu halten, holten wir unsern Mundvorrath hervor, während die Pione die Maulthiere absattelten und weiden ließen. Gerade im Begriff, unsre frugale Mahlzeit mit einem Glase Rum zu beschließen, hörten wir die Pione, die außerhalb der Hütte ihr Frühstück verzehrten, ein gellendes „Halloh!" erheben. Erschreckt eilten wir aus der Hütte. Welcher neue Anblick bot sich! Nicht hundert Schritt von der Hütte hatten die Mulos, Kopf an Kopf gedrängt, einen Kreis formirt und vertheidigten sich mit den Hinterfüßen, deren Bewegungen so rasch waren, daß man ihnen mit den Augen kaum folgen konnte, gegen einen Löwen (Leon), während nun die Pione, bloß mit einer kurzen Pike bewaffnet, den Maulthieren zu Hülfe eilten. Hier galt kein Besinnen. Im Augenblick hatten wir unsere Gewehre ergriffen und eilten nun unsrer Seits den Pionen zu Hülfe. Aber ehe wir noch an Ort und Stelle kamen, hatte der eine von ihnen den auf ihn eingesprungenen Löwen mit einem einzigen, sichern Stoße schon erlegt. Der Indianer, welcher das Jagdstück ausgeführt hatte, versicherte uns, daß dies der dritte Leon sei, den er in diesem Thale, fast auf derselben Stelle, tödtete. —

Dieser war vier Fuß neun Zoll lang und zwei Fuß acht Zoll hoch. Den hübschen Pelz, der kurzhaarig und auf fahlem Grund pantherartig gefleckt war, erstand ich für fünf Dollar. Als ich später Doctor William ein Geschenk damit machte, behauptete dieser, daß das Thier von den Leuten hier zwar allgemein, aber nicht weniger mit großem Unrecht „Leon" genannt werde, da es nichts weiter als ein weiblicher Panther sei.

Um zwei Uhr brachen wir wieder auf und erreichten gegen vier Uhr den Gipfel eines Berges, der uns St. Anna zeigte. Wir glaubten in der Nähe, höchstens noch eine halbe Leguas davon entfernt zu sein. Die Pione versicherten uns aber, daß das eine Augentäuschung wäre, indem wir noch über zwei Leguas zurückzulegen hätten. — Ein Gewitter, welches uns unterwegs überraschte, hielt zwar nicht lange an, durchnäßte uns aber bis auf die Haut, und was schlimmer war, hatte den Weg so verschlechtert, daß unsre Mulos häufig ausglitten und wir es gerathen fanden, an schwierigen Stellen abzusteigen. Gegen sechs Uhr wurde das erste und einzige Dorf auf der ganzen Tagereise erreicht. Acht leichte Lehmhütten, welche in geringen Entfernungen von einander zer-

streut lagen, bildeten es. Herr Barth war uns bis hierher entgegengekommen, was uns eine große Freude verursachte. Er ritt ein kleines, munteres Pferd, welches ihm eigen gehörte. Unterwegs mußten wir ihm noch von seinem Bruder erzählen. Er konnte sich nicht satt hören. Wie ich von dem letzten vergnügten Mittage sprach, den wir zusammen verlebt hatten, da weinte er laut. Ich suchte seinen Schmerz absichtlich recht tief aufzuregen, weil man diesem dadurch, wie ich aus eigner Erfahrung wußte, am ersten den bittern Stachel raubt. — Gegen acht Uhr Abends erreichten wir die Bergwerks-Colonie von Santa Anna, „Polionewo", die ungefähr eine halbe Stunde von dem Dorfe selbst entfernt liegt, und der Compagnie zugehörig, von den Berg- und Hüttenleuten bewohnt wird. Für uns waren drei Hütten in Bereitschaft, die wir sogleich beziehen konnten. Gern wären wir drei beisammen geblieben; jedoch der beschränkte Raum dieser Hütten gestattete es nicht.

Am folgenden Morgen, den 16. April, machten wir dem Herrn Hüttenschreiber Mathew, welcher in St. Anna wohnte und während des Directors Abwesenheit dessen Geschäfte zu versehen hatte, unsre Aufwartung. Wir erfreuten uns eines cordialen Empfangs.

Nach dem Frühstücke, bei welchem wir ein neues, sehr angenehmes Getränk, Maraggo genannt, ein aus braunem Rohzucker und Quellwasser zubereitetes Bier, kennen lernten, machte uns Herr Mathew mit dem Dorfe und dessen nächster Umgebung bekannt. — Santa Anna liegt in einer öden Gegend und zählt etwa viertehalbhundert Einwohner, deren größter Theil aus Aborigines oder Indianern bestand. Mestizen oder Mamelucken, d. h. die von Europäern mit Indianern abstammten, gab es hier ungefähr vierzig bis funfzig, und Kreolen, d. h. die von Europäern in Amerika in gesetzmäßiger Ehe gezeugt sind, nur vier Familien. Das bedeutendste Gebäude ist das englische, wie es hier genannt wird, welches der Bergwerks-Compagnie gehört und von dem Director und Hüttenschreiber bewohnt wird. In diesem befindet sich zugleich ein Betsaal für die Bergleute oder Europäer überhaupt. Nächst diesem kommt die katholische Kirche, die im Aeußern recht freundlich aussieht. Außer diesen findet man vielleicht noch fünf bis sechs Gebäude, die mehr oder weniger Häusern ähnlich sehen; was man in St. Anna aber sonst noch an Häusern sieht, d. h. Baracken, die so genannt werden, ist nicht der Rede werth;

es sind vier etwa mannshohe, dünne Lehmwände, die, mit einem schlechten Schilfdache versehen, eben nur gegen die sengenden Sonnenstrahlen einigen Schutz gewähren; das ist aber auch alles. — Im Uebrigen zählt der Ort einen großen freien Platz, wo täglich Markt gehalten wird und wo die Colonisten (Bergleute) ihre Bedürfnisse einkaufen. Und weil der Deutsche nun einmal ohne Wirthshaus nicht gut leben kann, so hat sich ein speculativer Kreole um meine hier lebenden Landsleute das Verdienst erworben, ein solches anzulegen.

Nachdem uns Herr Mathew erst noch vorläufig mit unsern Geschäften, mit denen wir am nächsten Montage beginnen sollten, bekannt gemacht hatte, kehrten wir nach Polionewo (spr. Paljönjuhö) zurück. Dieser Vorort von St. Anna lag auf dem Plateau eines steilen Berges und bestand aus acht größern Häusern, theilweise mit Nebenwohnungen für die Sclaven versehen, und sechs kleinern. Die ersteren wurden von mehren Bergleuten gemeinschaftlich, die letzteren aber nur von einzelnen bewohnt. Sie waren hinsichts ihrer Construction von den gewöhnlichen Indianerhütten wenig verschieden. Ihre Herstellung ist höchst einfach: die im Viereck eingerammten Bam-

buspfähle werden mit Lehm oder Kuhhäuten, oder mit Rohr ausgekleidet; dann ein auf Rohrsparren ruhendes Schilfdach aufgesetzt; endlich eine Kuhhaut in vier Leisten gespannt als Thür eingehängt, die Fensteröffnungen mit Mosquitonetzen (Jalousien) versehen, und der Palast ist fertig. Als Bindungs-Mittel bei dem Bau gebraucht man Bast oder schmale, aus rohen Kuhhäuten geschnittene Riemen. Eiserne Nägel werden dabei nicht verwandt, weil sie viel zu kostbar sind. — Die von mir bewohnte Hütte bestand aus zwei Gemächern, von welchen das größere zum Wohn- und Schlafzimmer, das andere, viel kleinere, zur Küche dienen mußte. — Ein stuhlähnliches Gestell, d. h. ein auf kurzen Stöcken befestigtes Brett, einen eben so hergestellten Tisch und eine aus vier rohen Brettern zusammengeschlagene, mit einer eingeweichten Kuhhaut überspannte Bettsponde, nannte ich mein Mobiliar. Man wird zugeben, daß dies eben nicht reich war, und die ärmste Hütte in Deutschland hinsichts des Hausgeräths vielleicht reicher bestellt sein dürfte, indessen, ich hatte es hier nicht besser und nicht schlechter, wie meine Collegen alle, und unter diesen gab es sehr wohlhabende. Doch erfreute ich mich eines guten Bettes, welches ich aus England

mitgebracht hatte und aus zwei Kopfkissen, einer pferdehaarnen Matratze, einer wollenen und einer baumwollenen Decke bestand. Die beiden letztern Stücke boten auf diesen Reisen einen doppelten Nutzen, indem sie neben dem gewöhnlichen Gebrauch, ausgespannt auch oft als Zelt dienten. Für meinen Papagei, welcher unterdessen auch den Namen „Doris" und einige deutsche Worte auszusprechen gelernt hatte, stellte ich vor der Hütte einen kleinen Ueberbau her; des Abends nahm ich ihn, wegen der wilden Katzen, die sich hier oft Nachts sehen lassen und selbst Menschen gefährlich sind, in mein Zimmer. Uebrigens hatte ich noch einen Mitbewohner in der Hütte, von dessen Anwesenheit ich beim Einziehen nichts ahnte. Nämlich eine vier Fuß lange und zwei bis drei Finger dicke Schlange, die ihren Aufenthalt im Schilfdache genommen hatte, jeden Abend in das Zimmer herabkam, und dort bis am hellen Morgen verweilend die Spinnen, Schaben und sonstiges Geschmeiß, was sich darin aufhielt, wegfing. Am zweiten Abend, als ich sie zum ersten Mal erblickte, verursachte sie mir einen großen Schrecken; ich wollte sie tödten; aber in dem Augenblick, als ich aus dem Bette sprang und nach dem Degen griff, verschwand sie. Wie ich

jedoch am folgenden Morgen von ihrer unschuldigen Natur und großen Nützlichkeit belehrt, um deren Besitz von andern sogar beneidet wurde, und aus eigner Erfahrung bald einsah, daß ich ihrer Industrie allein die Reinlichkeit meiner Wohnung vom Ungeziefer, selbst von Mäusen, zu danken hatte, betrachtete ich sie als einen lieben, loyalen Hausgenossen. Und was die Gewohnheit thut: ich, dem bisher vor Schlangen ekelte, fühlte zuletzt weder Furcht noch den leisesten Anflug von Ekel, wenn sie sich in der Nacht um einen meiner Arme oder Füße ringelte und mich gleichsam zu ihrer Wärmflasche erkürend, bei mir schlief.

Da des Sonnabends in den hiesigen Berg- und Pochwerken schon Mittags um zwölf Uhr gefeiert wird — an andern Tagen dauern die Arbeitsstunden von 6½ Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags — so sahen wir um diese Zeit die Arbeiter in fröhlichem Tumulte heimkehren. Indem die Bergwerke von der Colonie ziemlich entfernt lagen, so waren sie alle beritten. Die ganze Cavalcade stieg am Fuße des Berges ab, und nachdem man hierauf den Pferden und Maulthieren das Reitzeug abgenommen hatte, eilte Jeder, ohne sich um jene weiter zu bekümmern, den steilen Berg hinan, sich beeifernd, vor

dem andern zuerst oben zu sein. Ein lebendiges, lebensfrohes Bild. Herr Barth verlieh ihm den Schatten. Dieser theilte die allgemeine Lust nicht. Von ihm bemerkt, wurden wir ersucht, uns nach der Siesta (um zwei Uhr) zu der großen Versammlung unter dem Johannisbaum einzufinden. Der auf einem offenen Platze in Polionewo befindliche, sogenannte Johannisbaum, war ein *siebenzig* Fuß hoher *Guajakan* von nur *einem* Fuß im Durchmesser, welcher mit unserer vaterländischen Tanne sehr viel Aehnlichkeit hatte. Den Namen trug er, weil die Bergwerks-Colonie ihn am Tage des St. Johannes eingesetzt hatte. — Zu der Versammlung hatten sich sämmtliche Colonisten eingefunden; auch der Hütten-Inspector; dieser jedoch nur als passiver Theilnehmer. Sie ward von Herrn Barth, als Berghauptmann, präsidirt, um welchen die Andern im weiten Kreise theils standen, theils an der Erde lagen. Nachdem erst verschiedene, auf die Wohlfahrt der Colonie bezügliche Sachen abgehandelt und abgestimmt worden waren, mußten wir drei neuen Ankömmlinge in den Kreis treten. Als uns hierauf der Präsident den Beschluß mitgetheilt hatte, daß wir in der Colonie als Bürger aufgenommen und anerkannt werden sollten, empfingen wir

von jedem einzelnen Mitgliede den feierlichen Handschlag auf gegenseitige Hülfe und Beistand in allen vorkommenden Fällen. Daß es sich hier nicht um bloße Formalität handelte, sondern der Handschlag, den wir natürlich erwiederten, ernstlich gemeint war, davon empfingen wir noch an demselben Tage die vollgültigsten Beweise; denn kaum war die Versammlung aufgehoben und jeder in seine Behausung zurückgekehrt, als uns von allen Seiten die Lebensmittel gleichsam zuregneten; damit aber noch nicht zufrieden, erhielten wir von ihnen auch Sclaven während der Zeit unsers hiesigen Aufenthalts.

Die Colonie bestand aus acht Deutschen und zehn Engländern. Unter den ersteren befand sich ein Verheiratheter, der seine Frau aus Deutschland gleich mitgebracht hatte. Von den Engländern war der eine mit einer aus Honda gebürtigen Kreolin, und ein anderer mit einer Indianerin aus St. Anna verheirathet. Die übrigen Colonisten führten ein Junggesellenleben. Namentlich diese letzteren besaßen durchgehends einen bis zwei männliche oder weibliche Sclaven. Herr Barth hatte deren sogar drei; indem er noch kürzlich einen jungen Neger für zweihundert Dollars gekauft hatte, um seinem Bruder bei dessen An-

kunft ein Geschenk damit zu machen. — Der Felsen, auf dessen etwa tausend Fuß im Durchmesser haltendem Plateau Polionewo lag, war an sich, wenige einzelne Stellen ausgenommen, öde und unfruchtbar, bot aber wegen der hohen Lage eine der schönsten Fernsichten in eine von zwei Seiten weithin offene, anmuthig wechselnde Landschaft. Am Fuße des Felsberges besaß jeder Colonist mehr oder weniger Hufen artbares Land, für welches er nichts zu bezahlen brauchte. Mit Ausnahme eines kleinen Blumengartens, den die Meisten dort zu ihrem Vergnügen unterhielten, hatten die Colonisten ihren Sclaven den übrigen Theil zu dessen Nutzung überlassen; diese verkauften die hier gewonnenen Producte ihren Herren oder jedem Andern, wer sie am theuersten bezahlen wollte. Den Sclaven ist damit die Gelegenheit geboten, sich die Mittel zu ihrer Freiheit zu erwerben; und nach einer gesetzlichen Bestimmung kann und darf der Herr sich nicht weigern, den Sclaven frei zu geben, wenn dieser ihm den Kaufpreis zurückzahlen, oder Falls dieser nicht zu ermitteln, oder er während der erstandenen Sclavenjahre weniger werth geworden wäre, diejenige Summe erstatten wollte, zu welcher er auf sein Anrufen von einer sogenann-

ten Sclavencommission abgeschätzt würde. — Im Uebrigen wurde behauptet, daß den Sclaven ganz allgemein ein reger Arbeitstrieb fehle. So befanden sich z. B. unter achtundzwanzig Sclaven, welche die Colonisten zur Zeit besaßen, nur zwei, die zuweilen Früchte verkauften; die andern sechsundzwanzig erzielten kaum so viel, wie sie zu ihrem eigenen Unterhalt gebrauchten. Den größten Theil des Landes, hieß es, ließen sie des Jahrs über brach liegen. Diese, den Negern angeborene Arbeitsscheu, ihre außerordentliche Indolenz habe ich selbst später an meinen eigenen Sclaven zur Genüge erfahren müssen. Wenn dieser den Negern eigene Naturfehler von gewissen Philanthropen und sogenannten Negerfreunden oder Emancipisten geläugnet wird, so beweist das nur, daß sie selbst nie Sclaven in der Nähe beobachtet haben. — Die Behandlung, deren sich die Sclaven von Seiten der Colonisten zu erfreuen hatten, war die humanste, die sich denken läßt.

Diesen Abend gab man uns unter dem Johannesbaum ein Fest. Das anfänglich tolle Gelage, welches bei dem in ansehnlichen ledernen Schläuchen aufgebrachten Maraggo, Rum und Aguardient (Aquadient) gehalten wurde, lös'te sich später als die Schönen von St. Anna sich

allmälig eingefunden hatten, in wilden Tanz auf, der bis nach Mitternacht währte; dann aber wurden die auf dem Plateau zur Erleuchtung der fröhlichen Scene brennenden Feuer verlöscht, und die Festlichkeit mit einem artigen Feuerwerk beschlossen.

Am folgenden Morgen, als am Sonntage, sandten die Colonisten frühzeitig ihre Sclaven aus, um die nöthigen Pferde und Maulthiere von der Weide zu holen. Für Wilhelm brachten sie bei der Rückkehr einen kleinen, niedlichen Renner, für Heinrichs und mich zwei Maulthiere mit. Am Fuße des Berges wurde aufgestiegen, von wo es alsdann im Trabe über die hügelichte Ebene nach St. Anna ging. Vor dem englischen Hause im Dorfe angekommen, übergaben wir die Thiere den vorausgeeilten Sclaven und verfügten uns selbst in den Betsaal, wo Herr Mathew unserer bereits wartete. — Der hier abgehaltene Gottesdienst war höchst einfach. Der Hütteninspector vertrat die Stelle eines Geistlichen, der hier fehlte. Zuerst las dieser nun abwechselnd in englischer und deutscher Sprache zwei oder drei Bibelverse, und hierauf, nach einem kurzen, von der Gemeinde abgesungenen englischen Gesang, eine längere englische Predigt vor, nach welcher alsdann gegen neun Uhr

die ganze Feier mit einem andern englischen Kirchengesang geschlossen wurde. — Nachdem wir nach der Kirche, die ungefähr dreiviertel Stunden gewährt hatte, auf einen Augenblick im Wirthshause vorgesprochen und des Kreolen Maraggo und Aguardient gekostet hatten, wurde spazieren geritten, ohne uns jedoch von unsrer Felsenburg weit zu entfernen. — Zu Mittage hatte Herr Mathew die ganze Colonie zum Essen bei sich eingeladen. Um vier Uhr, die gewöhnliche Mittagszeit, begaben wir uns hin. Der Alcalde von St. Anna und zwei andere Einwohner, Kreolen, waren noch von der Gesellschaft. Das Essen war auf englische Weise zubereitet und ausnehmend gut; worüber man sich weniger wundern wird, wenn man weiß, daß unser Wirth mit dem Director Toy auf gemeinschaftliche Kosten einen englischen Koch unterhielt, welcher neben freier Station ein jährliches Salair von 150 Pfd. Sterl., also über tausend Thlr. Cour., bezog, und hiernach zu urtheilen seine Kunst wohl verstehen mußte.

XX.

Das Bergwerk von St. Anna. — Meine Beschäftigung bei dem Pochwerke. — Ankunft des Doctors. — Die angestellte Hühnerjagd zu Pferde. — Das große Feldhuhn. — Der Abschiedsschmaus. — Der wunderbare Magnetfelsen. — Der Ort Mariquita. — Beschreibung einer andern Procession. — Ein Abenteuer. — Der Plantano oder Brotfruchtbaum und dessen Nutzen und Wachsthum. — Etwas über die indianischen Träger. — Ankunft im Dorfe der Pancher-Indianer.

Am Montage, den 18ten April, rief uns zum ersten Mal eine amerikanische Bergglocke, die von Santa Anna, zur Arbeit. Das erste Läuten, um 5½ Uhr, galt als Signal zum „Fertigmachen“. Die Sclaven wurden ausgesandt, um die Pferde und Maulthiere von der nahen Weide zu holen und zu satteln, während die Colonisten selbst, nachdem sie ein frugales Frühstück zu sich genommen, sich bei dem Johannesbaum zum gemeinschaftlichen Gebet versammelten. Beim zweiten Läuten, um 6½ Uhr, ward aufgesessen.

— Wir hatten im scharfen Trabe fast eine halbe Stunde zu reiten, bis wir das Bergwerk erreichten. Die Grube, die zur Zeit befahren wurde, zeigte sich über Erwartung silberreich. In dem Gestein wurden Fäden und ganze Stücke von gediegenem Silber angetroffen; selbst Stücke Holz fand man, durch welche Silberadern liefen. Wie alt das Holz war, durch welchen Zufall es hierher gekommen sein mochte, wußte kein Mensch zu sagen. — Die Erze förderte man mittelst eines durch Pferdekraft bewegten Getriebes zu Tage; und das von einem oberschlächtigen Wasserrade betriebene Pumpwerk hob aus der Tiefe des Schachtes das sich dort ansammelnde Wasser, und entfernte es. Die Arbeiter bedienten sich beim Hinabsteigen in den „seigen", d. h. senkrecht hinablaufenden, 260 Fuß tiefen Schacht, wie auch bei der Arbeit in demselben, eines gewöhnlichen Talglichts, welches sie mit angefeuchteter Erde an den „Schachthut" (Kopfbedeckung) befestigten. Vom Schachte liefen verschiedene Stollen (Gänge) aus, von welchen der Hauptgang 180 F. lang war. — Das Pochwerk, d. h. die Maschine, mittelst welcher die Erze, um sie leichter schmelzen zu können, klar gemacht werden, befand sich in der Nähe. Dieses Werk war auf säch-

sische Bergweise construirt und wurde ebenfalls durch ein oberschlächtiges Wasserrad betrieben. Da sich dasselbe als sehr mangelhaft bewies, so erhielt ich Auftrag, die erforderlichen Verbesserungen daran vorzunehmen. Die Schmiede, Schmelzhütte und die Kohlenbrennerei lagen von dem Bergwerke etwas weiter entfernt. Die Erzscheidung, gleichfalls die Kohlenbrennerei, geschah unter Aufsicht eines Europäers durch männliche und weibliche Sclaven. Die männlichen Sclaven gebrauchte man theilweise auch beim innern Bergbau. — Sämmtliche hier angewandte Sclaven gehörten der Compagnie. Sie bewohnten kleine schmutzige Hütten neben dem Bergwerke und bildeten gleichsam eine Dorfgemeinde, in welcher ein freier Neger als Alkalde die Aufsicht führte. Für ihren Unterhalt hatten sie selbst zu sorgen, dagegen wurde ihnen eine um die andere Woche frei gegeben, und die Arbeiten, welche sie in dieser Freiwoche für die Compagnie verrichteten, von dieser baar bezahlt.

Am Dienstag Abend kam Herr Toy von Honda zurück. Den Tag darauf besuchte er das Bergwerk. Ueber die von mir vorzunehmenden Verbesserungen am Pochwerke, die ich ihm im Aufrisse vorlegte, äußerte er seine Zufriedenheit. Im Laufe des Gesprächs

erfuhr ich von ihm, daß er kürzlich an die Compagnie in London um einen geschickten Maschinenbauer und um noch zehn bis zwölf Bergleute, wenn möglich Deutsche, weil er diese für die besten hielte, geschrieben habe. Mit dieser Hülfe, wenn sie ihm werden sollte, hoffte er, Santa Anna zu dem ersten Silberbergwerk von ganz Südamerika zu erheben. In Betracht dessen, was die hiesige Direction schon mit den geringen Hülfsmitteln, die ihr zu Gebote standen, zu leisten im Stande war — im vorigen Jahre gab St. Anna der Compagnie einen reinen Ueberschuß von beinahe achttausend Pfd. Sterl. — war jene ausgesprochene Hoffnung keine bloß sanguinische. Wie ich später vernahm, hat die Compagnie, gewiß zu ihrem größten Nachtheile, dem Wunsche ihres hiesigen Directors nicht entsprechen können. Uebrigens dürfte es für die Bergstatistik von Südamerika nicht unnütz sein, noch zu bemerken: daß ich bei meinem Besuche der berühmten Silberbergwerke von Potosi (Bolivia oder Ober-Peru) diese wohl großartiger, nicht aber reichhaltiger gefunden habe, als die von Santa Anna.

Unter Arbeit und Lustbarkeit verfloß uns die Zeit, wie das unter solchen Umständen immer der Fall ist, sehr rasch. — Am Montage, den 25.,

traf Doctor William hier ein. Er fand den Gesundheitszustand der Colonie im Allgemeinen vortrefflich. Sein Erstes war nun, und damit trat er seine Dienstfunctionen an, eine kleine Apotheke anzulegen und über deren Gebrauch Herrn Mathew eine genaue schriftliche Anweisung zu ertheilen, damit die Angehörigen der englischen Compagnie auch während seiner Abwesenheit wenigstens nothdürftig mit Medicamenten versehen werden könnten. Auf seinen künftig vorzunehmenden Inspectionsreisen berührte er St. Anna jährlich zwei Mal; war aber außerdem verpflichtet, diesen Ort so oft zu besuchen, als die Nothwendigkeit seine Gegenwart fordern würde.

Wenn man weiß, daß Columbien nur wenige Aerzte zählt, die sich ihr Doctordiplom nicht selbst zugelegt haben und die fast ohne Ausnahme die gröbsten Ignoranten sind, so muß man der Humanität der englischen Compagnie, welche zur Unterhaltung eines wissenschaftlichen Arztes die größten Geldopfer nicht scheute, alle Achtung zollen. Aber auch Doctor William alle Ehre! welcher in seinem achtunddreißigsten Jahre, ein comfortables Haus in der Regentsstreet in London, eine reiche Praxis, alle Annehmlichkeiten einer großen Stadt aufgebend, sich, als kein

anderer Arzt in England zu diesem mühseligen Posten sich geneigt fand, freiwillig dazu erbot aus Liebe zur Wissenschaft, aus Liebe zu seinen Nebenmenschen in den öden Wildnissen. — Der Doctor nahm seine Wohnung bei dem Director. Hr. Gliston, welcher noch zu schwach gewesen war, um, was er gewünscht haben soll, den Doctor hierher zu begleiten, wollte nach seiner Herstellung von Honda gleich gerades Weges über Bogota nach Marmato gehen. Wir bekamen diesen also nicht früher als am Ziele unserer Reise wieder zu sehen.

Am Mittwoch den 27sten April kamen die Leute an, welche uns nach Marmato bringen sollten. Herr Director Frankh hatte uns die möglichste Beschleunigung anempfohlen. Auch dort mangelte es an Leuten. — Weil der Doctor, welcher uns begleiten wollte, mit den zu treffenden Sanitäts-Einrichtungen noch nicht zu Stande gekommen war und ich an dem Pochwerk noch verschiedene geringfügige Ausbesserungen vorzunehmen hatte, so wurde die Abreise bis nächsten Dienstag verschoben. Herr Toy glaubte diese Verzögerung bei seinem Vorgesetzten, welches Hr. Frankh war, schon verantworten zu können.

Für den Sonnabend Nachmittag hatte Director

Toy zur Unterhaltung seines Gastes, des Doctors, eine große Hühnerjagd zu Pferde veranstaltet. Herr Barth, Wilhelm, ich und noch zwei Colonisten waren von der Partie. Sechs berittene Indianer mit einer Meute Jagdhunde folgten uns. Im vollen Galopp, der Doctor an der Spitze, eng gefolgt von den Herren Thomas Toy und Mathew, wir übrigen mit dem Jagdgefolge hinten nach, ging der Zug um zwei Uhr einer etwa anderthalb Stunden entfernten Ebene zu. Doch ehe wir dort noch ankamen, schwirrten schon mehre Völker Rebhühner vom Boden auf. Damit hob die Jagd an. Hier konnte ich noch mitkommen. Doch als wir auf der mit Hügeln bedeckten, von kleinen Flüssen durchschnittenen Ebene angelangt waren, und nun dem großen, im hohen Grase vom Neste aufgescheuchten, erschreckt davon fliehenden Feldhuhne toll nachgeras't wurde über Berge und durch Flüsse, da schien es mir doch zu viel um ein Feldhuhn oder „perdrix grande“, wie es hier genannt wird, den Hals zu wagen. Ich blieb zurück. Herr Barth, welcher, ein vortrefflicher Reiter, der Jagd recht gut hätte folgen können, blieb aus Gefälligkeit gegen mich ebenfalls zurück; wie er denn mir nur zu Gefallen mitgeritten war. — Um an dieser wahrhaft halsbrechen-

den Jagd Vergnügen zu finden, muß man ein sicherer Schütze und ein tüchtiger Reiter sein. Letztere Eigenschaft ist insbesondere erforderlich, indem dieser Vogel eine ungemein scharfe Witterung hat, und aufgescheucht erst eine weite Strecke mit unglaublicher Schnelligkeit davon läuft, ehe er auffliegt. Wer ihn zum Schusse haben will, muß mit ihm daher erst eine Strecke in die Wette jagen. — Nicht lange, so fand sich auch Wilhelm und einer der Colonisten bei uns Nachzüglern ein. Beide waren mit den Pferden gestürzt. Wilhelm war noch glücklich davon gekommen, nur daß sein Pferd in Folge des Sturzes etwas lahmte; dagegen hatte jener — ich glaube, er hieß Brawn und führte die Aufsicht über die Pumpwerke — sich die rechte Hand verstaucht. Während die Hauptjagd den großen Feldhühnern nachzog, begnügten wir uns im Nachzuge mit Rebhühnern, die sich mitunter so dreist und kirre zeigten, daß sie nur zwanzig Schritt vor uns herliefen, neugierig stehen blieben und uns groß ansahen, wenn wir mit den Pferden einen Augenblick anhielten.

Am Sonntage gab uns Herr Barth einen Abschiedsschmauß, an welchem sämmtliche Deutsche, die sich hier befanden, Theil nahmen. — Den folgenden

Tag trafen wir die nöthigen Anstalten zur Abreise, und am Dienstage endlich, den 3. Mai, traten wir vier, nämlich der Doctor, Heinrichs, Wilhelm und ich, den Weg nach unserem endlichen Bestimmungsorte, nach Marmato, an.

Die Colonisten begleiteten uns eine Strecke Weges bis an den Saum eines Urwaldes, den wir in meilenweiter Ausdehnung zu passiren hatten. Ungeachtet des Schutzes, den er gegen die Sonnengluth gewährte, fühlten wir uns doch herzlich froh, als wir ihn mit seinen unzähligen Schwärmen von Mosquitos und summenden, keifenden und kneifenden Käfern, mit seinen wilden Bestien und Schlangen, die uns fortwährend im Schach gehalten, glücklich passirt hatten, und aus seinem kühlen Schatten tretend, ihn mit einer weiten Ebene vertauschten, die im schönsten Grün prangend und von zahlreichen Heerden belebt, den lachendsten Anblick bot. Sie zog sich fast ununterbrochen nach dem ungefähr drei Leguas entfernten Städtchen Mariquita. — Um eilf Uhr erreichten wir den Gipfel eines kleinen Berges, von welchem sich die Stadt, die man in geringer Entfernung liegen sah, recht hübsch ausnahm. Während wir hier anhielten, um die Pione (Träger), welche mit den Maul-

thieren nicht gleichen Schritt hatten halten können, zu erwarten, machte uns der indianische Führer auf einen ungefähr vierhundert Schritt rechts vom Wege ab liegenden Felsen aufmerksam, der, nach seiner Behauptung, der Ueberrest eines ungeheuren Magnetsteins sein solle, und zu seiner Zeit so gewaltig stark gewesen sei, daß er Roß und Reiter, wenn diese zufällig Metall an sich gehabt, auf mehr als vierhundert Schritt unwiderstehlich an sich gezogen hätte. Der Doctor hielt es der Mühe werth, die Trümmer dieses wunderbaren, sagenhaften Felsen in der Nähe zu besehen. Die Neugierde trieb mich an, ihm zu folgen. Da wir nun mit den Maulthieren einen zu weiten Umweg hätten nehmen müssen, so scheuten wir die Mühe nicht, uns bei dieser drückenden Hitze — 98 ° in der Sonne — zu Fuße dorthin zu begeben. Unser mühsamer Weg ward nicht belohnt. Wir fanden einen graumelirten, grobkörnigen Sandstein, welcher die gefabelte Anziehekraft entweder gänzlich verloren oder solche nie besessen haben mußte; denn er zog keine Nadel, geschweige einen Menschen an einer Nadel an. Doch machte ich es wie Hr. William und nahm zum Andenken ein Bruchstück mit, dessen Anblick mir heute, wenn ich es bisweilen zum Schär-

fen meines Federmessers in die Hand nehme, mehr Vergnügen gewährt, wie damals, als ich es unter der Sonnengluth losbrach. — Nachdem wir zu den Andern zurückgekehrt waren, und, weil auch die Pione der Erholung bedurften, eine zweistündige Siesta gehalten, uns alsdann aber mit frischgesammelten Kräften wieder auf den Weg gemacht hatten, kamen wir am Nachmittage gegen vier Uhr nach Mariquita. Wir bezogen hier ein der Compagnie zugehöriges Haus; der von ihr hier bestellte Hausmeister, den wir trafen, war ein Eingeborner.

Mariquita, das frühere Santa Sebastian del Oro, auf einer nicht unansehnlichen Anhöhe, mit ungefähr dreitausend Einwohnern, zählte neben zwei öffentlichen, ziemlich großen Plätzen, vier bis fünf ungepflasterte, winklichte Straßen. Es befinden sich hier zwei Kirchen, drei Kapellen und mehre Klöster, von welchen aber nur das kleinste noch von wenigen Mönchen, die man ihres hohen Alters halber nicht hat vertreiben wollen, bewohnt ist. Unter den Privathäusern trifft man einige recht hübsche, d. h. die zwei Stockwerk hoch, mit einem Portale versehen und weiß angestrichen sind, auch mehr wie zwei bewohnbare Zimmer haben. Die hiesigen Eingebornen sind lange

nicht so dunkelfarbig, wie die andern Indianer in Südamerika; sie sind fast weiß und scheinen von einer ganz andern Race abzustammen. Ihr muskelhaftes Aeußere, dem man zugleich die innere Energie und Thatkraft ansieht, hat für den Europäer etwas Einnehmendes. Die Frauen sind im Allgemeinen sehr hübsch; ich bin hier welchen begegnet, die auch in Deutschland für Schönheiten erster Größe hätten gelten können. Auch in der Kleidung zeichneten sie sich von den Indianern aus; so trugen die Männer kurze, baumwollene Mäntel, einen Art Ueberwurf, von weißer oder lebhaft bunter Farbe, blaue oder rothe Pumphosen und auf dem Kopfe einen breitkrempigen, mit bunten Federn geschmückten Strohhut. Der Anzug der Frauen bestand in einem bis an die Wade reichenden scharlachrothen, faltenreichen Röckchen, einem schwarzen oder weißen Ueberwurf, den sie auf die kokettestе Weise zu tragen wußten, und einem baumwollenen, mit Blumen und bunten Steinen gezierten Turban. Das Haar trugen sie in zwei langen, frei herabhängenden Flechten. — Da man gerade das Fest der Kreuzeserfindung oder Kreuzes-Auffindung feierte, so fand am Abend eine große Prozession Statt, welche unter dem Lärm von sechs

Trommeln, acht Pfeifen und, ich weiß nicht, wie viel, Guitarren die Stadt durchzog. Auch bei diesem Aufzuge wurde die Mutter Maria von einer jungen Person vorgestellt. Doch dieses Mal sah sich die Heilige von einer ihr würdigen Schönheit und mit allem möglichen Pomp vertreten. Voll Grazie saß hier die schöne Vertreterin der heil. Mutter, den Kopf leicht über das Antlitz des im Schooße ruhenden Knaben gebeugt, auf einem rothsammetnen, mit Gold und Silber reich verzierten Tragsessel, der von vier der vornehmsten Einwohner getragen wurde; nicht minder reich und geschmackvoll mit silbernen Sternen, bunten Steinen, Muscheln und lang herabhängenden Quasten verziert, war der von acht Einwohnern getragene Baldachin, unter welchem im größten Aufputz der Priester an Seiten der räuchernden Chorknaben mit der kostbaren Monstranz einherschritt.

Ein kleines Abenteuer, daß uns aufstieß, darf ich um so weniger unerzählt lassen, als es ein Bild von den hier herrschenden Sitten giebt. — Gleich zu Anfange, als wir Vier, in Begleitung des Hausmeisters der Prozession folgten, wurden wir in Folge des Gedränges aus einander gebracht. Der Doctor und ich fanden uns wieder und blieben beisammen. Gleich

darauf gesellten sich zwei Mariquitanerinnen zu uns, die, so weit der Fackelschein es erkennen ließ, jung und, in der That, reizend waren. Ohne daß man von der einen oder der andern Seite ein Wort gewechselt hätte, ergriffen sie unsere Hände und ließen sie nicht wieder los. Ich gestehe indessen, daß es mir etwas warm um's Herz wurde, als meine Begleiterin, die ich doch unmöglich von mir stoßen konnte, sinneschmeichelnd mit ihren kleinen, weichen, lebenswarmen Fingern meine Hand, von den Fingerspitzen bis zum Puls spielend, manipulirte. Die andere Schöne trieb mit dem Doctor ein eben solches Fingerspiel. Ermüdet und in der Nähe unsrer Wohnung, frug dieser, ob es den Damen vielleicht Vergnügen machen würde, mit uns eine Tasse Thee einzunehmen. Ihre Antwort war nicht verneinend. Wir sahen groß auf, als wir in das Zimmer traten und auch unsere beiden Freunde schon vorfanden, und zwar sich mit uns eines gleichen Glückes erfreuend, Jeder eine reizende Mariquitanerin neben sich. Vor ihnen auf dem Tische dampfte bereits eine Bowle Punsch. — Etwa eine oder zwei Stunden später erschienen drei Indianer, die Väter unsrer vier Schönen, unter welchen sich ein Schwesternpaar befand. Sie bemühten

sich auf die artigste Weise und mit tiefen Bücklingen, die Dreistigkeit ihrer lieben Töchter zu entschuldigen, und erboten sich, sie wegzuführen, im Fall uns deren Gegenwart lästig fallen sollte. Das Benehmen, die außerordentliche Artigkeit der Väter erregte unser höchstes Erstaunen; wir wußten nicht, wie wir mit ihnen daran waren. Die Töchter schienen gar nicht erschrocken; im Gegentheil, sie lachten und zeigten eben keine Neigung, ihren respectiven Vätern zu folgen. Vom Hausmeister, welcher mit den Indianern zugleich eingetreten war, erhielten wir die Auflösung von einer, uns Europäern wenigstens unbegreiflichen, älterlichen Nachsicht, indem er uns einen Wink gab, jenen einige Reals, worauf es eigentlich nur abgesehen sei, in die Hand zu drücken. Und so war es. —

Was die hier herrschenden Sitten betrifft, o weiß ich nicht, ob sie der höchsten Einfalt, oder der Verdorbenheit angehören So lange nämlich, erzählte mir der Hausmeister und erzählten mir Andere, die ich deßhalb frug, eine Mariquitanerin noch unverheirathet ist, darf sie frei und ungezügelt allen ihren Neigungen nachleben; kein Mensch bekümmert sich um sie oder ihre Handlungen, auch nicht die Aeltern. Je mehr

Anbeter, je mehr Ehre. Doch ein Mal verheirathet, so hört das auf; von dem Augenblick, daß der eheliche Bund geschlossen ist, werden die Frauen des Mannes Eigenthum; er kann sie tödten und tödtet sie wegen der geringsten ehelichen Untreue. Die Folge davon ist, daß das Concubinat hier häufiger, wie die Ehe angetroffen wird. Die Concubine ist nun zwar auch zu einer gewissen Treue verpflichtet, indessen der Mann kann sie nur wegjagen, wenn sie eine Untreue begeht, darf sie aber nicht am Leben strafen. — Was die Sitten im Uebrigen noch betrifft, so wird das Bestehlen eines Gastes oder eines Fremden überhaupt für ein großes Verbrechen gehalten, dagegen bringt es keine Unehre, unter sich zu stehlen. Gastfreundschaft gilt den Bewohnern für das höchste Gebot, und er vertheidigt seinen Gast mit dem Leben; ihn jedoch selbst zu tödten im Augenblick, wenn er, von ihnen Abschied nehmend, über die Schwelle des Hauses tritt, daraus machen sie sich kein Gewissen. Auffallend dürfte noch folgender Charakterzug sein. Lügen halten sie für die größte Klugheit, nur drei Fälle ausgenommen, in welchen sie stets streng wahr sein sollen, nämlich: gegen den Beichtvater, gegen die weltliche Obrigkeit und gegen den

Gastfreund. Im ersten Fall nennen sie die Lüge Sünde, im andern Feigheit und im dritten Fall Treubruch. —

Am folgenden Morgen gegen zehn Uhr verließen wir diesen, in der That, merkwürdigen Ort. Da die Reise mit Maulthieren nicht weiter fortgesetzt werden konnte, so ließen wir sie bei dem Hausmeister zurück. Zum Tragen unsres Gepäckes wurde die Zahl der Pione bis auf sechzehn vermehrt, und für uns selbst nahmen wir vier Silleros, d. h. robuste Indianer mit Tragsesseln (Silleras), welche uns tragen sollten auf den Fall, wenn uns das Gehen nicht mehr behagte. — Die Temperatur hatte sich nach einem Gewitter, welches wir die vorhergehende Nacht hatten, abgekühlt. Bei unsrer Abreise zeigte das Thermometer im Schatten 79° Fahr. —

Gegen zwölf Uhr kamen wir an einen reißenden Waldstrom, der sich sein tiefes Bett zwischen hohen Felsen gegraben hatte. Die Eingebornen nannten ihn Wallo. Eine gebrechliche, von der Natur gebaute Brücke, nämlich die Zweige zweier Bäume, welche von beiden Ufern überhingen und in der Mitte des Flusses, wo sie zusammenstießen, mit Bast aneinandergeknüpft waren, führte hinüber. Da diese

Hängebrücke wegen ihrer starken Schwingung nur einzeln beschritten werden konnte, so dauerte der Uebergang eine volle Stunde. Doch ehe dieser bewerkstelligt wurde, mußte ein Pione erst die Haltbarkeit der zusammengeknüpften Stellen untersuchen. Die Indianer gingen aufrecht und festen Schritts über diese Zweige, welche in der Mitte nicht einen halben Fuß Durchmesser hatten, wir Europäer rutschten hinüber; der Fluß, von dem wir nur einen schmalen Silberfaden sahen, rauschte in einer Tiefe von mehr als dreißig Klaftern zu unseren Füßen. — Gegen drei Uhr ungefähr erreichten wir die Hacienda (Landgut) eines in Bogota wohnenden Kaufmanns. Ein Mulatte verwaltete sie. Wir erhielten von ihm einen Schlauch Marappo für den mäßigen Preis von drei Medio (ungefähr sechs Groschen Cour.). Dieses, von dem in St. Anna erwähnten „Maraggo" verschiedene, in Farbe und Geschmack der braunschweigischen Schiffsmumme ähnliche Getränk, bot uns Allen, die Indianer mit eingerechnet — so groß war der erkaufte Vorrath — den erquickendsten Labetrunk. Während wir für uns noch Panalen und Früchte erstanden, versorgten sich die Pione und Silleros mit großen Vorräthen Plantanoblätter, deren Gebrauch wir am Abend kennen lernen sollten. Der

Plantano, eine Art von Brotbaum, hat sehr weiches Holz und lange, dicke Blätter, welche an der Spitze des Baumes hervorbrechen. Ein einzelnes Blatt mißt fünf bis sechs Fuß in der Länge, ungefähr anderthalb Fuß in der Breite und ist ein, mitunter zwei Zoll dick. Der Baum hält nicht mehr wie zwei, höchstens drei Zweige, die dreißig bis vierzig, der Gestalt nach Gurken ähnliche, Früchte tragen, welche, von der äußern schwärzlichen Schaale entledigt, geröstet sehr gut schmecken. Der Plantano trägt nur ein Mal und wird deßhalb, sobald die Früchte abgenommen sind, umgehauen. Die Triebkraft seiner Wurzel ist aber so stark, daß schon binnen sechs Monaten der aus ihr gekeimte Sprößling tragbar wird.

Von hier weiter führte der heutige Weg fast ununterbrochen über schmale Felsenpfade fortwährend bergan, bis wir endlich nach dreistündigem Klettern den abgedachten, von Waldung freien Gipfel des ungefähr viertausend Fuß hohen Berges „Bergantis" erreicht hatten. Obgleich es noch lange nicht Abend war, so schienen die Träger, ihrer Last sich entledigend, doch nicht weiter ziehen zu wollen, und der Patron — Commandeur unsres indianischen Train — erklärte uns auch alsbald, daß wir hier übernachten

müßten, weil vor Einbruch der Dunkelheit eine vor den Angriffen der Tiger und Leons sichere Schlafstelle nicht zu erreichen stände. Wir hatten um so weniger etwas dagegen einzuwenden, als wir uns selbst äußerst ermüdet fühlten und der Ruhe bedurften. Nachdem die Lagerstätte bestimmt war, bauten die Indianer, indem sie Pfähle einrammten, und über die festgebundenen Querbalken jene, oben erwähnten Plantanoblätter breiteten, zwei Wetterdächer, wovon eins für uns bestimmt war. Das Gepäck wurde, nachdem die, für den Abend und die Nacht nöthigen Sachen, als Betten und Lebensmittel, herausgenommen waren, schräg aneinandergelehnt und gleichfalls mit genannten Blättern bedeckt. Diese Art von Bedachung schützt vollkommen gegen den starken Thau, welcher allnächtlich fällt. Während der Nacht wurde wegen der wilden Waldbewohner, die uns umgaben, ein starkes Feuer unterhalten. — Da der Plantanobaum nur stellenweise angetroffen wird, so wurden die Blätter am andern Morgen sorgfältig wieder zusammengerollt und mitgenommen.

Der heutige Weg, welcher allmälig bergab und dann über flächenreiche Savannen führte, war bei Weitem nicht so ermüdend, wie der gestrige. Den-

noch mußten wir uns über den raschen Schritt unserer Träger wundern, denen wir, ungeachtet der Last von fünf bis sechs Arroba's (125 bis 150 Pfd.), welche jeder von ihnen trug, kaum folgen konnten. Zur Fortschaffung der Last bedienen sich diese, unter den größten Mühen abgehärteten Menschen eines, etwa drei Fuß hohen, Reffs von Bambusrohr, welches mit einem Boden von kreuzweis liegenden Stöcken versehen ist. Die Last wird mit starkem Bast festgebunden, welcher, über die Schulter und kreuzweis über die Brust laufend, die Ladung zusammenhält und zugleich auf den Rücken befestigt. Ein anderer Strick von Bast läuft über die Stirn und hält den obern Theil des Reffs. Ihre ganze Bekleidung besteht aus einem baumwollenen, um den Unterleib geschürzten, Tuche, wozu noch ein, aus Schilf geflochtener, Hut, kömmt, zu dessen Herstellung sie eines gelernten Hutmachers nicht bedürfen. Außerdem führen sie aber noch eine baumwollene Decke (Roana) bei sich, welche, um das Reiben der Stricke zu verhüten, mehre Male zusammengeschlagen, nach der Länge des Reffs auf den Rücken gelegt wird und jenem gleichsam zur Unterlage dienen muß. Bei feierlichen Gelegenheiten dient ihnen die Roana, in deren

Mitte sich ein Loch befindet, eben weit genug, um den Kopf hindurchzustecken, als stattlicher Mantel und des Nachts endlich bedienen sie sich ihrer als Decke. Der Indianer weiß, wie man sieht, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Ihre Hauptnahrung besteht in rohem Zucker, von welchem sie täglich zwei bis drei Pfund zu sich zu nehmen pflegen. Doctor William versicherte, daß diese Leute insbesondere nur jenem Nahrungsstoff ihre Ausdauer und Stärke zu verdanken hätten. — Ungeachtet der Furcht vor den Nigua's, vertauschten wir dennoch unsre schwere, europäische Fußbekleidung mit den leichten, in Mariquita gebräuchlichen und dort von uns gekauften Albigators. Dieses sind nämlich aus Hanfgarn sehr dicht und fein geflochtene, hohe Schuhe, die außer ihrer Leichtigkeit noch das Bequeme haben, daß der an den Seiten einfallende Sand durch eine, an der Spitze angebrachte Oeffnung von selbst wieder ausläuft.

Als wir am nächsten Sonntagmorgen aufbrechen wollten, hatten wir mit den Indianern einen kleinen Auftritt zu bestehen. Sie glaubten diesen Tag feiern zu müssen, wobei wir natürlich anderer Meinung waren. Indessen, da wir zuletzt den Pa-

tron mittelst eines unbedeutenden Geldgeschenks auf unsre Seite gebracht und gleichzeitig den frommen Skrupel der Leute mit einem Becher Rum, den Jeder erhielt, besiegt hatten, besannen sie sich eines Bessern; sie brachen die Wetterdächer ab, nahmen ihr Cargo auf und zogen unter Anstimmung ihrer fröhlichsten Gesänge, die mitunter nicht ohne Harmonie waren, des Wegs fürbas. — Um vier Uhr Nachmittags kamen wir in ein aus sechs elenden Hütten bestehendes, von Pancher-Indianern bewohntes Dorf.

XX.

Fortsetzung der Reise. — Die Pancher-Indianer. — Merkwürdigkeit der Ameisenwohnungen. — Das furchtbare Gewitter und dessen üble Folgen für uns. — Wir versuchen eine Brücke zu schlagen. — Das Indianerdorf Salamine. — Die Indianer geben uns einen Ehrenball. — Beschreibung desselben. — Ankunft in Marmato.

Der Pancher hat einen kräftigen, von der Natur makellos gebauten Körper. Aber eine flache, zusammengedrückte, kaum zwei Finger breite Stirn; kleine, runde Augen, die, in Folge der Formation des Oberkopfes, auf dem Scheitel zu liegen scheinen; dazu eine dicke, fleischige Plattnase mit grauenhaften Nüstern; lange, herabhängende, kirschbraune Lippen; schwarzgefärbte, weit hervorragende, unförmliche Backenknochen, und endlich die Zusammenwirkung dieses Ganzen mit den grobgeschnittenen, ungehobelten Zügen auf einer safrangelben Hautfarbe machen das Panchergesicht zu dem grundhäßlichsten von der Welt. Viel zu träge

und zu indolent, um Land anzubauen, besteht seine Nahrung in wilden Früchten und gerösteten Ameisen, deren es hier verschiedene Arten und unter diesen einige von Zolllänge giebt. Früher soll der Pancher auch das Menschenfleisch sehr geliebt haben, von welchem sie der Spanier aber allmälig abgebracht hat. Der in früherer Zeit sehr zahlreiche Stamm ist gegenwärtig bis auf vier Dörfer herabgesunken, von denen dasjenige, worin wir uns befanden, noch das ansehnlichste war. Die Bewohner von zwei dieser Dörfer, die von hier ungefähr drei Leguas entfernt lagen, sind vom Heidenthum noch nicht bekehrt. Indessen, auch die andern, welche sich dem Namen nach zur christlichen Religion bekennen, übten, wie der erste Blick schon erkennen ließ, ihre heidnischen Gebräuche ungestört fort. Was aber bei den Panchern nicht allein der Fall ist; man findet es bei allen Indianern. —

Wiewohl es noch frühzeitig war und wir gern noch eine Strecke zurückgelegt hätten, so wollten wir unseren Indianern doch auch vom Sonntage etwas gönnen, und wandten deßhalb nichts ein, als der Patron in aller Ehrerbietung darum nachsuchte, hier über Nacht zu bleiben. Ich bezweifle indeß, ob wir

etwas ausgerichtet hätten, wenn wir dem Wunsche auch entgegen gewesen wären. — Während unser Gefolge mit den Töchtern und Frauen der Pancher tanzte und mit den Männern um ihre geringe Habe würfelte — einer von den Pionen gewann bei dieser Gelegenheit eine Pancher-Dirne, die er mitnahm und mir später für zwanzig Dollars verkaufen wollte — gingen wir Europäer, von einem Einwohner begleitet, auf die Jagd. Im Walde sah man Hunderte von Erdpyramiden, die theils an zwölf Fuß hoch waren und an der Basis vier bis fünf F. im Durchmesser hatten. In dieser Erdmasse, welche so fest war, daß sie nur mit genauer Noth mit einem starken Manchetto zu durchdringen war, lebten Myriaden Ameisen von röthlicher, dunkelbrauner und seltener, von schwarzgrauer Farbe. Die Bäume in der Nähe dieser Pyramiden waren von ihnen ganz durchfressen.

Am Montage Abend trafen wir eine leerstehende Hütte, die von uns Vier sogleich bezogen wurde. In der Nacht schreckten uns furchtbare Donnerschläge aus dem Schlafe. Der Regen stürzte in großen Strömen herab, und nicht lange, so flutheten ganze Bäche von oben und unten zugleich in die Hütte. Das Gewitter selbst zog bald vorüber; doch der Regen,

begleitet von einem rasenden Sturm, der im Nu unsre Hütte abgedeckt und das Palmdach weit weggeschleudert hatte, hielt drei Stunden, bis zum Anbruch des Tages, an. Die Folgen dieses Unwetters zeigten sich uns äußerst fatal, indem die einzige Brücke, die über den Fluß führte, den wir zunächst passiren mußten, zerstört war. Und diesen schwimmend oder mittelst Flößen zu befreien, wie es zeither bei andern Flüssen wohl hin und wieder hatte geschehen müssen, zeigte sich gleich beim ersten Augenblick wegen der reißenden Schnelligkeit, mit der er in seinem Bette fortstürzte, und dann auch wegen der hohen Uferbänke, die aus steilen Felsen bestanden, als rein unmöglich. Da wir ihn endlich auch nicht zu umgehen vermochten, so blieb uns nur ein Ausweg, nämlich, die Brücke wieder herzustellen. Jedoch, wir mochten sinnen, so viel wir wollten, so war doch kein Mittel aufzufinden, ohne Hülfe vom jenseitigen Ufer damit zu Stande zu kommen. Zwei Tage verflossen unter vergeblichen Versuchen; am Abend des zweiten Tages waren wir nicht einen Schritt weiter, wie am ersten Morgen. Zu dieser Klemme, in welcher wir saßen, kam noch, daß unser Vorrath an Lebensmitteln auf die Neige ging und wir die beste Aussicht vor uns hatten, wie die Pancher, von wilden

Früchten und gerösteten Ameisen zu leben, wofern uns nicht die Jagd etwa mit einem Braten aushelfen sollte. Der gänzliche Mangel an Salz zeigte sich am fühlbarsten. — Indem am dritten Tage die Stärke der Strömung bedeutend nachgelassen hatte, so wagten es vier Indianer, während sie sich an einem langen Bastseile, dessen Ende sie sich um den Leib geschlungen hatten, halten ließen, an das jenseitige Ufer zu schwimmen. Nach ungeheurer Anstrengung gelang es ihnen. Wir hatten gewonnen. Von jetzt an schritt der Bau rasch vor sich. Bäume wurden mit der uns nun am jenseitigen Ufer gewordenen Hülfe hinübergezogen, dann Querhölzer gelegt, und bald lag hier eine Brücke so solide und bequem, wie wir sie auf dem ganzen Wege noch nicht angetroffen hatten.

Am folgenden Tage erreichten wir einen zweiten Fluß, dessen Brücke gleichfalls weggeschwemmt war, fanden aber bereits acht von Marmato kommende Pione, die nach Mariquita wollten, mit Herstellung einer neuen beschäftigt. Mit unsrer Hülfe wurde denn auch diese bald zu Stande gebracht. Leider konnten uns Jene mit frischen Lebensmitteln nicht aushelfen, weil sie selbst, in Folge des nicht vorgesehenen, längern

Aufenthalts auf der Reise, nur kärglich damit versehen waren. Es war uns daher sehr lieb, als wir nach einem forcirten Marsche am Abend eine kleine Indianer-Plantage erreichten. Diese vermochte uns freilich nur wenig zu bieten, aber doch genug, um nicht Hungers zu sterben oder wie Wilde zu leben. Wir erhielten getrocknetes Kuhfleisch, Panalen und Maiskuchen. Salz war nicht zu bekommen, und hätten wir für ein Loth Indiens Schätze bieten können. Ueber Alles erquickte uns aber die Milch, welche wir am andern Morgen bei der Abreise zum Frühtrunk bekamen.

Abgesehen von zwei ziemlich seichten Flüssen, die durchwatet werden mußten, und einigen, mühsam zu erkletternden, Felsenwänden, hatten wir, im Vergleich zu den schon überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren, zwei Tagereisen hindurch einen recht guten Weg. Der Doctor, eben so Heinreichs, welche sich die Füße wund gegangen hatten, mußten sich während dieser Zeit tragen lassen. — Der Sillera, oder Tragsessel für Personen, ist auf ähnliche Weise eingerichtet, wie die Reffe zum Transporte der Sachen. Nur daß jene Armlehnen und einen Tritt zum Aufsetzen der Füße

haben. Der Sillero, oder Träger, geht mit seiner Last so leicht einher, als wenn er diese gar nicht fühle. Der Doctor wollte versichern, daß diese Art zu reisen bequemer und angenehmer sei, wie zu Pferde oder im verschlossenen Wagen.

Am Montage, den 16., kamen wir Abends frühzeitig nach Salamine, einem zwar kleinen, aber sehr betriebsamen, indianischen Dorfe. Der Alcalde, zu dem wir uns begaben, zeigte sich äußerst artig und zuvorkommend, als er vernahm, daß wir der englischen Compagnie von Marmato angehörten. Mit der Hütte, die uns angewiesen wurde, konnten wir nur zufrieden sein. Bei dem trüben Scheine eines aus Harz und Baumwolle bereiteten Lichts kaum etwas eingerichtet, so erschien schon der Alcalde in Begleitung des Pfarrers zum Besuch bei uns. Da diese Herren von unseren Trägern erfahren haben mochten, daß wir mit Lebensmitteln eben nicht besonders bestellt waren, so währte es keine halbe Stunde, und von allen Seiten kamen Einwohner, welche uns die verschiedensten Eßwaaren zu Kauf boten. Freudig überrascht sahen wir uns, als unter anderen eine Negerin eine mächtige Schüssel mit dampfender „olla potrida“ auf den, in der Eile gezimmerten Tisch

pflanzte und, ohne Bezahlung zu fordern, mit tiefen Bücklingen verschwand. Es war eine vom Pfarrer liebreich gebotene Gabe, wie wir sogleich erfuhren. Dieser, wie der Alcalde, mußten an unserm verspäteten Mittagsessen Theil nehmen. Mit Vergnügen hörten wir die Versicherung der Pione bestätigt, daß man nach Marmato nur noch zwei kurze Tagereisen hätte, vernahmen aber mit desto größerm Verdruß, daß wir uns, wegen Austritts eines nahen Flusses, hier mehre Tage verweilen müßten, bis jener in sein natürliches Bette zurückgekehrt sein würde. Von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugten wir uns am folgenden Morgen selbst. Es war unmöglich, fortzukommen. — Um uns den hiesigen Aufenthalt so angenehm, als möglich, zu machen, hatte der Alcalde auf den Abend einen Ball veranstaltet. Bis dahin nun vertrieben wir uns die Zeit, so gut es eben angehen wollte. Gern wären wir auf die Jagd gegangen, welche sehr ergiebig hätte ausfallen können, da man hier Karakara (wilde Fasanen), Rebhühner, denen wir seit der Jagd bei St. Anna nicht wieder begegnet sind, und unter anderen auch Haasen und Rehe in großer Zahl antreffen soll; indessen, unser Hauptschütze, Doctor William, litt noch an seinen

wunden Füßen, und so mußten wir Anderen uns die Lust schon vergehen lassen.

Salamine zählt dreiundvierzig Häuser, ein theilweise verfallenes, vom Pfarrer jedoch bewohntes Kloster und eine ziemlich ansehnliche Kapelle. Diese letztere nebst den Klostergebäuden und ungefähr vier Privathäuser hatten sogenannte Dreckwände, die sehr dauerhaft sind und, weiß übertüncht, hübsch aussehen. Aber auch die übrigen Häuser, obwohl sie in der Bauart von anderen Indianerhütten nicht sehr abwichen, zeigten sich im Aeußern doch weit freundlicher und auch von größerm Umfange, wie diese. Im Uebrigen standen die Häuser so weitläuftig, daß in Deutschland kleine Städte, von vielleicht sechs- bis achthundert Häusern, keinen größern Raum einzunehmen pflegen. — Schon mancher Ball mag beschrieben sein, und Bälle der verschiedensten Art, doch gewiß noch kein ähnlicher, wie der, uns zu Ehren gegebene Indianerball zu Salamine.

Vom Alcalden dringend darum ersucht, befanden wir uns am Abend um acht Uhr in unsrer Wohnung. Um diese Zeit erschien ein Festzug vor unsrer Thür, den ein Tambour aufführte, welcher die mit einer Kuhhaut überspannte Trommel heidenmäßig tractirte.

Nachdem dieser Lärm etwa fünf Minuten gedauert haben mochte, trat ein alter, festlich aufgeputzter Indianer in Begleitung von vier jüngeren, welche Sillera trugen, in unser Zimmer. Der alte Mann hielt einen langen Sermon, dessen kurzer Sinn nichts weiter besagen wollte, als daß wir die Gewogenheit haben möchten, uns nach dem Hause des Don Alcalden tragen zu lassen. Eine Weigerung von unsrer Seite hätte als Beleidigung angesehen werden können; also bestiegen wir die uns angebotene zweibeinige Equipage. Unter Trommelschlag ging es dem Ballhause zu. An der Thür desselben empfing uns der loyale Wirth und der Pfarrer, jeder mit einer kurzen Rede, worauf wir, da wir nicht hatten absteigen dürfen, in den Ballsaal getragen und inmitten eines, von dunkelbraunen Damen und Herren geschlossenen Kreises sanft abgesetzt wurden. Drei stumme, sehr tiefe, von der ganzen Gesellschaft a tempo absolvirte, Bücklinge, begrüßten uns feierlichst. Uns vier Gäste nicht mitgezählt, bestand die Gesellschaft aus zwölf Damen und eben so vielen Herren. Unter den ersteren befand sich auch die Haushälterin des Pfarrers und deren zwei Töchter von etwa sechzehn und achtzehn Jahren. Die Damen trugen ein tief ausge-

zacktes Kleid von buntgewürfeltem Zeuge, welches vom Gürtel bis an die Knie reichte; einen weißen baumwollenen, vorn offenen Ueberwurf, der unter dem Halse befestigt war, und an dessen Seiten sich eine Oeffnung befand, um die bloßen, mit goldenen Spangen geschmückten, Arme durchzulassen; ein goldenes Stirnband und einen ansehnlichen Kranz von den buntfarbigsten Blumen. Das gescheitelte Haar fiel frei den Rücken hinab und reichte bei verschiedenen Damen bis auf die Hacken. Was die Fußbekleidung betraf, so trugen sie keine andere, als die allernatürlichste — die keine Hühneraugen verursacht. Ländlich, sittlich! Der Anzug der Männer bestand in einem um den Unterleib geschürzten Tuche und einer roth und weißgewürfelten, baumwollenen Roane. Als Kopfschmuck trugen sie eine Krone von hohen, bunten Federn. Der Pfarrer und der Alcalde machten eine Ausnahme. Der erstere, ein Indianer, welcher in einem Kloster erzogen und dort die Tonsur empfangen hatte, trug ein braunes Ordenskleid und Sandalen; der andere, welcher in gerader Linie von einem alten Caziken des Landes abstammte, deßhalb auch, nach einem alten Statute der vormaligen spanischen Regierung, den Titel „Don" führen durfte,

war bekleidet mit einer kurzen scharlachrothen Pausch-hose, einem eben solchen Wamse mit langen, am Ellenbogen aufgeschlitzten Aermeln und einem kurzen, spanischen Mantel von schwarzem, baumwollenen Zeuge; an den Füßen trug er roth gefärbte, hanfene Halbstiefel mit dicken goldenen Troddeln und auf dem Kopfe eine Federnkrone, die an Höhe und Schönheit alle andern überragte. — Die Musik bestand aus einer Trommel, zwei Pfeifen und zwei Guitarren. Beleuchtet ward die Scene mittelst eines halben Dutzends kleiner Harz-pechfackeln.

Etwa fünf Minuten nach unserm Eintritt, die in tiefster Stille verflossen, nahm der Ball auf einen Wink des Alcalden — welcher mit uns und dem Pfarrer einen etwas erhöhten Sitz in der Mitte des Saals eingenommen hatte —, seinen Anfang mit einem langsamen Tanze in sogenannter, runder Reihe, bei welchem die Tanzenden einzeln und jedes Ge-schlecht für sich, ungefähr vier Fuß hinter einander, herschritten. Nachdem sie auf diese Weise den Kreis sechs Mal beschrieben hatten, verengte er sich plötz-lich; die Musik ging in einen geschwindern Tact über, während die Tanzenden eine geschlossene Kette bil-deten, die nach einigen Evolutionen sich paarweise

wieder auflös'te, und nun ein neuer Rundtanz begann, welcher dies Mal aber von je Zwei und Zwei ausgeführt wurde, die während dieser Bewegung sich ohne alle Grazie, mit zurückgebogenem Halse, vorgebogenem Leibe und weit ausgestreckten Armen, bei den Händen hielten. Diesem folgte ein Tanz, bei welchem sie den Tact mit den Händen schlugen und in seinen Touren mit dem „Bolero" eine entfernte Aehnlichkeit hatte. Hiermit schlossen die sogenannten Ehrentänze, und durften jetzt auch alle übrigen Einwohner eintreten und an der Festlichkeit Theil nehmen. An den folgenden Tänzen, die eigentlich nur noch in wilden, regellosen Sprüngen und furienhaften Umherkreisen bestanden, nahmen, wie der Alcalde und selbst der Pfarrer, auch Wilhelm und ich thätigen Antheil, was der Gesellschaft eine nicht geringe Freude zu machen schien. — Zur leiblichen Erquickung fand man in der nahen Küche auf reinlichen Strohmatten, die am Erdboden ausgebreitet lagen, getrocknetes und geröstetes Ochsenfleisch, in Olivenöl gebratenes Schaffleisch und — was durch ganz Südamerika zu den seltensten Ausnahmen gehört — selbst Kalbfleisch; ferner Maiskuchen, Früchte, Aguardient und Chica, nämlich ein aus Mais bereitetes Bier, im Ueberfluß aufgetra-

gen und konnte sich dessen jeder Anwesende ohne Zwang und Ceremonie bedienen. Nur das Kalbfleisch schien ausschließlich für uns bereitet zu sein; denn ich bemerkte nicht, daß es von den Indianern berührt worden wäre. — Gegen ein Uhr des Morgens, nachdem auf einen Wink des Alcalden alle Diejenigen, welche nicht zu der ersten Gesellschaft gehörten, sich entfernt hatten, wurden wir ersucht, unsern Ehrenplatz wieder in der Mitte einzunehmen, worauf alsdann derselbe Rundtanz begann, mit welchem man den Ball bei unsrer Ankunft eröffnet hatte. Doch dieses Mal wurde er mit einem eintönigen Gesang verbunden, in welchem die Damen das „Haho!“ der Herren mit einem „Hehi!“ beantworteten und der zuletzt mit einem gemeinschaftlichen „Ehvu!“ schloß. Hierauf präsentirte sich abermals unsre indianische Equipage; wir bestiegen die Sillera's, und von dem ganzen Orchester begleitet, das ihre besten Musikstücke aufspielte, trug man uns nach Hause.

Erst am 19. wagten es die Fahrmänner von Salamine, uns überzusetzen. Das Floß, dessen sie sich zur Ueberfahrt bedienten, bestand aus sechs zusammengebundenen Bäumen, und es dauerte fast eine Stunde, bis wir uns Alle am jenseitigen Ufer des

mit dem Orte gleichnamigen, hier ungefähr sechzig Fuß breiten Flusses befanden. — Auffallend ist es, daß sich dieser gar nicht unbedeutende Fluß auf keiner General- oder Specialcharte von Südamerika, so manche ich deren auch gesehen habe, verzeichnet findet. —

Gegen drei Uhr Nachmittags erreichten wir eine Zuckerplantage, ohne aber einen Menschen darauf anzutreffen. Sie schien ausgestorben. Nicht weit vom Hause lag eine ansehnliche Zuckermühle unter einem spitz zulaufenden Dachwerke. Sie hatte drei Walzen, welche senkrecht auf einem Balken standen; die größte von diesen war zwölf, die beiden anderen fünf Fuß lang. An jeder Walze befand sich ein eiserner Cylinder, von etwa Zolldicke und zwei Fuß Länge; von oben waren diese an starken, flachen Balken, unterhalb aber an vier kleinen Ständern befestigt, von welchen jeder mit einem kupfernen Angel und vier hölzernen Keilen versehen war, die mit einer eisernen Kolbe fest zugedrückt und losgelassen werden konnten. Die beiden Flügel der Mühle waren jeder funfzehn Fuß lang und mußten, dem Anschein nach, von Pferden oder Ochsen betrieben werden. Männer vom Fach werden aus dieser Beschreibung leicht erkennen, wie weit die Amerikaner im Maschinenwesen noch zurück

sind. — Während wir den Mechanismus der Mühle noch besichtigten, ließen sich nahende Schritte hören. Auch gleich darauf erschien eine, aus Vater, zwei Söhnen, deren Frauen und einer erwachsenen Tochter bestehenden, Indianerfamilie, welcher diese Besitzuug gehörte und die jetzt von einem Besuche zurückkehrten, den sie irgendwo abgestattet hatten. Sie Alle hießen uns unter ihrem Dache freundlich willkommen. Nach dem eingenommenen Mittagsessen, mit dem man uns bewirthete, wurde die Reise noch einige Stunden fortgesetzt. Unser heutiges Nachtlager wurde auf einem freien, in geringer Entfernung von dichter Waldung eingeschlossenen, Platze aufgeschlagen. An Schlafen war nicht zu denken; denn die Indianer selbst, die sich sonst von der Furcht vor wilden Thieren nicht beherrschen lassen, vermochten hier doch eine gewisse Angst nicht ganz zu unterdrücken. Der Patron erzählte uns, daß neulich an dieser nämlichen Stelle von acht Pionen, die das Feuer während der Nacht nicht achtsam genug unterhalten hätten, zwei von Jaguaren erwürgt wären.

Beim ersten Strahl des ängstlich erharrten Morgens brachen wir auf und wurden herzlich froh, als wir nach einigen Stunden die gefährliche Waldung ohne Unfall hinterlegt hatten. Um eilf Uhr erklommen wir

die steile Spitze eines Berges, von wo wir Marmato liegen sahen. Freudig begrüßten wir es. Der Patron machte uns Hoffnung, daß wir dort vor Nachtfall noch anlangen würden, sofern nur ein kleiner Fluß, der „Rio del Norte", über den wir setzen müßten, fahrbar sei. Das war er aber auch nicht. Als wir ihn gegen drei Uhr erreichten, war er in Folge eines Regens, von dem wir nichts gesehen hatten, so angeschwollen, daß der Fährmann, welcher nebenbei wohnte, sich nicht getraute, uns überzusetzen.

Am andern Morgen, als am Sonnabend, den 21. Mai, traten wir um 9 Uhr unsre letzte Tagesfahrt an. Jenseit des Rio del Norte gelandet, zog sich der Weg mit geringen Unterbrechungen von hochliegenden Ebenen fortwährend bergan, bis wir am Nachmittage, drei Uhr, vor einer großen, auf ähnliche Weise, wie in Santa Marta, erbauten, Hütte standen, aus welcher uns zehn bis zwölf Europäer entgegen traten und in englischer, französischer und deutscher Sprache uns eben so herzlich, als freudig bewillkommneten. Wir befanden uns in Marmato.

Ende des ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

[illegible] von dem alten Marmato [illegible] bis 60. Der Boden [illegible] der Abhang und [illegible] seiner Fluß, der [illegible] westlich, fahrbar [illegible]. Als wir ihn gegen drei [illegible] dieser Gegend, von dem [illegible] so angeschwollen, daß der [illegible] machen, ich nicht gedrungen, [illegible]

Am andern Morgen, als am Sonnabend, den [illegible] Juli, traten wir um 9 Uhr unsere letzte Tagesfahrt an. [illegible] der [illegible] gewendet, zog sich der Weg mit [illegible] von hochliegenden Ebenen [illegible] bergan, bis wir am Nachmittag drei Uhr, vor einer großen, mit ähnlicher Kirche, wie in Santa Maria, erbauten, Hütte standen, aus welcher uns [illegible] entgegen, [illegible] uns in englischer, französischer und deutscher Sprache und eben so herzlich, als freudig bewillkommneten. Wir befanden uns in Marmato.

Ende des ersten Bandes.

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Saacke, Friedrich

Denkwürdige Erinnerungen aus einer vierjährigen Reise durch Süddeutschland, Holland und England nach den Freistaaten des mittleren Südamerika

Bd.: 1

Wolfenbüttel 1844

It.sing. 1411 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468931-1